This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

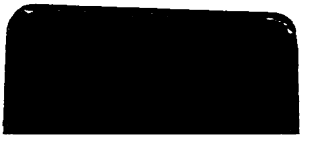
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

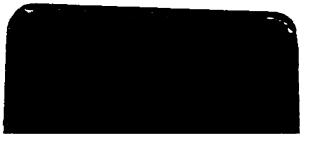
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07596981 0



SNV
Balz a.



1. Marriage.

HONORE DE BALZAC

PHYSIOLOGIE DER EHE

EKLEKTISCH-PHILOSOPHISCHE BETRACHTUNGEN ÜBER GLÜCK & UNGLÜCK IN DER EHE

LEIPZIG
IM INSELVERLAG · MCMVIII

EM.B

WIDMUNG

BEACHTEN SIE DIE WORTE AUF SEITE 52:
DER ÜBERLEGENE MENSCH, DEM
DIESES BUCH GEWIDMET IST . . .
HEISST DAS NICHT EINFACH ‚IHNEN' — ?

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
138080B
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1941 L

EINLEITUNG

41X664

DIE Frau, die sich durch den Titel dieses Buches versucht fühlen sollte, es aufzuschlagen, kann sich das ersparen: sie hat es bereits gelesen, ohne es zu wissen. Der allerboshafteste Mann wird niemals über die Frauen so viel Gutes und so viel Böses sagen, wie sie selber von sich denken. Sollte trotz dieser Vorbemerkung eine Frau durchaus das Werk lesen wollen, so wird das Zartgefühl ihr zur Pflicht machen müssen, nicht auf den Verfasser zu schmälen — denn auf den Beifall verzichtend, der für alle Künstler der allerschmeichelhafteste ist, hat er sozusagen auf dem Titelkupfer seines Buches die vorsichtige Inschrift eingegraben, die man zuweilen über Türen liest: ‚Nicht für Damen!'

DIE Ehe hat mit der Natur nichts zu tun. Die morgenländische Familie ist völlig verschieden von der abendländischen Familie. — Der Mensch ist der Diener der Natur, und die Gesellschaft wird dieser aufgepfropft. — Die Gesetze sind um der Sitten willen gemacht, und die Sitten wechseln.'

‚Für die Ehe kann also dasselbe Gesetz allmählicher Vervollkommnung gültig sein, dem, wie es scheint, alles Menschliche unterworfen ist.'

Diese von Napoleon bei der Erörterung über das Bürgerliche Gesetzbuch gesprochenen Worte machten auf den Verfasser dieses Buches einen bedeutenden Eindruck; vielleicht senkten sie, ihm unbewußt, in ihn den Keim des Werkes, das er heute dem Publikum darbietet. Als er nämlich — er war damals viel jünger — französisches Recht studierte, verursachte das Wort ‚Ehebruch' ihm eigentümliche Gefühle. In ungeheurer Größe von all den Paragraphen des Gesetzbuches sich abhebend, trat dieses Wort niemals ohne ein grausiges Trauergefolge vor seine Phantasie: Tränen, Schande, Haß, Todesangst, geheime

Verbrechen, blutige Kriege, Familien ohne ihr Oberhaupt, Unglück — alle diese Begriffe nahmen Fleisch und Blut an und richteten sich plötzlich auf, wenn er dieses große Wort ‚Ehebruch' las. Als er dann später an den in höchster Kultur stehenden Gestaden der Gesellschaft landete, bemerkte der Verfasser, daß die Strenge der ehelichen Gesetze ziemlich allgemein durch den Ehebruch gemildert wurde. Er fand, daß die Gesamtsumme der schlechten Ehen bei weitem die der glücklichen Ehen übertreffe. Endlich glaubte er, als erster die Bemerkung zu machen, daß von allen menschlichen Kenntnissen die Kenntnis vom Wesen der Ehe am weitesten zurückgeblieben sei. Aber dies war eine Beobachtung, wie ein junger Mann sie macht: es erging ihm wie so vielen andern, und wie ein in einen See geworfener Stein verschwand sie im Abgrund seiner stürmischen Gedanken. Der Verfasser beobachtete indessen unbewußt weiter; und so bildete sich in seiner Phantasie langsam ein Schwarm mehr oder weniger richtiger Gedanken über die Natur der Eheangelegenheiten. Bücher bilden sich in den Seelen vielleicht ebenso geheimnisvoll, wie in den duftenden Ebenen von Périgord die Trüffeln sprießen. Aus der einfältig-frommen Angst, die der Ehebruch ihm einjagte, und aus der gedankenlos gemachten Beobachtung entsproß eines Morgens ein winziger Gedanke, worin seine Idee Form gewann. Es war ein Spaß über die Ehe: zwei Gatten liebten sich zum erstenmal, nachdem sie siebenundzwanzig Jahre verheiratet gewesen waren.

Er hatte seine Freude an diesem kleinen Pamphlet gegen die Ehe und verbrachte eine ganze Woche mit der köstlichen Beschäftigung, um dieses harmlose Epigramm die vielfältigen Ideen zu gruppieren, die er unbewußt gewonnen hatte und zu seinem eigenen Erstaunen in sich fand. Infolge einer schulmeisterlichen Bemerkung wurde diese Tändelei aufgegeben. Gehorsam diesem Rate, ergab

der Verfasser sich wieder der Sorglosigkeit seiner Faulenzergewohnheiten. Indessen vervollkommnete sich dieser kleine Erstlingsversuch in scherzhafter Wissenschaft ganz allein auf den Gefilden des Gedankens: jeder Satz des verurteilten Werkes faßte dort Wurzel und erstarkte, wie ein Zweiglein, das, an einem Winterabend auf dem Sande liegen geblieben, am nächsten Morgen mit jenen bizarren weißen Kristallformen bedeckt ist, in denen sich die launenhafte Zeichenkunst des Nachtfrostes ergeht. So blieb auch dieser Entwurf am Leben und wurde der Ausgangspunkt für eine Menge moralischer Verästelungen. Er war gleichsam ein Polyp, der sich aus sich selber erzeugte. Die sinnlichen Empfindungen seiner Jugend, die Beobachtungen, die eine freundliche Macht ihn anstellen ließ, fanden Stützpunkte in den geringsten Ereignissen. Noch mehr — diese Ideenmasse gewann Harmonie und Leben, beinahe körperliche Gestalt und wandelte in jenen phantastischen Reichen, in denen die Seele gern ihre ausgelassenen Sprößlinge vagabundieren läßt. Mitten im Getriebe der Welt und des Lebens hörte der Verfasser stets eine innere Stimme, die ihm gerade, wenn er mit dem größten Vergnügen eine tanzende, lächelnde oder plaudernde Frau beobachtete, die boshaftesten Bemerkungen zuflüsterte. Wie Mephistopheles auf dem Hexensabbat des Brockens seinem Faust grausige Gestalten zeigt, so spürte der Verfasser überall die Gegenwart eines Teufels, der mitten auf einem Ball ihm vertraulich auf die Achsel klopfte und sagte: „Siehst du dies Zauberlächeln? Es ist ein Lächeln des Hasses.“ Bald stolzierte der Teufel einher wie ein renommistischer Kapitan der alten Hardyschen Komödien, schüttelte die Purpurfalten seines gestickten Mantels und bemühte sich, die alten Kinkerlitzchen und Flitter des Ruhmes wieder aufzufrischen; bald lachte er ein Rabelaissches breites, offenes Lachen und schrieb auf der Straße an eine Häuserwand

ein Wort, das jenem ‚Trink!' — dem einzigen Orakel, das aus der göttlichen Flasche herauszubekommen war — als Gegenstück dienen könnte. Oft saß dieser literarische Trilby auf einem Haufen zerfetzter Bücher und zeigte mit seinen Krallenfingern boshaft auf zwei Bände mit gelbflammenden Umschlägen. Wenn er dann sah, daß der Verfasser aufmerksam wurde, buchstabierte er mit einer Stimme, die auf die Nerven fiel wie die Töne einer Harmonika, den Titel: ‚Physiologie der Ehe!' Aber fast immer erschien er abends, im Augenblick, wo die Träume kommen. Liebkosend wie eine Fee versuchte er durch sanfte Worte die Seele, die er sich unterjocht hatte, zutraulich zu machen. Ebenso spöttisch wie verführerisch, geschmeidig wie eine Frau, grausam wie ein Tiger — war er in seiner Freundschaft gefährlicher als in seinem Haß; denn er konnte nicht liebkosen, ohne zu kratzen. Eines Nachts versuchte er auch wieder die Macht aller seiner Zauberkünste und krönte sie durch eine letzte Bemühung. Er kam, er setzte sich auf den Bettrand wie ein junges verliebtes Mädchen, das zuerst schweigt, aber mit seinen glänzenden Augen zuletzt doch sein Geheimnis sich entschlüpfen läßt — und sagte:

„Dies hier ist der Prospekt eines Schwimmapparates, mittels dessen man trockenen Fußes auf der Seine wird spazieren gehen können. Dieser andere Band ist ein Bericht des Instituts über eine Bekleidung, mit deren Hilfe wir durch Flammen schreiten können, ohne uns zu verbrennen. Willst du denn nicht etwas vorschlagen, was die Ehe vor den Leiden des Frostes und der Hitze beschützen könnte? Aber höre! Hier habe ich: ‚Die Kunst, Nahrungsmittel aufzubewahren'; ‚Die Kunst, das Rauchen der Kamine zu verhindern'; ‚Die Kunst, seine Krawatte zu knoten'; ‚Die Kunst, den Braten vorzulegen'."

Er zählte in einer Minute eine so ungeheure Menge von Büchern auf, daß dem Verfasser ganz wirblig zumute wurde.

„Diese Myriaden von Büchern sind vom Publikum verschlungen worden," sagte der Dämon; „aber es baut doch nicht, es ißt doch nicht ein jeder Mensch, nicht jeder hat eine Krawatte oder wärmt sich an einem Kaminfeuer — verheiraten aber tut sich jedermann mehr oder weniger! ... aber sieh mal da!"

Er machte eine Handbewegung, und es war, als enthüllte er in der Ferne einen Ozean, in welchem alle Bücher des Jahrhunderts hin und her wogten. Die Oktodezbände prallten von der Wasserfläche ab, die Oktavbände sanken mit einem tiefen Ton auf den Grund und arbeiteten sich nur mit großer Mühe wieder an die Oberfläche, behindert durch die Fülle von Duodez- und Sedezbänden, die sich zu einem leichten Schaum auflösten. Die wilden Wogen waren voll von Journalisten, Druckereifaktoren, Papierhändlern, Setzerlehrlingen und Buchdruckern, von denen man nur die Köpfe in buntem Gewimmel unter all den Büchern sah. Tausende von Stimmen schrien wie Schüler im Bade. In ihren Booten fuhren einige Menschen hin und her, fischten die Bücher auf und brachten sie ans Ufer zu einem großen schwarzgekleideten Mann mit hochmütiger, gefühlloser und kalter Miene: die Leute waren die Buchhändler, und der Mann war das Publikum. Der Teufel zeigte auf ein neugetakeltes Schiffchen, das unter vollen Segeln dahinfuhr und als Flagge ein Plakat trug; dann las er mit einem hämischen Lachen und schneidender Stimme: ‚Physiologie der Ehe.'

Der Verfasser verliebte sich; der Teufel ließ ihn in Ruhe — denn er hätte zu schweren Stand gehabt, wäre er in eine Wohnung gekommen, wo eine Frau waltete. Einige Jahre vergingen ohne andere Qualen als die der Liebe, und der Verfasser konnte glauben, er sei von einer Krankheit durch eine andere geheilt worden. Aber als er eines Abends in einem Pariser Salon mit einigen andern Herren im Halbkreis vor

dem Kamin saß, ergriff einer von der Gesellschaft das Wort und erzählte mit Grabesstimme folgende Anekdote:

„Als ich in Gent war, passierte eine Geschichte. Eine seit zehn Jahren verwitwete Dame lag todkrank in ihrem Bett. Auf ihren letzten Seufzer warteten drei Erben, Seitenverwandte, die nicht von ihr wichen, weil sie befürchteten, sie könnte ein Testament zugunsten des Beghinenklosters der Stadt machen. Die Kranke lag stillschweigend wie betäubt da, und der Tod schien sich langsam ihres stummen, bleichen Gesichtes zu bemächtigen. Sehen Sie nicht die drei Verwandten vor sich, wie sie schweigend in der Winternacht vor dem Bette sitzen? Eine alte Krankenwärterin ist da und schüttelt den Kopf; der Arzt sieht voller Unruhe die Krankheit bei ihrem letzten Stadium angelangt, hält in der einen Hand seinen Hut und macht mit der andern den Verwandten ein Zeichen, wie wenn er ihnen sagen wollte: ‚Ich brauche hier keinen Besuch mehr zu machen.‘ In dem feierlichen Schweigen konnte man das gedämpfte Sausen eines Schneetreibens hören, das die Fensterläden peitschte. Damit nicht die Augen der Sterbenden vom Licht getroffen würden, hatte der jüngste der drei Erben die neben dem Bett stehende Kerze mit einem Schirm versehen, so daß der Lichtkreis kaum das Kopfkissen erreichte, von dem das vergilbte Gesicht sich abhob wie ein schlechtvergoldeter Kruzifixus von einem Kreuz aus mattem Silber. Die aufzuckenden blauen Flammen eines prasselnden Kaminfeuers beleuchteten also allein dieses düstere Zimmer, worin ein Drama seinen Abschluß finden sollte. Plötzlich rollte nämlich ein glühendes Holzstückchen aus dem Kamin auf das Parkett, wie wenn es ein Ereignis voraussagen wollte. Auf dieses Geräusch richtet die Kranke sich rasch empor und reißt ihre Augen auf, die so hell funkeln wie die einer Katze. Alle Anwesenden blicken sie erstaunt an. Sie sieht nach der rollenden

Kohle, springt, ehe jemand daran denkt, sich dieser unerwarteten Bewegung einer Fieberkranken zu widersetzen, aus dem Bett, ergreift die Feuerzange und wirft die Kohle in den Kamin zurück. Die Wärterin, der Arzt, die Verwandten stürzen herzu und fangen die Sterbende in ihren Armen auf; sie wird wieder zu Bett gebracht und legt den Kopf auf das Pfühl. Und kaum sind einige Minuten verflossen, da stirbt sie, und auch nach ihrem Tode bleibt ihr Blick noch auf dem Brettchen des Parketts haften, bis zu dem die Kohle gerollt war. Kaum war die Gräfin von Ostroem verschieden, so warfen die drei Erben sich einen mißtrauischen Blick zu und zeigten sich das geheimnisvolle Parkett; an ihre Tante dachten sie schon nicht mehr. Da sie Belgier waren, so ging bei ihnen das Rechnen ebenso schnell wie das Sehen. Drei leise Worte wurden ausgetauscht, und sie kamen überein, keiner von ihnen solle das Zimmer verlassen. Ein Lakai holte einen Arbeiter. Ihre Verwandtenherzen pochten lebhaft, als die drei Belgier, die das schatzbergende Parkett bewachten, einen kleinen Schreinerlehrling erscheinen sahen. Er setzt den Meißel an; das Werkzeug dringt in das Holz ein.

‚Tante hat sich gerührt,‘ sagt der jüngste von den Erben.

‚Nein, das kommt nur von dem flackernden Licht!‘ antwortet der älteste, der mit dem einen Auge den Schatz, mit dem andern die Tote ansieht.

Die leidtragenden Verwandten fanden genau an der Stelle, bis zu der die Kohle gerollt war, eine kunstvoll von einer Gipsschicht umhüllte Masse.

‚Vorwärts!‘ sagte der älteste.

Im selben Augenblick legte der Meißel des Lehrlings einen Menschenkopf bloß, und an irgend einem Kleidungsüberrest erkannten sie den Grafen, der nach der Meinung der ganzen Stadt auf Java gestorben war und dessen Verlust seine Witwe leidenschaftlich beweint hatte.“ — —

Der Erzähler dieser alten Geschichte war ein großer dürrer Mann mit gelben Augen und braunen Haaren, und der Verfasser glaubte eine entfernte Ähnlichkeit zwischen ihm und dem Teufel zu bemerken, der ihm früher so arg zugesetzt hatte; aber der Fremde hatte keinen Klumpfuß. Plötzlich klang wie eine Art Glockenton das Wort ‚Ehebruch' dem Verfasser in die Ohren und erweckte in seiner Phantasie die grausigsten Gestalten des Gefolges, das früher hinter diesen Wundersilben hergezogen war.

Seit diesem Abend begannen von neuem die gaukelnden Verfolgungen eines noch nicht existierenden Werkes; in keiner Epoche seines Lebens wurde der Verfasser von so viel trügerischen Gedanken über den unglückseligen Gegenstand dieses Buches bestürmt. Aber er leistete dem Geiste mutigen Widerstand, obwohl dieser die unbedeutendsten Lebensereignisse mit jenem noch unbekannten Werk in Verbindung brachte und wie ein Zollschreiber an alles die Plombe mit seinem spöttisch in die Augen springenden Zeichen anhängte.

Einige Tage darauf befand sich der Verfasser in Gesellschaft zweier Damen. Die erste war eine der liebenswürdigsten und geistreichsten Frauen des Napoleonischen Hofes gewesen. In ihrer hohen gesellschaftlichen Stellung wurde sie von der Restauration überrascht und gestürzt; sie war Einsiedlerin geworden. Die zweite, jung und schön, spielte in diesem Augenblick in Paris die Rolle einer Modekönigin. Sie waren Freundinnen, da die eine vierzig und die andere zweiundzwanzig Jahre alt war und daher die Ansprüche ihrer Eitelkeit sich selten auf demselben Gebiet begegneten. Die eine der beiden Damen brauchte sich vor dem Verfasser nicht zu genieren, und da die andere dies erraten hatte, so setzten sie in seiner Gegenwart ein ziemlich freies Gespräch über ihren Frauenberuf fort.

„Haben Sie bemerkt, meine Liebe, daß die Frauen im allgemeinen nur Dummköpfe lieben?"

„Was sagen Sie da, Herzogin? Wie wollen Sie diese Bemerkung mit ihrer Abneigung gegen ihre Ehemänner in Einklang bringen?"

„Aber das ist ja eine Tyrannei!" dachte der Verfasser bei sich selber.

„Nein, meine Liebe, ich spaße nicht!" sagte die Herzogin; „und seitdem ich mit kaltem Urteil die Leute, die ich früher gekannt hatte, mir näher betrachtet habe, meine ich, daß wir Frauen Anlaß haben, um uns selber zu zittern. Geist hat immer etwas Glänzendes an sich, was uns verletzt; der Mann, der viel Geist hat, erschreckt uns vielleicht, und wenn er stolz ist, wird er nicht eifersüchtig sein, kann uns also nicht gefallen. Endlich erheben wir vielleicht lieber einen Mann zu uns empor, als daß wir zu ihm hinaufsteigen ... Das Talent läßt uns allerdings an Erfolgen teilnehmen, aber der Dummkopf verschafft uns Genüsse; und wir ziehen es stets vor, sagen zu hören: ‚Ah! das ist aber ein schöner Mann!' — als unsern Liebhaber zum Mitglied des Instituts erwählt zu sehen."

„Jetzt ist's aber genug, Herzogin! Sie haben mich wirklich erschreckt!"

Und die junge Kokette begann die Porträts aller Liebhaber zu entwerfen, in die die Frauen ihrer Bekanntschaft vernarrt waren; sie fand unter ihnen nicht einen einzigen Mann von Geist und rief:

„Wahrhaftig, bei meiner Tugend — ihre Männer sind mehr wert ..."

„Diese Leute sind ihre Männer," antwortete ernst die Herzogin.

„Aber", fragte der Verfasser, „ist denn das Unglück, das in Frankreich den Ehemann bedroht, wirklich unvermeidlich?"

„Ja!“ antwortete die Herzogin lachend. „Und die Erbitterung gewisser Frauen gegen diejenigen, die das glückliche Unglück haben, eine Leidenschaft zu empfinden, beweist, wie lästig ihnen die Keuschheit ist. Ohne die Angst vor dem Teufel wäre die eine eine Lais; die andere verdankt ihre Tugend der Trockenheit ihres Herzens; diese der Dummheit, womit sich ihr erster Liebhaber betrug; jene . . .“

Der Verfasser hemmte den Strom dieser Enthüllungen, indem er den beiden Damen von dem ihn verfolgenden Plan eines Werkes über die Ehe Mitteilung machte: sie nahmen sie mit beifälligem Lächeln auf und versprachen viele Ratschläge beizusteuern. Die jüngere lieferte in heiterer Laune eines der ersten Kapitel der Unternehmung, indem sie sagte, sie erbiete sich, mathematisch nachzuweisen, daß selbst die völlig tugendhaften Frauen vernunftbegabte Wesen seien.

In seine Häuslichkeit zurückgekehrt, sagte jetzt der Verfasser zu seinem Dämon:

„Komm! ich bin bereit. Wir wollen den Pakt unterzeichnen!“

Der Teufel kam nicht mehr.

Wenn der Verfasser hier die Entstehungsgeschichte seines Buches schreibt, so geschieht das keineswegs aus Eitelkeit. Er erzählt Tatsachen, die zur Geschichte des menschlichen Gedankens beitragen können und ohne Zweifel das Werk selbst erklären werden. Vielleicht ist es gewissen Gedankenanatomen nicht gleichgültig, zu erfahren, daß die Seele weiblich ist: solange der Verfasser es sich versagte, an das Buch zu denken, zu dessen Vollendung er bestimmt war, zeigte das Buch sich überall fertig geschrieben. Eine Seite desselben fand er auf einem Krankenbett, eine andere auf dem Ruhebett eines Boudoirs. Die Blicke der Frauen, die sich im Wirbel eines Walzers drehten, warfen ihm Ge-

danken zu; eine Bewegung, ein Wort befruchteten sein geringschätzig-stolzes Gehirn. Am Tage, wo er sich sagte: „Dieses Werk, das mich verfolgt, es soll entstehen!“ — war alles verschwunden; und wie die drei Belgier fand er ein Skelett, wo er sich gebückt hatte, um einen Schatz zu heben.

Eine sanfte, blasse Gestalt trat an die Stelle des dämonischen Versuchers; sie hatte liebenswürdige Manieren und ein gutmütiges Wesen, ihren Einwendungen fehlten die scharfgeschliffenen Spitzen der Kritik. Sie war mit Worten freigebiger als mit Gedanken und schien eine Angst vor jedem Lärm zu haben. Vielleicht war sie der Hausgeist der ehrenwerten Abgeordneten, die das Zentrum der Kammer bilden.

„Ist es nicht besser,“ fragte die Gestalt, „man läßt die Dinge, wie sie sind? Steht es denn wirklich so schlimm mit ihnen? An die Ehe muß man glauben wie an die Unsterblichkeit der Seele; und ganz gewiß schreiben Sie kein Buch, um das Glück der Ehe zu preisen. Übrigens werden Sie ohne Zweifel Ihre Schlüsse aus tausend Pariser Ehen ziehen, die nur Ausnahmen sind. Sie werden vielleicht Gatten finden, die bereit sind, Ihnen ihre Frauen preiszugeben; aber kein Sohn wird Ihnen seine Mutter preisgeben ... Leute, die durch die von Ihnen vorgebrachten Meinungen verletzt sind, werden Ihre Sitten in Zweifel ziehen, werden Ihre Absichten verleumden. Endlich muß man, um die Skrofeln der Gesellschaft durch Berührung zu heilen, König oder zum mindesten Erster Konsul sein.“

Obwohl sie in der Gestalt auftrat, die dem Verfasser am besten gefallen konnte, wurde die Vernunft nicht erhört; denn in der Ferne schwenkte die Narrheit Panurgs Schellenkappe, und die wollte er haben; aber als er sie zu ergreifen versuchte, stellte es sich heraus, daß sie so schwer war wie die Keule des Herkules. Außerdem hatte der

Pfarrer von Meudon sie auf eine Weise verziert, daß ein junger Mann, dem weniger daran liegt, ein gutes Buch zu schreiben, als tadellose Handschuhe zu tragen, sie wirklich nicht anfassen konnte.

„Ist unser Buch fertig?" fragte die jüngere der beiden weiblichen Mitverschworenen den Verfasser.

„Ach, gnädige Frau, werden Sie mich für all den Haß entschädigen, den es mir vielleicht zuziehen wird?"

Sie machte nur eine Handbewegung, und auf diesen unbestimmten Ausdruck erwiderte der Verfasser mit einem Achselzucken.

„Wie? Sie wollten zögern? Veröffentlichen Sie es, haben Sie keine Furcht! Heutzutage nehmen wir Frauen ein Buch vielmehr wegen der Machart als wegen des Stoffes."

Obwohl der Verfasser hier nur als der bescheidene Sekretär zweier Damen auftritt, hat er doch durch die Sichtung und Anordnung ihrer Beobachtungen mehr als eine Aufgabe vollbracht. Eine einzige war vielleicht hinsichtlich der Ehe noch unerfüllt geblieben: nämlich die Gedanken zusammenzutragen, die jedermann denkt und niemand ausspricht. Aber wenn man eine derartige Studie mit jedermanns Geist macht, heißt das nicht, sich der Gefahr aussetzen, niemandem zu gefallen? Indessen wird vielleicht der Eklektizismus dieser Studie sie retten. Bei allem Spott hat der Verfasser doch versucht, einige tröstende Ideen zu verbreiten. Fast immer hat er sich bemüht, unbekannte Triebfedern in der Menschenseele zu wecken. Indem er die materiellsten Interessen verteidigt, beurteilt oder verurteilt hat, wird er vielleicht auf mehr als einen geistigen Genuß aufmerksam gemacht haben. Aber der Verfasser leidet nicht an der dummen Einbildung, es sei ihm stets gelungen, geschmackvolle Scherze zu machen; nur hat er auf die Verschiedenheit der Geister gerechnet, um nicht mehr Tadel als Beifall zu ernten. Der Stoff war so ernst,

daß er beständig versucht hat, ihn ‚anekdotisch zu gestalten'; denn heutzutage sind die Anekdoten Freipaß aller Moral und das Antinarkotikum aller Bücher. In diesem nun, wo alles Analyse und Beobachtung ist, ließen die Ermüdung beim Leser und das ‚Ich' beim Verfasser sich nicht vermeiden. Dies ist so ziemlich das größte Unglück, das einem Werk zustoßen kann, und der Verfasser hat sich dies nicht verhehlt. Er hat also die Grundstoffe dieser langen Studie derartig angeordnet, daß der Leser ab und zu Halt machen kann. Dieses System ist durch einen Schriftsteller gerechtfertigt worden, der über den ‚Geschmack' eine der vorliegenden über die ‚Ehe' ziemlich ähnliche Arbeit verfaßte; es sei erlaubt, eine Anleihe von wenigen Worten zu machen, um einen den beiden Verfassern gemeinsamen Gedanken auszudrücken. Der Verfasser wird damit seinem Vorgänger, der so bald nach seinem Erfolge starb, gewissermaßen seine Ehrerbietung bezeigen:

„Wenn ich von ‚mir' in der Einzahl schreibe und spreche, so halte ich ein vertrauliches Gespräch mit dem Leser; er mag prüfen, diskutieren, zweifeln und sogar lachen; aber wenn ich mich mit dem erhabenen ‚Wir' bewaffne, dann allerdings muß der Leser sich unterwerfen." (Brillat-Savarin, Vorrede zur ‚Physiologie des Geschmacks.')

5. Dezember 1829.

ALLGEMEINE BETRACHTUNGEN

GEGEN UNVERNÜNFTIGE GESETZE WERDEN WIR REDEN HALTEN, BIS MAN SIE BESSERT, UND UNTERDESSEN WERDEN WIR UNS IHNEN BLINDLINGS UNTERWERFEN. DIDEROT

DER GEGENSTAND

PHYSIOLOGIE, was willst du von mir?

Ist es dein Zweck, uns nachzuweisen, daß die Ehe zwei Wesen, die sich nicht kennen, für das ganze Leben vereinigt?

Daß Leben gleichbedeutend ist mit Leidenschaft und daß keine Leidenschaft der Ehe standhält?

Daß die Ehe eine zur Aufrechterhaltung der Gesellschaft notwendige Einrichtung ist, daß sie aber den Gesetzen der Natur widerspricht?

Daß die Scheidung, dieses wunderbare Mittel gegen die Leiden der Ehe, durch einstimmiges Begehren zurückgefordert werden wird?

Daß trotz allen ihren Unannehmlichkeiten die Ehe die erste Quelle des Eigentums ist?

Daß sie den Regierungen unschätzbare Unterpfänder der Sicherheit darbietet?

Daß etwas Rührendes darin liegt, wenn zwei Wesen sich vereinigen, um gemeinsam die Mühen des Lebens zu ertragen?

Daß etwas Lächerliches darin liegt, verlangen zu wollen, daß ein und derselbe Gedanke zwei Seelen lenke?

Daß die Frau als Sklavin behandelt wird?

Daß es keine vollständig glückliche Ehe gibt?

Daß die Ehe mit Verbrechen schwanger geht und daß die bekannt gewordenen Mordtaten nicht die schlimmsten sind?

Daß Treue unmöglich ist, wenigstens dem Mann?

Daß eine Untersuchung über die Erbüberlieferung des Eigentums — wenn eine solche Untersuchung überhaupt möglich wäre — mehr Beunruhigungen als Sicherheit hervorrufen würde?

Daß der Ehebruch mehr Nachteile verursacht, als die Ehe Vorteile?

Daß die eheliche Untreue der Frau in die ältesten Zeiten gesellschaftlicher Bildungen hinaufreicht und daß, diesen beständigen Betrügereien zum Trotz, die Ehe fortbesteht?

Daß die Gesetze der Liebe zwei Wesen so fest miteinander verbinden, daß kein Menschengesetz sie trennen kann?

Daß es nicht nur Ehen gibt, die in die Standesamtsregister eingetragen werden, sondern auch Ehen, die durch ein Verlangen der Natur sich bilden, durch eine süße Übereinstimmung oder gänzliche Verschiedenheit im Denken und durch körperliche Gestaltungen — daß also Himmel und Erde ohne Unterlaß einander widersprechen?

Daß es Ehemänner von stattlicher Gestalt und überlegenem Geiste gibt, deren Frauen sehr häßliche, kleine oder dumme Liebhaber haben? — —

Jede dieser Fragen würde im Notfall für ein Buch ausreichen; aber diese Bücher sind bereits geschrieben, und die Fragen werden beständig beantwortet.

Physiologie, was willst du von mir?

Offenbarst du neue Grundsätze? Willst du behaupten, man müsse die Frauen zu Gemeingut machen? Lykurg und einige griechische Stämme, Tataren und Wilde haben es versucht.

Müßte man etwa die Frauen einsperren? Die Mohammedaner haben es getan und setzen sie heute in Freiheit.

Müßte man etwa die Mädchen ohne Mitgift vermählen und sie vom Erbfolgerecht ausschließen? Englische Schriftsteller und Sittenlehrer haben nachzuweisen gesucht, daß diese Bestimmung und die Scheidung das sicherste Mittel wäre, die Ehen glücklich zu machen.

Gehörte etwa zu jeder Ehe eine kleine Hagar? Dazu ist kein Gesetz nötig. Aus dem Paragraphen des Strafgesetzes, das die ehebrecherische Frau mit Strafe bedroht, einerlei, an welchem Ort das Verbrechen begangen wird, und aus

dem andern Paragraphen, der einen Ehemann nur dann bestraft, wenn seine Konkubine unter dem ehelichen Dache wohnt, muß notwendigerweise gefolgert werden, daß es erlaubt ist, außer dem Hause sich Mätressen zu halten.

Sanchez hat das ganze Strafrecht der Ehe in allen Einzelfällen behandelt; er hat sogar über die Legitimität und die Opportunität jedes einzelnen Vergnügens Betrachtungen angestellt; er hat alle sittlichen, religiösen, fleischlichen Pflichten der Gatten genau umschrieben — kurz, sein Werk würde zwölf Oktavbände geben, wenn man von seinem dicken Folianten ‚De Matrimonio' einen Neudruck veranstalten würde.

Haufen von Rechtsgelehrten haben Haufen von Abhandlungen erscheinen lassen über die juristischen Schwierigkeiten, die aus der Einrichtung der Ehe entspringen; es gibt sogar Werke über den gerichtlichen Begriff der Beiwohnung.

Legionen von Ärzten haben Legionen von Büchern erscheinen lassen über die Ehe in ihren Beziehungen zur Chirurgie und Medizin.

Im neunzehnten Jahrhundert ist also die Physiologie der Ehe entweder eine nichtssagende Zusammenstoppelung oder ein Werk, das ein Dummkopf für andere Dummköpfe schreibt: alte Priester haben ihre Goldwagen hergenommen und die geringsten Skrupel gewogen; alte Juristen haben ihre Brillen aufgesetzt und alle Arten unterschieden; alte Ärzte haben die Sonde zur Hand genommen und sie in alle Wunden eingeführt; alte Richter haben sich in ihren Richterstuhl gesetzt und über alle Klagen auf Rücknahme der Waren wegen mangelhafter Lieferung abgeurteilt; ganze Menschengeschlechter sind vorübergezogen und haben ihr Freudengeschrei ausgestoßen oder ihr Klagelied angestimmt; jedes Jahrhundert hat seine Stimme in die Urne gelegt; der Heilige Geist, die Dichter, die

Schriftsteller haben alles zu Protokoll genommen: von Eva bis zum Trojanerkrieg, von Helena bis zur Madame de Maintenon, von Ludwigs XIV. Gattin bis zur Contemporaine.

Physiologie, was willst du also von mir?

Solltest du etwa zufällig uns mehr oder minder gut gezeichnete Gemälde vorzuführen wünschen, um uns nachzuweisen, daß die Gründe, aus denen ein Mann sich verheiratet, folgende sind:

Alter: um mal ein Ende zu machen;

Berechnung: liegt fast immer zugrunde;

Charakterstärke: das Fräulein ist schwach gewesen;

Dankbarkeit: man gibt mehr, als man bekommen hat;

Eselei: denn eine solche ist das Heiraten immer;

Frömmigkeit: Beispiel der Herzog von Saint-Aignan, der keine Sünden begehen wollte;

Gutmütigkeit: um eine Tochter der Tyrannei ihrer Mutter zu entreißen;

Häßlichkeit: man hat Angst, man werde eines Tages keine Weiber mehr haben;

Jugendlichkeit: kaum vom Gymnasium abgegangen, heiratet der Grünschnabel;

Kränklichkeit: die Weiber machen krank, das Weib macht gesund;

Leidenschaft: um sich auf die sicherste Art davon zu heilen;

Machiavellismus: um eine Alte schnell zu beerben;

Notwendigkeit: ‚unser' Sohn muß einen Namen haben;

Onkel: siehe unter ‚Testament';

Prozeß: man schafft ihn durch Heirat mit der Tochter oder Witwe des Gegners aus der Welt;

Quatsch: man hat keinen Grund, gibt aber 1001 an;

Reichtum: entweder kriegt man ihn durch eine Frau oder eine Frau durch ihn;

Scherz: ein sehr empfehlenswerter Grund, vorausgesetzt, daß kein Ernst daraus wird;

Testament: ein toter Onkel vermacht einem seine Tochter als Erbschaft;

Überdruß: an dem köstlichen Junggesellenleben;

Verachtung: einer ungetreuen Mätresse;

Wette: Beispiel Lord Byron;

X: fehlt (vielleicht hat man das X, weil es als Anfangsbuchstabe selten vorkommt, zur Bezeichnung unbekannter Größen gewählt);

Yatidi: türkisches Wort für die Stunde des Schlafengehens; bezeichnet zugleich alle damit verbundenen Bedürfnisse;

Zorn: um Verwandte um ihre Erbschaft zu bringen.

Aber alle diese Geschichten haben die Stoffe zu dreißigtausend Komödien und hunderttausend Romanen geliefert.

Physiologie, zum dritten und letztenmal, was willst du von mir?

Bei diesem Gegenstand ist alles banal wie ein Straßenpflasterstein, gewöhnlich wie eine Straßenecke. Die Ehe ist bekannter als der Passionsbarrabas; alle alten Ideen, die sie wachruft, laufen in den Literaturen um, seitdem die Welt Welt ist, und es gibt keine verständige Meinung und kein abgeschmacktes Projekt, die sich nicht auf die Suche nach einem Schriftsteller, einem Buchdrucker, einem Buchhändler und einem Leser gemacht hätten.

Erlauben Sie mir, zu Ihnen zu sprechen wie Rabelais, unser aller Meister:

„Wackere Leute, Gott schütze euch und behüte euch! Wo seid ihr? Ich kann euch nicht sehen. Wartet, ich will meine Brille aufsetzen. Aha, jetzt sehe ich euch. Seid ihr, eure Frauen, eure Kinder, seid ihr alle bei erwünschter Gesundheit? Das freut mich."

Aber nicht für euch schreibe ich. Jhr habt ja große Kinder: damit ist die Sache erledigt.

„Ah! Da seid ihr, hocherlauchte Zecher, ihr, höchst kostbare Gichtkrüppel, und ihr, unermüdliche Schorfkratzer, ihr angebrannten Liebeshelden: ihr pantagruelisiert den ganzen Tag, ihr habt ja eure recht galanten geheimen Frömmigkeiten, ihr geht zur Tertie, zur Sexte, zur None und gleichermaßen zur Vesper, zur Komplete — mit einem Wort, ihr geht immerzu."

Nicht an euch wendet sich daher die Physiologie der Ehe, denn ihr seid ja nicht verheiratet. Möge das immer so bleiben!

„Und ihr! Muckerbande! Heuchler, Schwätzer, Duckmäuser, Windmacher und all ihr andern, die ihr euch hinter Masken verbergt, um die Welt zu betrügen! Packt euch, Brummochsen! Aus dem Wege! Raus, ihr Kerle mit euren Fallhüten! Zum Teufel auch — seid ihr immer noch da?"

So bleibt mir denn vielleicht kein anderes Publikum übrig als die guten Seelen, die gerne lachen. Fort mit diesen Heulmeiern, die bei jeder Gelegenheit in Vers und Prosa sich ersäufen wollen; die in Oden, in Sonetten, in Lehrgedichten die Kranken spielen! Fort mit diesen querköpfigen Grüblern aller Art — aber gebt mir dafür einige von diesen alten Pantagruelisten, die es nicht so genau nehmen, wenn es einen Becherlupf und einen Ulk gilt, die ihre Freude haben an Rabelais' Buch über Löffelerbsen mit Speck, cum commento, an dem Buch über die Würde der Hosenlätze, und die diese schönen Bücher hoch in Ehren halten.

Über die Regierung, meine lieben Freunde, kann man kaum noch lachen, seitdem sie es fertig gebracht hat, fünfzehnhundert Millionen Steuern zu erheben. Die Mönche und Mönchinnen sind noch nicht reich genug, um bei ihnen

trinken zu können; aber es soll nur der heilige Michel kommen, der den Teufel aus dem Himmel jagte — dann werden wir vielleicht die gute Zeit wiederkommen sehen! Folglich bleibt uns in diesem Augenblick in Frankreich nur die Ehe als Gegenstand der Heiterkeit. Jünger Panurgs, euch allein will ich zu Lesern haben! Ihr wißt ein Buch zur rechten Zeit in die Hand zu nehmen und wieder fortzuwerfen, ihr seid leicht von Begriff, versteht eine halbe Andeutung und wißt aus einem Markknochen Nahrung zu ziehen!

Diese Mikroskopgucker, die nur einen Punkt sehen — ich meine die Zensoren — haben sie auch alles gesagt, alles untersucht? Und haben sie ihr unumstößliches Urteil verkündet, daß ein Buch über die Ehe zu schreiben ebenso unmöglich ist, wie einen zerbrochenen Krug wieder neu zu machen?

„Ja, Meister Narr! quetscht noch so viel an der Ehe herum — es wird nie etwas anderes herauskommen, als Vergnügen für die Junggesellen und Verdruß für die Ehemänner. Das ist die ewige Moral. Eine Million gedruckte Seiten können kein anderes Thema behandeln."

Hiergegen habe ich indessen einige Sätze aufzustellen; nämlich erstens: die Ehe ist ein Kampf auf Leben und Tod, vor welchem die beiden Gatten den Himmel um seinen Segen bitten — denn sich lieben ist stets das kühnste Wagnis; der Kampf beginnt sofort, und der Sieg, das heißt die Freiheit, verbleibt dem gewandtesten.

„Zugegeben. Inwiefern finden Sie aber hierin eine neue Auffassung?"

Nun, ich wende mich an die Neuvermählten von gestern und heute, an die, die eben aus der Kirche oder vom Standesamt kommen und sich der Hoffnung hingeben, ihre Frauen für sich allein behalten zu können; an die, die irgend ein Egoismus oder sonst ein unerklärliches Gefühl

verleitet, beim Anblick der Leiden ihres Nächsten zu sagen: „Mir passiert so etwas nicht!“

Ich wende mich an die Schiffer, die zur See gehen, nachdem sie manches Schiff haben scheitern sehen; an die Junggesellen, die sich zu verheiraten wagen, nachdem sie den Schiffbruch mehr als einer ehelichen Tugend verschuldet haben. Und dies ist mein Gegenstand — er ist ewig neu, ewig alt!

Ein junger Mann, oder auch vielleicht ein ältlicher Herr, verliebt oder nicht, erwirbt als sein Eigentum durch einen allen Vorschriften entsprechend protokollierten, auf dem Standesamt und im Himmel unterzeichneten und in die Steuerlisten eingetragenen Ehevertrag ein junges Mädchen mit langen Haaren, mit schwarzen feuchten Augen, mit kleinen Füßchen, mit zierlichen, spitzen Fingern, mit rotem Mund, mit elfenbeinweißen Zähnen — gut gewachsen, lebenatmend, appetitlich, sauber, weiß wie eine Lilie, mit den begehrenswertesten Schätzen der Schönheit reich bedacht: ihre gesenkten Wimpern gleichen den Stacheln der Eisernen Krone; ihre Haut ist frisch wie die Blumenkrone einer weißen Kamelie, gehoben durch den Purpur der roten Kamelie; in ihrer jungfräulichen Gesichtsfarbe glaubt das Auge den Duft einer jungen Frucht und den kaum wahrnehmbaren Flaum eines bunten Pfirsichs zu sehen; ihre azurnen Adern verbreiten eine wonnige Wärme über die klare Haut; sie fordert und gibt das Leben; sie ist ganz Freude und ganz Liebe, ganz Anmut und ganz Naivität. Sie liebt ihren Gatten, oder glaubt ihn wenigstens zu lieben.

Der verliebte Ehemann hat in seinem tiefsten Herzen zu sich gesagt: „Diese Augen werden nur mich sehen, dieser Mund wird nur für mich in Liebe zucken, diese weiche Hand wird nur über mich streichelnd die Schätze der Wonne ergießen, nur für mich wird dieser Busen wogen, nur

meinem Willen wird diese schlummernde Seele erwachen; ich allein werde meine Finger in diese glänzenden Locken tauchen; ich allein werde in träumerischer Liebkosung dieses erzitternde Köpfchen streicheln. Ich werde den Tod zum Wächter bestellen, um dem fremden Räuber den Zugang zu unserm Ehebett zu wehren; dieser Thron der Liebe wird vom Blute der Unbesonnenen schwimmen oder von meinem Blute. Ruhe, Ehre, Glück, Blutsbande, Vermögen meiner Kinder — alles ist in unserm Ehebett; ich will das alles verteidigen, wie eine Löwin ihre Jungen. Wehe dem, der seinen Fuß in meine Höhle setzt!"

Nun, mutiger Ringer, wir klatschen deinem Vorhaben Beifall! Bis jetzt hat kein Mathematiker die Längen- und Breitengrade auf dem Meere der Ehe zu bestimmen gewagt. Die alten Ehemänner haben sich geschämt, die Sandbänke, die Riffe, die Klippen, die Brandungen, die Monsune, die Küsten und die Strömungen zu bezeichnen, die ihre Schiffe zerstört haben — so sehr schämten sie sich ihres Schiffbruchs. Es fehlte ein Führer, ein Kompaß für die verheirateten Pilger; dieses Werk ist bestimmt, ihnen diesen Dienst zu leisten.

Abgesehen von Gewürz- und Schnittwarenkrämern gibt es so viele Leute, die zu reinem Zeitvertreib sich mit Nachforschungen nach den geheimen Gründen der Handlungsweise der Frauen beschäftigen, daß es ein Werk der Barmherzigkeit ist, ihnen abschnitts- und kapitelweise alle geheimen Situationen der Ehe aufzuzählen; ein gutes Inhaltsverzeichnis wird sie instand setzen, alle Herzbewegungen ihrer Frauen zu durchschauen, wie sie in der Logarithmentafel das Ergebnis einer Multiplikationsaufgabe finden.

Nun, was meinen Sie dazu? Zu zeigen, wie man eine Frau verhindern kann, ihren Gatten zu betrügen — ist das nicht ein neues Unternehmen, an das sich noch kein Philosoph herangewagt hat? Ist das nicht die Komödie der

Komödien? Ist das nicht ein anderes ‚speculum vitae humanae?' Es handelt sich nicht mehr um jene müßigen Fragen, denen wir in dieser Betrachtung ihren Anteil eingeräumt haben. Heutzutage verlangt das Jahrhundert auf dem Gebiete der Moral wie auf dem der exakten Wissenschaften Tatsachen, Beobachtungen. Wir liefern sie.

Prüfen wir also zunächst den wahren Stand der Dinge, analysieren wir die Kräfte der beiden Parteien. Ehe wir den von unserer Phantasie geschaffenen Kämpen wappnen, wollen wir einen Überschlag über die Zahl seiner Feinde machen, wollen die Kosaken zählen, die in sein kleines Vaterland einfallen wollen.

So schiffe sich denn mit uns ein, wer Lust hat; lache wer kann! Den Anker gelichtet! Die Segel gehißt! Ihr kennt den kleinen runden Punkt, von dem ihr abfahrt. Das ist ein großer Vorteil, den wir vor vielen Büchern voraushaben.

Und wenn wir nun einmal eine Vorliebe dafür haben, beim Weinen zu lachen und beim Lachen zu weinen, wie der göttliche Rabelais beim Essen trank und beim Trinken aß — wenn wir die Manie haben, auf ein und derselben Seite von Heraklit und Demokrit zu schreiben, weder stilgerecht noch in ausgeklügelten Sätzen zu schreiben — daß keiner von der Mannschaft sich erlaube, darüber zu brummen! . . . Herunter vom Deck, ihr alten Köpfe mit Fallhüten auf, ihr Klassiker in Windeln, ihr Romantiker in Leichentüchern! — Vorwärts! Komme, was da will!

Alle diese Leute werden uns vielleicht vorwerfen, wir machten's wie gewisse Menschen, die mit lustigem Gesicht sagen: „Ich werde Ihnen eine Geschichte erzählen — da werden Sie aber lachen!" Als ob es sich um etwas zum Lachen handelte, wenn man von der Ehe spricht! Erraten Sie denn nicht, daß wir diese als eine leichte Krankheit ansehen, der wir alle unterworfen sind, und daß dieses Buch die Monographie besagter Krankheit ist?

„Aber Sie selber, Ihr Schiff oder Ihr Buch sehen aus wie jene Postillione, die bei der Abfahrt mit der Peitsche knallen, weil sie Engländer im Wagen haben. Sie werden noch keine halbe Meile in gestrecktem Galopp gefahren sein, so werden Sie schon absteigen, um einen Strang wieder in Ordnung zu bringen oder Ihre Pferde verschnaufen zu lassen. Warum die Trompete blasen, ehe der Sieg erfochten ist?"

Ei, liebe Pantagruelisten! Heutzutage genügt es, nach einem Erfolg zu streben, um ihn zu erhalten; und da schließlich große Werke vielleicht nichts weiter sind als langatmig ausgeführte kleine Ideen, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht versuchen sollte, Lorbeern zu pflücken — wär's auch nur, um damit die scharfgesalzenen Schinken zu umkränzen, die uns helfen werden, mit wackerem Durst den Topf leer zu schlürfen. — Einen Augenblick noch, Lotse! Ehe wir abfahren, wollen wir noch eine kleine Definition geben: Leser, wenn ihr von Zeit zu Zeit, wie in der Welt, in diesem Werk den Worten ‚Tugend' oder ‚tugendhafte Frauen' begegnet, so soll unter dieser Tugend nichts weiter verstanden sein, als jene mühselige Leichtigkeit, womit eine Gattin ihr Herz einem Gatten bewahrt — es sei denn, daß das Wort in einem allgemeinen Sinn angewandt werde: diese Unterscheidung ist dem natürlichen Scharfsinn eines jeden anheimgestellt.

EHESTATISTIK

SEIT ungefähr zwanzig Jahren beschäftigt sich die Staatsverwaltung mit der Untersuchung, wie viele Hektare Wald, Wiesen, Weinberge, Brachland der Boden Frankreichs enthält. Aber sie ist auch dabei noch nicht stehen geblieben, sie hat Zahl und Art des Viehstandes festgesetzt. Die Gelehrten sind noch weiter gegangen: sie

zählten die Klafter Holz, die Kilogramme Rindfleisch, die Liter Wein, die Kartoffeln und die Eier, die in Paris verzehrt werden. Aber niemand ist bis jetzt auf den Gedanken gekommen, zur Ehre der Ehe oder im Interesse der Leute, die sich verheiraten wollen, oder zum Nutzen der Moral und der Vervollkommnung menschlicher Einrichtungen die Zahl der anständigen Frauen festzustellen. Wie? Auf eine Anfrage würde das französische Ministerium antworten können, es habe soundso viel Soldaten unter den Waffen, soundso viel Spione, soundso viel Beamte, soundso viel Schüler — und über die tugendhaften Frauen nichts? Wenn ein König von Frankreich den Einfall bekäme, sich seine erhabene Lebensgefährtin unter seinen Untertaninnen zu suchen, dann könnte die Regierung ihm nicht einmal die Herde weißer Schafe bezeichnen, unter denen er seine Wahl zu treffen hätte? Sie wäre genötigt, eine Art von Rosenmädchen-Preisbewerbung auszuschreiben — und das wäre ja lächerlich.

So wären also die Alten unsere Meister in politischen Einrichtungen so gut wie auf dem Gebiet der Moral? Die Weltgeschichte lehrt uns, daß Asverus, als er unter den Töchtern Persiens eine Frau nehmen wollte, Esther wählte, die tugendhafteste und schönste. Seine Minister mußten also notwendigerweise irgend ein Verfahren ausfindig gemacht haben, um von der Bevölkerung den Rahm abzuschöpfen. Unglücklicherweise hat die Bibel, die sonst in allen Eheangelegenheiten sich so klar ausdrückt, es unterlassen, dieses Gesetz der ehelichen Auslese uns mitzuteilen.

Versuchen wir, da die Regierung sich über diese Frage ausschweigt, die Lücke auszufüllen, indem wir die Verhältnisse des weiblichen Geschlechts in Frankreich zahlenmäßig feststellen. Wir wenden uns damit an die Aufmerksamkeit aller Freunde der öffentlichen Moral und rufen sie als Richter über unser Verfahren an. Wir werden ver-

suchen, in unsern Schätzungen nicht kleinlich und in unsern Folgerungen möglichst genau zu sein, weil wir wünschen, daß das Ergebnis dieser Untersuchung allgemein anerkannt werde.

Man rechnet im allgemeinen die Einwohnerzahl Frankreichs zu dreißig Millionen.

Einige Naturwissenschaftler meinen, die Zahl der Frauen übersteige die der Männer; da aber viele Statistiker der entgegengesetzten Ansicht sind, so bedienen wir uns der Wahrscheinlichkeitsrechnung und nehmen die Zahl der Frauen zu fünfzehn Millionen an.

Von dieser Gesamtsumme ziehen wir zunächst ungefähr neun Millionen Geschöpfe ab, die auf den ersten Anblick eine ziemlich große Ähnlichkeit mit der Frau zu haben scheinen, die aber eine tiefer eindringende Prüfung uns zurückzuweisen nötigt.

Nämlich:

Die Naturforscher sehen im Menschen nur eine einzige Gattung der Ordnung Zweihänder, die von Duméril in seiner ‚Analytischen Zoologie', Seite 16, aufgestellt ist und welcher Bory-Saint-Vincent, angeblich, um sie zu vervollständigen, noch die Gattung Orang glaubte hinzufügen zu müssen.

Wenn diese Zoologen in uns nur ein Säugetier sehen, das zweiunddreißig Wirbel, ein Zungenbein und mehr Gehirnwindungen hat als irgend ein anderes Tier; wenn für sie in dieser Ordnung keine andern Unterschiede bestehen, als die durch klimatische Einflüsse hervorgerufenen, die zur Einteilung in fünfzehn verschiedene Rassen führten, deren wissenschaftliche Namen ich nicht anzuführen brauche — so muß auch der Physiologe das Recht haben, nach gewissen Abstufungen der Intelligenz und nach gewissen moralischen und pekuniären Daseinsbedingungen seine Arten und Unterarten aufzustellen.

Nun bieten allerdings die neun Millionen Wesen, um die es sich hier handelt, auf den ersten Anblick alle dem Menschengeschlecht zugeschriebenen Merkmale: sie haben das Zungenbein und den Jochbogen. Es sei also den Herren vom Zoologischen Garten erlaubt, sie zur Gattung Zweihänder zu rechnen; aber daß wir in ihnen Frauen sehen sollten — das wird unsere Physiologie niemals zugeben!

Für uns und für die, denen dieses Buch zugedacht ist, ist eine Frau eine seltene Spielart der Gattung Mensch, und ihre hauptsächlichsten physiologischen Merkmale sind folgende:

Wir verdanken diese Abart der besondern Sorgfalt, die die Menschen, dank der Macht des Goldes und der moralischen Wärme der Kultur, auf ihre Aufzucht haben verwenden können. Man erkennt sie im allgemeinen an der Weiße, Reinheit und Weichheit der Haut. Sie hat eine angeborene Vorliebe für eine köstliche Reinlichkeit. Ihre Finger mögen nichts anderes berühren als glatte, weiche, duftende Gegenstände. Wie das Hermelin stirbt sie zuweilen vor Schmerz, wenn sie ihr weißes Kleid besudelt sieht. Sie liebt es, ihre Haare zu strählen, sie betäubende Düfte aushauchen zu lassen, ihre rosigen Nägel zu bürsten, sie mandelförmig zu beschneiden, oftmals ihre zarten Glieder zu baden. Nachts ist ihr nur das weichste Daunenlager behaglich, tags nur ein gut gepolsterter Diwan; daher bevorzugt sie denn auch von allen Lagen die horizontale. Ihre Stimme ist von einer durchdringenden Süße, ihre Bewegungen sind anmutig. Sie spricht mit einer wunderbaren Leichtigkeit. Sie widmet sich keiner mühevollen Arbeit; und trotzdem, trotz ihrer anscheinenden Schwäche gibt es Lasten, die sie mit einer fabelhaften Leichtigkeit zu tragen und zu bewegen weiß. Sie flieht den Glanz der Sonne und schützt sich davor durch sinnreiche Vorrichtungen. Gehen ist für sie eine Anstrengung. Ißt sie? Das ist ein Geheim-

nis. Teilt sie die Bedürfnisse der andern Menschenrassen? Das ist ein Problem. Überaus neugierig, läßt sie sich leicht von jemandem fangen, der ihr auch nur die geringste Kleinigkeit zu verbergen weiß — denn ihr Geist treibt sie unaufhörlich, das Unbekannte zu suchen. Lieben ist ihre Religion: sie denkt nur daran, dem zu gefallen, den sie liebt. Geliebt zu werden, ist der Zweck aller ihrer Handlungen; Begierden zu erregen der Zweck aller ihrer Bewegungen. Daher denkt sie auch nur an die Mittel, durch die sie glänzen kann; sie bewegt sich nur in einer Sphäre von Anmut und Eleganz; für sie hat die junge Indierin das weiche Haar der Tibetziege gesponnen, webt Tarare seine luftzarten Schleier, läßt Brüssel seine Klöppelnadeln mit dem reinsten und dünnsten Flachs hin und her schießen, entreißt Visapur den Eingeweiden der Erde funkelnde Kiesel, vergoldet Sèvres seinen weißen Ton. Tag und Nacht denkt sie über neuen Putz nach, bringt ihr Leben damit zu, ihre Röcke stärken zu lassen, ihre Busentücher zu zerknittern. Glänzend und frisch zeigt sie sich Unbekannten, deren Huldigungen ihr schmeicheln, deren Wünsche sie entzücken, selbst wenn die Betreffenden ihr gleichgültig sind. Die Stunden, die die Pflege ihres Leibes und die Sinnenlust ihr übrig lassen, verwendet sie darauf, die süßesten Melodien zu singen: für sie ersinnen Frankreich und Italien ihre köstlichen Konzerte, gibt Neapel den Saiten eine harmonische Seele. Mit einem Wort: diese Abart des Menschen, die Frau, ist die Königin der Welt und die Sklavin eines Wunsches. Sie fürchtet sich vor der Ehe, weil diese ihr schließlich den Wuchs verderben würde; aber sie gibt sich ihr hin, weil sie das Glück verspricht. Wenn sie Kinder bekommt, geschieht es durch reinen Zufall; und wenn sie groß sind, verbirgt sie sie.

Finden diese Züge, die wir auf gut Glück unter tausend herausgreifen, sich bei jenen Geschöpfen wieder, deren

Hände schwarz sind wie Affenhände, deren gegerbte Haut an alte Pergamente aus Olims Zeit erinnert; deren Gesicht von der Sonne verbrannt, deren Hals runzlig ist wie ein Truthahnhals? deren Stimme ein Gekrächze, deren Intelligenz gleich Null, deren Geruch unerträglich ist? die mit Lumpen bedeckt sind; die nur an ihren Backtrog denken; die fortwährend mit krummem Rücken die Erde bearbeiten; die hacken, eggen, heuen, Ähren lesen, mähen, Brot kneten, Hanf pochen? die in einem kunterbunten Durcheinander mit Vieh, Kindern und Männern in Löchern wohnen, wo sie kaum ein Strohbund haben? denen es endlich wenig darauf ankommt, wenn es ihnen Kinder ins Haus regnet? Viele Kinder zu erzeugen, um viele dem Elend und der Arbeit zu überliefern, ist ihre ganze Aufgabe; und wenn sie ihre Liebe nicht als eine Arbeit betrachten wie die Feldarbeit, so ist sie zum mindesten eine Spekulation.

Ach! wenn es auf der ganzen Welt Kaufmannsfrauen gibt, die den ganzen Tag zwischen Kerzen und Farinzucker sitzen; Pächtersfrauen, die Kühe melken; Unglückliche, die man in den Fabriken als Lasttiere benutzt, oder die mit Hacke, Hucke und Gemüsekorb sich schleppen; wenn es unglücklicherweise nur zu viele gemeine Geschöpfe gibt, für die das Leben der Seele, die Wohltaten der Erziehung, die köstlichen Stürme des Herzens ein unerreichbares Paradies sind, und wenn die Natur gewollt hat, daß sie ein Zungenbein und zweiunddreißig Wirbel haben — so mögen sie für den Physiologen in der Gattung Orang verbleiben! Hier beschäftigen wir uns nur mit den Müßigen; mit denen, die Zeit und Geist haben, um zu lieben; mit den Reichen, die sich um ihr Geld den Besitz der Leidenschaften erworben haben; mit den Geistigen, die sich das Monopol phantastischer Träume gewonnen haben. Verflucht sei alles, was nicht geistig lebt! Sagen wir ‚Racha!' und wieder ‚Racha!' zu allem, was nicht heißblütig, jung, schön und

leidenschaftlich ist! Dies ist der öffentliche Ausdruck für das geheime Gefühl der Menschenfreunde, die lesen können oder sich eigene Equipage zu leisten vermögen. In den von uns mit dem Bann belegten neun Millionen sehen der Steuereinnehmer, der Verwaltungsbeamte, der Gesetzgeber, der Priester ohne Zweifel Seelen, Untertanen, Gerichtssassen, Steuerpflichtige — aber der feinfühlige Mensch, der Boudoirphilosoph essen wohl das Kaffeebrötchen aus dem von jenen Geschöpfen gesäten und geernteten Korn, aber sie werden sie, wie wir es tun, aus der Gattung ‚Frau' ausschließen. Für sie ist ‚Frau' nur eine solche, die Liebe einflößen kann; daher gibt's als Frau nur ein Geschöpf, das durch eine gewählte Erziehung zum Priestertum des Gedankens geweiht ist; in dem der Müßiggang alle Macht der Einbildungskraft entwickelt hat — mit einem Wort ein Wesen, dessen Seele in der Liebe ebenso hohe geistige Genüsse wie körperliche Wonnen erträumt.

Wir wollen indessen darauf hinweisen, daß diese neun Millionen weiblicher Parias hier und da einige tausend Bauernmädchen hervorbringen, die seltsamerweise schön wie Liebesgöttinnen sind; diese kommen nach Paris oder in andere große Städte und steigen schließlich zum Range feiner Damen empor; aber auf diese zwei oder dreitausend Bevorzugte kommen hunderttausend andere, die Dienstmädchen bleiben oder sich einem schrecklichen Lasterleben ergeben. Trotzdem wollen wir dem weiblichen Pöbel diese Dorfpompadours in Rechnung stellen.

Diese unsere erste Berechnung gründet sich auf die statistisch festgestellte Tatsache, daß es in Frankreich achtzehn Millionen Arme, zehn Millionen Wohlhabende und zwei Millionen Reiche gibt.

Es sind also in Frankreich nur sechs Millionen Frauen vorhanden, mit denen feinfühlige Männer sich beschäftigen, sich beschäftigt haben oder sich beschäftigen werden.

Unterziehen wir diese gesellschaftliche Auslese einer philosophischen Prüfung!

Wir sind — ohne Widerspruch zu befürchten — der Meinung, daß die Ehemänner, die eine zwanzigjährige Ehe hinter sich haben, ruhig schlafen dürfen, und nicht mehr Übergriffe der Liebe und den Skandal eines Prozesses wegen strafbaren Verkehrs zu befürchten brauchen. Von diesen sechs Millionen muß man also ungefähr zwei Millionen Frauen abziehen, die außerordentlich liebenswürdig sind, weil sie mit vierzig Jahren und darüber die Welt gesehen haben; da sie aber keine Herzen mehr in Wallung bringen können, so kommen sie für die vorliegende Frage nicht in Betracht. Wenn sie das Unglück haben, daß ihre Gesellschaft nicht wegen ihrer Liebenswürdigkeit gesucht wird, so packt sie die Langeweile; sie verlegen sich auf Frömmigkeit, Katzen, Hündchen und andere Liebhabereien, die sie nur vor Gott zu verantworten haben.

Die vom Statistischen Amt angestellten Berechnungen der Bevölkerung berechtigen uns, von der Gesamtzahl ferner zwei Millionen kleiner Mädchen abzuziehen; sie sind zum Anbeißen hübsch, aber sie stehen noch beim Abc des Lebens und spielen in aller Unschuld mit andern Kindern, ohne eine Ahnung zu haben, daß sie über diese kleinen ‚Mannis', über die sie jetzt lachen, eines Tages weinen werden.

So bleiben also zwei Millionen Frauen. Welcher vernünftige Mensch wird uns nicht zugeben, daß hiervon hunderttausend arme Mädchen abzuziehen sind: Häßliche, Bucklige, Hysterische, Rachitische, Kranke, Blinde, Verkrüppelte, Arme? Sie alle sind Mädchen von guter Erziehung, aber sie alle bleiben Mädchen und können infolgedessen gegen die heiligen Gesetze der Ehe nicht verstoßen.

Wird man uns hunderttausend andere Mädchen abstreiten: Schwestern der heiligen Camilla, barmherzige Schwestern, Nonnen, Lehrerinnen, Gesellschaftsfräuleins

usw.? In die fromme Nachbarschaft dieser Mädchen wollen wir die ziemlich schwer zu bestimmende Zahl von solchen stellen, die zu groß sind, um noch mit kleinen Jungen zu spielen, und noch zu jung, um schon ihre Orangeblütenkränze entblättern zu lassen.

Endlich wollen wir von den fünfzehnhunderttausend Frauen, die wir in unserm Probiertiegel haben, noch fünfhunderttausend abziehen: die Töchter Baals, an denen die wenig zartfühlenden Männer ihr Vergnügen haben. Wir wollen sogar — ohne zu befürchten, daß sie sich gegenseitig etwas zuleide tun könnten — zu ihnen noch hinzurechnen: die ausgehaltenen Frauen, die Modistinnen, Laden- und Geschäftsmädchen, Schauspielerinnen, Sängerinnen, Tänzerinnen, Statistinnen, Haushälterinnen, Dienstmädchen usw. Die meisten von diesen Geschöpfen wissen auch ihre Leidenschaften zu erregen, aber sie finden es unanständig, für den Tag und Augenblick, wo sie sich ihrem Liebhaber ergeben, einen Notar, einen Bürgermeister, einen Geistlichen und eine ganze Schar lachlustiger Menschen vorher zu bestellen. Ihr System, das von einer neugierigen Gesellschaft mit Recht verdammt wird, bietet den Vorteil, sie gegen die Männer, gegen den Herrn Bürgermeister, gegen die hohe Justiz zu nichts zu verpflichten. Da sie nun in keiner Weise gegen einen von der Behörde vorgeschriebenen Eid verstoßen, so haben diese Frauen nichts mit einem Werk zu schaffen, das ausschließlich den legitimen Ehen geweiht ist.

Man wird vielleicht sagen, auf diese Weise beschränkten wir uns auf ein recht kleines Stoffgebiet für das Thema, das dieser Betrachtung zugrunde liegt — dafür wird aber dieses Kapitel einen Ausgleich bilden für andere, die nach der Meinung von Liebhabern zu sehr anschwellen könnten. Sollte jemand eine reiche Witwe, die er liebt, gerne zu der verbleibenden Million gerechnet wissen wollen, so

kann er sie auf das Kapitel der barmherzigen Schwestern, der Ballettmädchen oder Buckeligen anrechnen. Endlich müssen wir darauf aufmerksam machen, daß wir für unsere letzte Kategorie nur fünfhunderttausend in Anspruch genommen haben, weil es oftmals vorkommt — wie wir bereits oben gezeigt haben —, daß die neun Millionen Bäuerinnen sie um eine beträchtliche Anzahl vermehren. Aus demselben Grunde haben wir die arbeitende Klasse und den kleinen Bürgerstand nicht berücksichtigt: die Frauen dieser beiden Gesellschaftsstände sind das Produkt der Anstrengungen, die die neun Millionen weiblicher Zweihänder machen, um sich zu den hohen Regionen der Zivilisation zu erheben. Wenn wir nicht diese peinliche Genauigkeit übten, würden viele Leute diese statistische Betrachtung als einen Scherz ansehen.

Wir hatten auch daran gedacht, eine kleine Sonderabteilung von hunderttausend Frauen zu bilden, eine Art Amortisationskasse der Frauenrasse, ein Asyl für Frauen, die man als eine Art Zwitterwesen betrachten muß, wie z. B. die Witwen; aber wir haben es vorgezogen, nur mit runden Summen zu rechnen.

Die Richtigkeit unserer Analyse läßt sich leicht nachweisen; es genügt dazu eine einzige Überlegung:

Das Leben der Frau zerlegt sich in drei genau abgegrenzte Zeitabschnitte: der erste beginnt mit der Wiege und schließt mit der Erreichung des Alters der Heiratsfähigkeit; der zweite umfaßt die Zeit, während welcher eine Frau für die Ehe in Betracht kommt; der dritte beginnt mit dem kritischen Alter, der ziemlich brutalen Aufforderung der Natur an die Leidenschaften, daß sie nunmehr aufzuhören hätten. Da diese drei Lebensabschnitte an Zeitdauer so ziemlich gleich sind, so muß durch sie die vorhandene Anzahl aller Frauen ebenfalls in drei ziemlich gleiche Teile zerlegt werden. So findet man also in einer

Gesamtzahl von sechs Millionen — abgesehen von den Bruchzahlen, die die Herren Gelehrten berechnen mögen — ungefähr zwei Millionen Mädchen von einem bis zu achtzehn Jahren, zwei Millionen Frauen von mindestens achtzehn bis höchstens vierzig Jahren und zwei Millionen Alte. Die Launen unseres Gesellschaftszustandes haben nun die zwei Millionen heiratsfähiger Frauen in drei große Kategorien geteilt, nämlich: diejenigen, die aus den von uns angeführten Gründen Mädchen bleiben; diejenigen, auf deren Tugend es für Ehemänner wenig ankommt; und endlich die Million legitimer Frauen, mit denen wir uns zu beschäftigen haben.

Wie man aus dieser ziemlich genauen Berechnung der weiblichen Bevölkerung ersieht, ist in Frankreich kaum eine kleine Herde von einer Million weißer Schafe vorhanden — der privilegierte Schafstall, in den alle Wölfe einbrechen möchten!

Nun wollen wir diese Million Frauen, die wir bereits mittels der Worfschaufel gesichtet haben, noch durch ein anderes Seihtuch passieren lassen:

Um den Grad des Vertrauens, das ein Mann in seine Frau setzen darf, möglichst richtig abzuschätzen, wollen wir einen Augenblick annehmen, daß alle diese Gattinnen ihren Gemahl betrügen.

Wenn wir diese Hypothese aufstellen, werden wir billigerweise ungefähr ein Zwanzigstel abrechnen müssen: die jungen Personen, die erst ganz kurze Zeit verheiratet sind und ihren Schwüren wenigstens eine gewisse Zeitlang treu bleiben werden.

Ein anderes Zwanzigstel wird auf Kranke zu rechnen sein. Damit räumen wir den menschlichen Schmerzen einen recht geringen Teil ein.

Gewisse Leidenschaften, die, wie man sagt, die Herrschaft des Mannes über das Frauenherz zerstören, Häß-

lichkeit, Sorgen, Schwangerschaften, nehmen ebenfalls ein Zwanzigstel für sich in Anspruch.

Der Ehebruch dringt einer verheirateten Frau nicht ins Herz, wie eine Pistolenkugel trifft. Selbst wenn durch Wahlverwandtschaft schon beim ersten Anblick Gefühle erwachen sollten, so findet doch stets ein Kampf statt, der bei der Bemessung der Gesamtsumme ehelicher Treulosigkeiten in Anschlag zu bringen ist. Es hieße fast die Schamhaftigkeit der Französinnen beleidigen, wollten wir nicht die Zeitdauer dieser Kämpfe in einem von Natur so kriegerisch veranlagten Lande bei unserer Rechnung berücksichtigen, indem wir ein Zwanzigstel von der Gesamtsumme der Frauen in Abzug bringen; dann aber werden wir freilich annehmen, daß gewisse kranke Frauen allen Medizinflaschen zum Trotz ihre Liebhaber beibehalten, und daß es Frauen gibt, über deren Schwangerschaft dieser oder jener boshafte Junggeselle lächelt. Auf diese Weise retten wir die Scham der Frauen, die für die Tugend kämpfen.

Aus demselben Grunde wollen wir nicht zu glauben wagen, daß eine von ihrem Liebhaber verlassene Frau hic et nunc einen andern findet; da aber dieser Ausfall notwendigerweise viel geringer ist als der vorher erwähnte, so wollen wir ihn auf ein Vierzigstel schätzen.

Diese Einschränkungen werden unsere Gesamtzahl von Frauen, die imstande sind, das eheliche Gesetz zu übertreten, auf achthunderttausend herunterbringen.

Wer würde jetzt nicht überzeugt sein, daß diese Frauen tugendhaft sind? Sind sie nicht die Blüte des Landes? Sind sie nicht alle in ihrer Vollkraft, entzückend, berauschend durch Schönheit, Jugend, Leben und Liebe? An ihre Tugend zu glauben, ist eine Art gesellschaftlicher Religion; denn sie sind der Schmuck der Welt und Frankreichs Ruhm.

In dieser Million also haben wir zu suchen:

die Zahl der anständigen Frauen,

die Zahl der tugendhaften Frauen.

Diese Untersuchung und diese beiden Kategorien verlangen jede für sich eine vollständige Betrachtung; diese Betrachtungen werden einen Anhang zu diesem letzten Kapitel bilden.

DIE ANSTÄNDIGE FRAU

DIE vorhergehende Betrachtung hat uns gezeigt, daß wir in Frankreich eine Durchschnittszahl von einer Million Frauen besitzen, die das Vorrecht ausbeuten, Leidenschaften einzuflößen, die ein galanter Mann ohne Scham eingesteht oder mit Vergnügen verbirgt. Diese Million Frauen müssen wir also mit unserer Diogeneslaterne beleuchten, um die anständigen Frauen unseres Landes herauszufinden.

Diese Untersuchung veranlaßt uns jedoch zunächst zu einigen Abschweifungen.

Zwei gutgekleidete junge Herren, die mit ihrer schlanken Figur und ihren vorgebogenen Armen wie die Rammjungfer eines Straßenpflasterers aussehen, und deren Stiefel von hervorragender Eleganz sind, treffen sich eines Morgens auf dem Boulevard bei der Panoramapassage.

„Schau, du bist's!"

„Jawohl, mein Lieber; ich seh' mir ähnlich, nicht wahr?"

Und ein mehr oder weniger geistreiches Lachen, je nach der Güte des Scherzes, der die Unterhaltung eröffnet hat.

Nachdem sie sich mit der Neugier eines Gendarms, der einen Arrestanten mit der Personalbeschreibung eines Steckbriefes vergleicht, gegenseitig gemustert haben; nachdem sie sich überzeugt haben, daß beiderseits Handschuhe und Westen tadellos neu, daß ihre Krawatten mit der ganzen Grazie der letzten Mode gebunden sind; und nach-

dem sie sich einigermaßen vergewissert haben, daß keiner von ihnen im ‚Dalles' ist — gehen sie Arm in Arm den Boulevard entlang und sind noch nicht bei Frascati, so haben sie schon eine etwas knollige Frage aneinander gerichtet, deren freie Übersetzung lautet:

„Mit wem sind wir augenblicklich verheiratet?"

Allgemeine Regel: es ist stets eine reizende Frau.

Welchem Pariser Spaziergänger wären nicht Tausende von Worten, die die Luft durchschwirren wie Kugeln an einem Schlachttage, in die Ohren geklungen? Und wer hätte nicht von diesen unzähligen Worten, die nach Rabelais' Ausdruck in der Luft gefroren sind, das eine oder andere erhascht? Aber die meisten Menschen spazieren in Paris herum, wie sie essen, wie sie leben — nämlich ohne sich was dabei zu denken. Es gibt wenig geschickte Musiker, wenig geübte Physiognomiker, die die Tonart dieser verstreuten Noten festzustellen, die Leidenschaft, der sie entstammen, zu erkennen vermögen. Oh! In Paris herumstreifen — anbetungswürdiges und köstliches Dasein. Flanieren ist eine Wissenschaft, ist die Feinschmeckerei des Auges. Spazierengehen ist vegetieren; Flanieren ist leben. Die junge hübsche Frau, die jahrelang glühenden Augen zur Weide dient, könnte viel eher Anspruch auf eine Belohnung machen, als der Garkoch, der dem mit weit aufgeblähter Nase die nahrhaften Düfte einsaugenden Limousiner zwanzig Sous abverlangte. Flanieren heißt genießen, heißt geistreiche Beobachtungen einheimsen, heißt erhabene Gemälde des Unglücks, der Liebe, der Freude, anmutige oder komische Porträts bewundern, heißt seine Blicke in die Tiefen von tausend Existenzen tauchen — heißt, solange man jung ist, alles begehren, alles besitzen; heißt, wenn man alt ist, das Leben eines Jünglings führen, die Leidenschaften eines Jünglings empfinden. Wie viele Antworten auf die kategorische Frage, die uns zu dieser

Abschweifung veranlaßte, hat nicht ein Flanierkünstler gehört!

„Sie ist fünfunddreißig Jahre alt, aber du würdest ihr keine zwanzig geben!" sagt ein siedendheißer junger Mensch mit funkelnden Augen, eben vom Gymnasium gekommen, der wie Cherubin alle Frauen küssen möchte.

„Was meinst du wohl! wir haben Batistmorgenröcke und Nachtringe mit Diamanten!" sagt ein Advokatenschreiber.

„Sie hat Pferd und Wagen und eine Loge im Français!" sagt ein Militär.

„Einer wie ich!" ruft ein anderer, etwas älterer, der, wie es scheint, auf einen Angriff antwortet; „mir kostet das keinen Sou! Wenn man ein Kerl ist wie ich! ... was würdest du an meiner Stelle anfangen, mein würdiger Freund?"

Und dabei gibt der Herr seinem Kameraden einen leichten Schlag mit der flachen Hand auf den Bauch.

„Oh! Sie liebt mich!" sagt ein anderer. „Und wie! — man kann sich keinen Begriff davon machen; aber sie hat den dümmsten Mann von der Welt. Ah! Buffons Beschreibung der Tiere ist ganz ausgezeichnet, aber der Zweifüßler, Ehemann genannt ..."

Wie angenehm es ist, so etwas zu hören, wenn man verheiratet ist!

„Oh! Mein lieber Freund, wie ein Engel!" ist die Antwort auf eine diskret ins Ohr geflüsterte Frage.

„Kannst du mir ihren Namen nennen oder sie mir zeigen?"

„O nein! sie ist eine anständige Frau."

Wenn ein Student von einer Kellnerin geliebt wird, nennt er sie mit Stolz und führt seine Freunde hin, um bei ihr zu frühstücken. Wenn ein junger Mann eine Frau liebt, deren Mann mit allernotwendigsten Lebensbedürfnissen handelt, wird er auf eine solche Frage errötend antworten: „Sie ist Wäschenäherin, sie ist die Frau eines

Buchbinders, eines Strumpfwirkers, eines Tuchhändlers, eines Kanzleirats" usw.

Aber dieses Geständnis einer in untergeordneten Kreisen sich bewegenden Liebe, die unter Warenballen, Zuckerhüten oder Flanellkamisolen aufgeblüht und groß geworden ist, begleitet stets eine pomphafte Lobpreisung des Vermögens der Dame. Nur der Mann befaßt sich mit dem Geschäft, er ist reich, er hat schöne Möbel; übrigens kommt die Herzallerliebste zu ihrem Liebhaber; sie hat einen Kaschmirschal, ein Landhaus usw.

Kurz, einem jungen Menschen fehlt es niemals an ausgezeichneten Gründen, um zu beweisen, daß seine Geliebte in allernächster Zeit eine anständige Frau werden wird, wenn sie es nicht bereits ist. Diese Unterscheidung, die durch die Eleganz unserer Sitten hervorgerufen wurde, läßt sich ebensowenig genau bezeichnen, wie die Linie, bei der der gute Ton beginnt. Was ist denn also eine anständige Frau?

Dieser Stoff steht in zu innigen Beziehungen zur Eitelkeit der Frauen, zur Eitelkeit ihrer Liebhaber, ja sogar zur Eitelkeit eines Ehemanns, als daß wir nicht hier die allgemeinen Regeln feststellen sollten, die das Ergebnis einer langen Beobachtung sind.

Unsere Million von Bevorzugten stellt eine Menge von Frauen dar, die zum glorreichen Titel einer anständigen Frau berufen sind — aber nicht alle werden auserwählt. Die Grundsätze, nach denen diese Auswahl sich vollzieht, sind in folgenden Denksprüchen niedergelegt:

Aphorismen

I. Eine anständige Frau ist notwendigerweise verheiratet.

II. Eine anständige Frau ist weniger als vierzig Jahre alt.

III. Eine verheiratete Frau, deren Gunstbezeigungen gegen Barzahlung käuflich sind, ist keine anständige Frau.

IV. Eine verheiratete Frau, die eigene Equipage hat, ist eine anständige Frau.

V. Eine Frau, die in ihrer Haushaltung ihre Küche selbst besorgt, ist keine anständige Frau.

VI. Wenn ein Mann zwanzigtausend Franken Rente verdient hat, ist seine Frau eine anständige Frau, einerlei, welcher Art von Geschäft er sein Vermögen verdankt.

VII. Eine Frau, die ‚der Petroleum', ‚ebend' statt ‚eben', ‚Marcht' statt ‚Markt' sagt — kann niemals eine anständige Frau sein, einerlei, wie groß ihr Vermögen ist.[1])

VIII. Eine anständige Frau muß in Vermögensverhältnissen leben, die es ihrem Liebhaber erlauben, zu denken, daß sie ihm niemals in irgend einer Weise zur Last fallen werde.

IX. Eine Frau, die im dritten Stock wohnt — ausgenommen in der Rue de Rivoli und in der Rue de Castiglione — ist keine anständige Frau.

X. Die Frau eines Bankiers ist stets eine anständige Frau; aber eine Frau, die mit im Kontor sitzt, kann nur dann eine anständige Frau sein, wenn ihr Mann ein sehr ausgedehntes Geschäft betreibt, und wenn sie nicht über dem Laden wohnt.

XI. Die unverheiratete Nichte eines Bischofs kann — wenn sie bei ihm im Hause wohnt — für eine anständige Frau gelten, weil sie, um eine Liebesintrige zu haben, genötigt ist, ihren Onkel zu hintergehen.

XII. Anständig ist eine Frau, wenn man sie zu kompromittieren befürchtet.

XIII. Die Frau eines Künstlers ist stets eine anständige Frau.

---

[1]) Da es keinen Sinn hätte, die von Balzac ausgewählten Beispiele eines schlechten Französisch in der deutschen Ausgabe mitzuteilen, hat der Übersetzer sich erlaubt, dafür einige Ausdrücke zu geben, die in Berlin auch von Leuten gebraucht werden, die sich zu den ‚Gebildeten' rechnen.

Indem er diese Grundsätze zur Anwendung bringt, kann sogar ein Provinziale aus dem Departement Ardèche aller Schwierigkeiten Herr werden, die auf diesem Gebiet zutage treten.

Um nicht selber ihre Küche besorgen zu müssen, um eine glänzende Erziehung empfangen zu haben, um mit Gefühl kokett zu sein, um das Recht zu haben, ganze Stunden in einem Boudoir auf dem Sofa liegend zu verbringen und sich ihrem Seelenleben hinzugeben — braucht eine Frau zum mindesten ein Jahreseinkommen von sechstausend Franken in der Provinz oder von zwanzigtausend Franken in Paris... Diese beiden Vermögensgrenzpunkte werden uns einen Anhalt geben, wie viele anständige Frauen sich in der als Bruttoergebnis unserer Statistik erhaltenen Million befinden: Dreihunderttausend Rentner mit fünfzehnhundert Franken jährlich beanspruchen die Gesamtsumme der vom Staatsschatz gezahlten Pensionen, lebenslänglichen und ewigen Renten.

Dreihunderttausend Grundeigentümer mit einem Einkommen von dreitausendfünfhundert Franken bedeuten den ganzen französischen Grundbesitz.

In die Ausgaben des Staatshaushalts teilen sich zweihunderttausend Bezieher von je fünfzehnhundert Franken, nachdem wir den Betrag der Staatsschuldverzinsung und der Besoldung der Geistlichen in Abzug gebracht und auch unsern Helden zu fünf Sous pro Tag ihren Sold und ihre Wäsche, Bewaffnung, Verköstigung, Bekleidung usw. bewilligt haben.

Zweihunderttausend Geschäftsvermögen von je zwanzigtausend Franken Kapital stellen alle industriellen Unternehmungen dar, die in Frankreich möglich sind.

Nun, da haben wir unsere Million Ehemänner!

Aber wie viele Rentner würden wir zählen, die nur mit zehn, fünfzig, hundert, zwei-, drei-, vier-, fünf-, sechs-

hundert Franken Rente im Großen Buch usw. eingeschrieben stehen?

Wie viele Grundbesitzer gibt es, die nicht mehr als fünf, zwanzig, hundert, zweihundert oder zweihundertachtzig Franken Steuern bezahlen?

Wie viele arme Federfuchser nähren sich an der Staatskrippe, die nur ein Gehalt von sechshundert Franken haben?

Wie viele Geschäftsleute verfügen nur über ein fiktives Kapital? Sie genießen eines ansehnlichen Kredits, haben keinen baren Sou und sind mit Sieben zu vergleichen, durch die unaufhörlich der Goldstrom hindurchläuft. Und wie viele Kaufleute gibt es, die nur ein wirkliches Kapital von tausend, zweitausend, viertausend, fünftausend Franken besitzen? O Industrie — meinen Gruß!

Wir wollen mehr Glückliche annehmen, als es vielleicht gibt, und diese Million in zwei Teile teilen: fünfhunderttausend Verheiratete sollen eine Rente von hundert bis zu dreitausend Franken haben, und fünfhunderttausend Frauen würden die Bedingungen erfüllen, die unerläßlich sind, um sich zu den anständigen Frauen rechnen zu dürfen.

Nach den zum Schluß unserer statistischen Betrachtung angeführten Beobachtungen dürfen wir von dieser Zahl hunderttausend abziehen: man kann folglich als mathematisch bewiesen ansehen, daß es in Frankreich nur vierhunderttausend Frauen gibt, deren Besitz feinfühligen Männern die auserlesenen Genüsse verschafft, die sie in der Liebe suchen.

Hier müssen wir nämlich die Adepten, für die wir schreiben, auf etwas aufmerksam machen: Liebe besteht nicht aus einigen in traulichem Geplauder vorgebrachten Werbungen, aus einigen Nächten sinnlicher Lust, aus einer mehr oder weniger raffinierten Liebkosung, aus einem Funken von Eitelkeit, dem wir den Namen Eifersucht geben! Unsere vierhunderttausend Frauen gehören nicht

zur Zahl derer, von denen man sagen könnte: „Das schönste Mädchen von der Welt gibt nur, was es hat.“ Nein, sie sind reich mit Schätzen ausgestattet, die sie unsern glühenden Einbildungen darleihen; sie wissen teuer zu verkaufen, was sie nicht haben — und dies ist ein Ausgleich für die Gewöhnlichkeit dessen, was sie geben.

Empfindet ihr, indem ihr den Handschuh einer Grisette küßt, mehr Vergnügen, als wenn ihr jene Wonne von fünf Minuten auskostet, die euch irgend eine Frau gewährt? Kann die Unterhaltung eines Ladenmädchens in euch die Hoffnung auf unendliche Genüsse erwecken?

Im Verkehr zwischen euch und einer Frau, die unter euch steht, gehören alle Entzückungen der Eigenliebe ihr. Von dem Geheimnis des Glücks, das ihr spendet, habt ihr selber keine Ahnung. Im Verkehr zwischen euch und einer Frau, die durch ihr Vermögen oder ihre gesellschaftliche Stellung über euch steht, ist die kitzelnde Lust der Eitelkeit unermeßlich und wird zu gleichen Teilen geteilt. Ein Mann hat noch niemals seine Geliebte zu seiner Höhe emporheben können; aber eine Frau gibt ihrem Liebhaber stets den gleichen hohen Rang, den sie selber einnimmt. „Ich kann Prinzen zur Welt bringen, Sie aber werden stets nur Bankerte machen!“ — das ist eine Antwort, die von Wahrheit sprüht.

Warum ist die Liebe die erste unter allen Leidenschaften? Weil sie ihnen allen zusammen schmeichelt. Der Grad unserer Liebe richtet sich nach der Anzahl der Saiten, die die Finger unserer schönen Geliebten in unserm Herzen erklingen lassen.

Der Goldschmiedssohn Biron besteigt das Bett der Herzogin von Kurland und bringt sie dahin, das Versprechen zu unterzeichnen, wonach er zum Herrscher des Landes erklärt werden soll, wie er bereits der Herrscher der jungen hübschen Herrscherin ist. Dies ist vorbildlich für das

Glück, das unsere vierhunderttausend Frauen ihren Liebhabern verschaffen müssen.

Um sich aus all den Köpfen, die sich in einem Salon zusammendrängen, gleichsam einen Fußboden machen zu dürfen, muß man der Liebhaber einer dieser Elitefrauen sein. Herrschen aber wollen wir alle gern.

Auf diesen glänzenden Teil der Nation richten sich denn auch alle Angriffe der Männer, die durch Erziehung, Talent oder Geist Anspruch darauf haben, bei der Verteilung der menschlichen Glücksgüter, auf die die Völker stolz sind, berücksichtigt zu werden; und nur in dieser Klasse findet sich die Frau, deren Herz ‚unser' Ehemann bis zum letzten Blutstropfen verteidigen wird.

Ob die Betrachtungen, zu denen unsere weibliche Aristokratie Anlaß gibt, sich auch auf die andern Gesellschaftsklassen anwenden lassen oder nicht — was macht das aus? Was für diese Frauen gilt, deren Benehmen, Sprache, Denken so gewählt ist; in denen eine exklusive Erziehung den Geschmack an schönen Künsten, die Fähigkeit des Fühlens, Vergleichens, Nachdenkens entwickelt hat; die einen so erhabenen Begriff von Schicklichkeit und Höflichkeit haben und für die Sitten Frankreichs tonangebend sind — was für diese gilt, das muß sich auch auf die Frauen aller Nationen und aller Rassen anwenden lassen. Der überlegene Mensch, dem dieses Buch gewidmet ist, besitzt notwendigerweise eine gewisse Gedankenoptik, vermöge deren er die Lichtabstufungen in jeder Klasse verfolgen und erkennen kann, bis zu welchem Grade von Zivilisation jede einzelne Beobachtung noch ihre Wahrheit behält.

Ist es also nicht von hohem Interesse für die Moral, wenn wir jetzt versuchen, die Anzahl der tugendhaften Frauen festzustellen, die sich etwa unter diesen anbetungswürdigen Geschöpfen befinden? Liegt darin nicht eine marito-nationale Frage?

DIE TUGENDHAFTE FRAU

DIE Frage dreht sich vielleicht nicht so sehr um die Feststellung, wie viele tugendhafte Frauen es gibt, als darum, ob eine anständige Frau tugendhaft bleiben kann.

Um über einen so wichtigen Punkt helleres Licht verbreiten zu können, wollen wir schnell einen Blick auf die männliche Bevölkerung werfen.

Von unsern fünfzehn Millionen Männern rechnen wir zunächst die neun Millionen Zweihänder mit zweiunddreißig Wirbeln ab und ziehen für unsere physiologische Untersuchung nur sechs Millionen in Betracht. Männer wie Marceau, Massena, Rousseau, Diderot, Rollin entsprießen oftmals plötzlich dieser gärenden gesellschaftlichen Trebermasse, hier wollen wir aber mit Absicht etwas ungenau sein. Diese Rechenfehler werden zum Schluß mit ihrem ganzen Gewicht in Betracht kommen und werden nur die furchtbaren Ergebnisse bekräftigen, die ein Einblick in das Getriebe der für unser öffentliches Leben bedeutungsvollen Leidenschaften uns enthüllen wird.

Von den sechs Millionen bevorrechtigter Männer wollen wir drei Millionen Greise und Kinder abziehen.

Dieser Abzug — wird man sagen — belief sich bei den Frauen auf vier Millionen.

Dieser Unterschied könnte allerdings auf den ersten Blick auffallend erscheinen, läßt sich aber leicht rechtfertigen.

Das Durchschnittsalter, in dem die Frauen sich verheiraten, ist zwanzig Jahre, und vom vierzigsten Jahre an gehören sie nicht mehr der Liebe zu eigen.

Nun macht aber schon ein junger Bursch von siebzehn Jahren ganz tüchtige Risse in die Pergamente der Eheverträge, und ganz besonders in die ältesten, so sagen wenigstens die Skandalchroniken.

Ferner ist ein Mann von zweiundfünfzig in diesem Alter gefährlicher als in jedem andern. In diesem schönen Lebensalter verfügt er nicht nur über eine teuer bezahlte Erfahrung, sondern auch über das Vermögen, das er sich erworben haben wird. Da die Leidenschaften, deren Stachel ihn treibt, die letzten sind, so ist er unerbittlich und stark wie jemand, der von der Strömung eines Flusses fortgerissen wird und nach einem grünen, schwankenden Weidenzweig greift, der im letzten Frühjahr erst gesprossen ist.

XIV. In physischer Beziehung ist ein Mann länger Mann, als eine Frau Frau ist.

Soweit die Ehe in Betracht kommt, beläuft sich also der Unterschied in der Zeitdauer des Liebeslebens des Mannes und der Frau auf fünfzehn Jahre. Dies beträgt drei Viertel der Zeit, während welcher ein Mann unter der Untreue seiner Frau leiden kann. Bei dem Abzug jedoch, den wir von der Gesamtzahl der Männer gemacht haben, beträgt der Unterschied nur höchstens ein Sechstel im Vergleich mit dem Ergebnis des Abzugs, den wir bei der Gesamtzahl der Frauen vorgenommen haben.

Groß ist die Bescheidenheit unserer Berechnungen! Unsere Gründe hinwiederum sind von einer so hausbackenen Augenfälligkeit, daß wir sie nur der Genauigkeit wegen auseinandergesetzt haben und um jeder Kritik zuvorzukommen.

Es ist also jedem Philosophen — wenn er auch nur ein ganz klein wenig rechnen kann — bewiesen, daß es in Frankreich eine Durchschnittszahl von drei Millionen Männern im Alter von mindestens siebzehn bis höchstens zweiundfünfzig Jahren gibt, die sich's alle wohl sein lassen, gute Zähne haben, mit denen sie zu beißen gedenken und

auch beißen, und die an nichts weiter denken, als stracks und stramm den Weg zum Paradiese zu wandeln.

Nach den bereits angestellten Beobachtungen dürfen wir aus dieser Gesamtzahl eine Million Ehemänner ausscheiden. Nehmen wir einen Augenblick an, daß diese, zufrieden und immer glücklich wie unser Mustergatte, sich mit der ehelichen Liebe zufriedengeben.

Aber unsere zwei Millionen Junggesellen brauchen keine fünf Sous Rente, um Liebesabenteuer zu haben.

Aber ein Mann braucht nur gut zu Fuß zu sein und seine Augen zu gebrauchen zu wissen, um das Porträt eines Ehemannes vom Nagel zu heben.

Aber er braucht kein hübsches Gesicht zu haben, braucht nicht einmal stattlich von Gestalt zu sein.

Aber wenn ein Mann nur Geist, eine vornehme Erscheinung und Lebensart hat, fragen die Frauen ihn niemals, wo er herkommt, sondern nur, wo er hin will.

Aber die Reize der Jugend sind das einzige Gepäck der Liebe.

Aber ein Frack von Buisson, ein Paar Handschuhe von Boivin, elegante Stiefel, die der Meister mit Zittern auf Kredit geliefert hat, eine gutgeknotete Krawatte genügen, um einen Mann zum König eines Salons zu machen.

Aber bilden nicht die Militärs — wenn auch die Vorliebe für Epaulettenfransen und Achselschnüre recht tief gesunken ist — immer noch, ganz für sich allein, eine höchst gefährliche Legion von Junggesellen? ... Von Eginhard wollen wir nichts sagen, denn er war ja nur ein Privatsekretär — aber hat nicht ganz kürzlich erst eine Zeitung berichtet, daß eine deutsche Prinzessin einem einfachen Kürassierleutnant von der Kaisergarde ihr ganzes Vermögen vermacht hat?

Aber der Dorfnotar, der hinten in der Gascogne jährlich höchstens seine sechsunddreißig Urkunden auszufertigen

hat, schickt seinen Sohn als stud. jur. nach Paris; der Strumpfwirker wünscht, daß sein Sohn Notar werde; der Rechtsanwalt bestimmt den seinigen für die Verwaltungslaufbahn; der Verwaltungsbeamte will Minister werden, um seinen Kindern die Pairswürde zu verschaffen. Zu keiner Zeit, solange die Welt steht, war ein so brennender Durst nach Bildung vorhanden. Heutzutage läuft nicht mehr der Esprit auf allen Straßen herum, sondern das Talent. Aus allen klaffenden Spalten unserer Gesellschaftsordnung sprießen leuchtende Blumen, wie im Frühjahr auf verfallenden Mauern; selbst in den Gewölben der Kellerhöhlen wachsen blasse Gewächse, die in frischen Farben prangen werden, wenn nur die Sonne der Bildung einen Strahl auf sie fallen läßt. Seitdem die Gedanken sich in so ungeheurer Weise entwickelt haben, seitdem das befruchtende Licht so gleichmäßig sich verteilt hat, haben wir beinahe keine überlegenen Geister mehr, weil in jedem Menschen die gesamte Bildung seines Jahrhunderts sich verkörpert. Wir sind von lebenden Enzyklopädien umgeben: sie gehen, denken, handeln und wollen ewig werden. Daher diese beunruhigenden Erschütterungen hochstrebenden Ehrgeizes und rasender Leidenschaft: wir brauchen andere Welten; wir brauchen Bienenkörbe, die bereit sind, alle diese Schwärme aufzunehmen, und vor allen Dingen brauchen wir viele hübsche Frauen.

Aber dann die Krankheiten, von denen ein Mann betroffen werden kann — sie bewirken keinen Ausfall in der Gesamtzahl der männlichen Leidenschaften. Zu unserer Schande ist es wahr, daß eine Frau niemals so innig an uns hängt, wie wenn wir leidend sind! . . .

Und wenn wir hieran dächten, dann müßten alle gegen das kleine Geschlecht — vom ‚schönen Geschlecht' zu reden, ist ja jetzt recht altmodisch —, dann müßten, sage ich, alle gegen das kleine Geschlecht geschleuderten Epi-

gramme ihre scharfen Stachel ablegen und sich in Madrigale verwandeln! Alle Männer sollten bedenken, daß Liebe die einzige Tugend der Frau ist, daß alle Frauen in wunderbarem Maße tugendhaft sind, und sollten damit das Buch zuklappen und die Betrachtung schließen.

Ah! Erinnerst du dich jenes traurigen, schwarzen Augenblicks, wo du einsam und leidend alle Menschen, besonders deine Freunde, anklagtest, wo du schwach und entmutigt an den Tod dachtest, wo dein Kopf auf einem widerlich heißen Kissen lag und dein Leib auf einem Bettuch, dessen weißes Linnengewebe sich schmerzhaft in deine Haut eindrückte, wo du deine weit aufgerissenen Augen über die grüne Tapete deines stillen Zimmers schweifen ließest? Erinnerst du dich, sage ich, wie du sie sahst, als sie geräuschlos deine Tür öffnete, ihren jungen blonden Kopf im Rahmen goldener Locken und eines neuen Hutes zeigte, wie sie erschien gleich einem Stern in einer Gewitternacht, wie sie lächelnd, halb bekümmert, halb glücklich, ins Zimmer eilte und auf dich zustürzte!

„Wie hast du es angefangen? Was hast du deinem Mann gesagt?" fragtest du.

Ein Ehemann! ... Ah! Da sind wir wieder mitten in unserm Thema.

XV. In moralischer Beziehung ist der Mann öfter und länger Mann, als die Frau Frau ist.

Indessen müssen wir in Betracht ziehen, daß es unter diesen zwei Millionen Junggesellen viele unglückliche gibt, bei denen ein tiefes Bewußtsein ihres Elends und die Notwendigkeit hart zu arbeiten, die Flamme der Liebe ersticken.

Daß sie nicht alle das Gymnasium besucht haben, daß es viele Handwerker gibt, viele Lakaien — der sehr häßliche und kleine Herzog von Gèvres bemerkte bei einem

Spaziergang im Versailler Park einige sehr schön gewachsene Lakaien und sagte zu seinen Freunden: „Guckt nur mal, wie wir diese Kerle machen und wie sie uns machen!“ — viele Bauunternehmer, viele Industrielle, die nur an Geld denken, viele Ladenschwengel.

Daß es Männer gibt, die dümmer und wirklich auch häßlicher sind, als Gott sie gemacht haben würde.

Daß es Männer gibt mit einem Charakter wie eine ausgehöhlte Kastanienschale.

Daß die Geistlichkeit im allgemeinen keusch ist.

Daß es Männer gibt, die ihrer Stellung wegen niemals in den glänzenden Kreis eintreten können, in dem sich die anständigen Frauen bewegen — die keinen Frack haben, oder schüchtern sind, oder denen der Kornak fehlt, um sie einzuführen.

Aber wir wollen einem jeden die Mühe überlassen, die Zahl dieser Ausnahmen nach seiner eigenen Erfahrung zu vermehren — denn der Zweck eines Buches ist vor allem, zum Denken anzuregen — und wollen mit einem Federzuge die Hälfte der Gesamtzahl streichen. Rechnen wir also nur eine Million Herzen, die würdig sind, den anständigen Frauen zu huldigen: dies ist so ziemlich die genaue Zahl unserer hervorragenden Persönlichkeiten auf allen Gebieten. Die Frauen lieben nicht nur geistreiche Männer; aber, noch einmal sei's gesagt, wir wollen der Tugend das Spiel nicht zu schwer machen.

Wenn wir nun einmal unsere liebenswürdigen Junggesellen anhören, da erzählt ein jeder von ihnen eine Menge Abenteuer, die ohne Ausnahme darauf hinauslaufen, daß durch sie die anständigen Frauen in bedenklicher Weise bloßgestellt werden. Wir sind recht bescheiden und zurückhaltend, wenn wir auf jeden Junggesellen nur drei solcher Abenteuer rechnen; aber wenn einige ihre Liebschaften dutzendweise berechnen, so gibt es soundso viele andere,

die sich ihr ganzes Leben lang mit zwei oder drei Leidenschaften oder gar nur mit einer einzigen begnügt haben. Wir haben daher das in der Statistik übliche Verfahren uns zu eigen gemacht und verteilen die Gesamtzahl auf die einzelnen Köpfe. Wenn man nun die Zahl der Junggesellen mit der Zahl der Liebschaften multipliziert, so kommen drei Millionen solcher Abenteuer heraus; und um dieser Nachfrage zu genügen, haben wir nur vierhunderttausend anständige Frauen!

Wenn der gütige und nachsichtige Gott, der über den Welten schwebt, nicht eine zweite Generalwäsche des Menschengeschlechts veranstaltet, so ist ohne Zweifel der Grund der, daß die erste so geringen Erfolg gehabt hat.

Da haben wir also ein Volk untersucht! Da haben wir eine Gesellschaft durch das Sieb gestrichen! Und da haben wir gesehen, was dabei herauskam!

XVI. Die Sitten sind die Heuchelei der Völker; die Heuchelei ist mehr oder weniger vollkommen.

XVII. Tugend ist vielleicht nur Höflichkeit der Seele.

Die physische Liebe ist ein Bedürfnis, das dem Hunger gleicht — mit dem Unterschiede jedoch, daß der Mensch immer ißt, daß aber in der Liebe sein Appetit nicht so ausdauernd und nicht so regelmäßig ist wie bei Tische.

Ein Stück Schwarzbrot und ein Krug Wasser stillen den Hunger eines jeden Menschen; aber unsere Zivilisation hat die Gastronomie geschaffen.

Die Liebe hat ihr Stück Brot, aber sie hat auch jene Kunst des Liebens, die wir Koketterie nennen — ein reizendes Wort, das nur in Frankreich existiert, wo diese Wissenschaft entstanden ist.

Nun, haben nicht alle Ehemänner einigen Anlaß zu zittern, wenn sie daran denken, daß der Mensch von Natur

ein Bedürfnis hat, Abwechslung in seine Kost zu bringen? Dieses Bedürfnis geht ja so weit, daß die Forschungsreisenden auch in den wildesten Ländern geistige Getränke und Ragouts gefunden haben!

Aber der Hunger ist nicht so heftig wie die Liebe; aber die Launen der Seele sind viel zahlreicher, viel prickelnder, viel raffinierter in ihrer Heftigkeit als die Launen der Gastronomie; aber alles, was die Dichter und das Leben uns über die menschliche Liebe offenbart haben, bewaffnet unsere Junggesellen mit einer furchtbaren Macht: sie sind die Löwen des Evangeliums, die brüllend einhergehen und suchen, wen sie verschlingen.

Möge einmal ein jeder sein Gewissen prüfen, in seinen Erinnerungen nachsuchen und sich fragen, ob ihm jemals ein Mann begegnet ist, der sich mit der Liebe einer einzigen Frau begnügt hätte!

Wie sollen wir denn nun in einer Weise, daß die Ehre aller Beteiligten unangetastet bleibt, das Problem lösen, daß drei Millionen glühender Leidenschaften zu ihrer Sättigung nur vierhunderttausend Frauen finden? Will man vier Junggesellen auf jede Frau annehmen und die Rechnung aufstellen, daß die anständigen Frauen recht wohl instinktmäßig und unbewußt eine Art Turnus untereinander und unter den Junggesellen eingerichtet haben könnten, etwa in derselben Art wie die Gerichtspräsidenten, die ihre Räte alle nacheinander immer nach einer Anzahl von Jahren von einer Abteilung zur andern versetzen?

Das wäre eine traurige Art, die Schwierigkeit zu lösen!

Will man gar annehmen, daß bei der Verteilung der Junggesellen gewisse anständige Frauen es machen wie der Löwe der Fabel? Wie? Dann wären zum mindesten die Hälfte unserer Altäre übertünchte Gräber!

Will man zur Ehre der französischen Damen mit in Anschlag bringen, daß in Friedenszeiten die andern Länder,

besonders England, Deutschland und Rußland, eine gewisse Anzahl ihrer anständigen Frauen in unser Land einführen? Da werden aber die europäischen Nationen behaupten, das gleiche sich wieder aus, indem Frankreich eine gewisse Anzahl hübscher Frauen ausführe.

Derartige Berechnungen sind so schmerzhaft für Moral und Religion, daß ein anständiger Mann, von dem Wunsche beseelt, die verheirateten Frauen unschuldig zu finden, recht gerne glauben möchte, daß die Witwen und jungen Mädchen an dieser allgemeinen Verderbnis zur Hälfte beteiligt seien; oder noch lieber: daß die Junggesellen lögen. Aber was plagen wir uns lange mit Rechnungen? Denkt nur an unsere Ehemänner, die, zur Schande unserer Sitten sei's gesagt, sich fast alle wie Junggesellen aufführen und untereinander sich mit ihren geheimen Abenteuern brüsten.

Oh, dann glauben wir also, daß jeder Verheiratete, wenn er ein bißchen auf die Ehre seiner Frau hält, sich nur einfach nach einem Strick und einem Nagel umsehen kann: ‚Foenum habet in cornu!'

Unter diesen vierhunderttausend anständigen Frauen müssen wir jedoch, die Laterne in der Hand, die Zahl der tugendhaften Frauen suchen, die es in Frankreich gibt! In unserer Ehestatistik haben wir nur Geschöpfe abgestrichen, um die die Gesellschaft sich tatsächlich nicht bekümmert. Stimmt es nicht, daß in Frankreich die ‚anständigen Leute', die ‚feinen Leute' kaum eine Gesamtzahl von drei Millionen Individuen ausmachen, nämlich: unsere Million Junggesellen, fünfhunderttausend anständige Frauen, fünfhunderttausend Ehemänner und eine Million Witwen, Kinder und Backfische?

Wundert ihr euch jetzt noch über Boileaus berühmten Vers? Dieser Vers beweist, daß der Dichter in die mathematischen Berechnungen, die wir soeben in diesen betrübenden Untersuchungen den Augen unserer Leser unter-

breitet haben, tief eingedrungen war, und daß er nicht übertrieben hat.

Indessen — es gibt doch tugendhafte Frauen:

Ja — diejenigen, die niemals in Versuchung geraten sind, und diejenigen, die in ihrem ersten Kindbett sterben, vorausgesetzt, daß sie Jungfrauen waren, als ihre Gatten sie heimführten.

Ja — diejenigen, die häßlich sind wie die Kaïfakatadary aus ‚Tausendundeine Nacht'; ja — diejenigen, die Mirabeau ‚Gurkenfeen' nennt, und die genau aus denselben Atomen bestehen wie die Wurzeln der Erdbeere und der Seerose; indessen — darauf wollen wir uns lieber nicht verlassen.

Dann wollen wir zur Ehre des Jahrhunderts gestehen, daß man seit der Wiederaufrichtung der Moral und Religion in gegenwärtiger Zeit hier und da einigen Frauen begegnet, die so moralisch sind, so religiös, so pflichteifrig, so redlich, so abgezirkelt in ihrem Benehmen, so steif, so tugendhaft, so ..., daß der Teufel sie nicht einmal anzusehen wagt; sie sind auf allen Seiten schützend umgeben von Rosenkränzen, Gebetsübungen und Beichtvätern ... pst!

Wir wollen nicht versuchen, die Frauen zu zählen, die aus Dummheit tugendhaft sind; es ist allgemein anerkannt, daß in der Liebe alle Frauen Geist haben.

Schließlich wäre es jedoch nicht unmöglich, daß es in irgend einem Winkel junge, hübsche und tugendhafte Frauen gäbe, von denen die Welt keine Ahnung hat.

Eine tugendhafte Frau dürft ihr aber nicht die nennen, die gegen eine unwillkürliche Leidenschaft ankämpft und einem Liebhaber, den sie zu ihrer Verzweiflung vergöttern muß, nichts bewilligt hat. Dies ist der blutigste Schimpf, der einem verliebten Ehegatten angetan werden kann. Was bleibt ihm von seiner Frau? Ein namenloses Ding, ein

lebender Leichnam. Inmitten der Liebeslust ist seine Frau wie jener Gast, dem Borgia beim Gelage sagte, einige von den Speisen seien vergiftet: er hat keinen Hunger mehr und ißt nicht mehr, sondern tut nur noch, wie wenn er kaute. Er bedauert, daß er eine andere Einladung abgelehnt hat, um bei dem fürchterlichen Kardinal zu Tische zu gehen, und sehnt seufzend den Augenblick herbei, wo das Fest zu Ende sein wird und er vom Tische aufstehen kann.

Was folgt nun aus diesen Betrachtungen über die weibliche Tugend? Fünf Grundsätze, von denen uns aber die beiden letzten von einem eklektischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts überliefert sind. Hier sind sie:

XVIII. Eine tugendhafte Frau hat im Herzen eine Fiber mehr oder weniger als die übrigen Frauen: sie ist dumm oder erhaben.

XIX. Die Tugend der Frauen ist vielleicht eine Frage des Temperaments.

XX. Die tugendhaftesten Frauen haben in sich ein gewisses Etwas, das niemals keusch ist.

XXI. Daß ein geistvoller Mann Zweifel an seiner Geliebten hegt, das läßt sich begreifen; aber an seiner Frau...! da muß man gar zu dumm sein.

XXII. Die Männer wären zu unglücklich, wenn sie bei den Frauen auch nur im leisesten sich dessen erinnerten, was sie auswendig wissen.

Die Zahl der seltenen Frauen, die wie die Jungfrauen des Gleichnisses das Öl ihrer Lampe zu sparen wußten, wird in den Augen der Verteidiger von Tugend und redlichem Gefühl stets zu schwach sein. Aber noch obendrein müssen wir sie von der Gesamtzahl der anständigen Frauen abziehen, und diese an und für sich trostreiche

Subtraktion macht die Gefahr für die Ehemänner noch größer, das Ärgernis noch häßlicher, und befleckt um so mehr die Ehre der übrigen legitimen Ehefrauen.

Welcher Ehemann wird jetzt noch ruhig an der Seite seiner jungen hübschen Frau schlafen können, wenn er vernimmt, daß mindestens drei Junggesellen auf der Lauer liegen? Wenn sie auf seiner kleinen Besitzung auch noch keinen Schaden angerichtet haben, so betrachten sie doch die Verheiratete als eine Beute, die ihnen von Rechts wegen zukommt und die ihnen früher oder später auch zufallen wird, entweder durch List oder durch Gewalt, die sie mit dem Rechte des Eroberers oder mit freier Zustimmung erlangen werden. Und es kann nicht anders sein, als daß sie eines Tages siegreich aus diesem Kampf hervorgehen.

Furchtbare Schlußfolgerung!

Nun werden uns vielleicht Moralhelden, die Lobpreiser der guten alten Zeit, beschuldigen, wir brächten gar zu trostlose Berechnungen vor: sie werden sich zu Verteidigern entweder der anständigen Frauen oder der Junggesellen aufwerfen wollen; aber für diese Herren haben wir uns eine letzte Beobachtung aufgespart:

Vermehrt nach Belieben die Zahl der anständigen Frauen und vermindert die Zahl der Junggesellen — stets werdet ihr das Ergebnis erhalten, daß es mehr galante Abenteuer als anständige Frauen gibt; stets werdet ihr eine ungeheure Menge von Junggesellen finden, die durch unsere Sitten sich darauf angewiesen sehen, zwischen drei Arten von Verbrechen zu wählen:

Wenn sie keusch bleiben, wird infolge der schmerzhaftesten Aufregungen ihre Gesundheit Schaden nehmen; sie werden die erhabensten Absichten der Natur vereiteln und werden in die Schweizer Berge reisen, um dort Milch zu trinken und an der Schwindsucht zu sterben.

Wenn sie ihren berechtigten Versuchungen unterliegen, werden sie entweder anständige Frauen kompromittieren — und dann sind wir ja wieder bei dem Thema unseres Buches angelangt — oder sie werden sich durch den abscheulichen Umgang mit jenen fünfhunderttausend Frauen entwürdigen, von denen wir im letzten Absatz der ersten Betrachtung sprachen — und wie groß sind nicht auch in diesem letztern Fall die Aussichten, daß sie Milch trinken und in der Schweiz sterben müssen!

Ist es euch denn niemals wie uns aufgefallen, daß die Einrichtung unserer Gesellschaftsordnung an einem bösen Fehler leidet, dessen nähere Betrachtung als moralischer Beweis unserer letzten Berechnungen dienen wird?

Das Durchschnittsalter, in dem der Mann sich verheiratet, beträgt dreißig Jahre; das Durchschnittsalter, in dem seine Leidenschaften, seine heftigsten Begierden nach Schöpferfreuden sich entwickeln, ist das zwanzigste Lebensjahr. Während der zehn schönsten Jahre seines Lebens, während der Periode voller Saft und Kraft, in der seine Schönheit, seine Jugend und sein Geist ihn für die Ehemänner bedrohlicher machen, als zu jeder andern Zeit seines Daseins — während all dieser Jahre gibt es für ihn kein Mittel, das unwiderstehliche Liebesbedürfnis, das sein ganzes Wesen erschüttert, auf gesetzmäßige Weise zu befriedigen. Da dieser Zeitraum ein Sechstel des menschlichen Lebens ausmacht, so müssen wir zugeben, daß mindestens ein Sechstel von der Gesamtzahl unserer Männer, und zwar gerade das kräftigste Sechstel, sich beständig in einer Lage befindet, die ebenso beschwerlich für sie, wie gefährlich für die Gesellschaft ist.

„Warum verheiratet man sie denn nicht?“ ruft vielleicht eine Betschwester.

Aber welcher vernünftige Vater möchte seinen Sohn mit zwanzig Jahren verheiraten?

Kennt man denn nicht die Gefahr dieser allzu frühen Ehen? Allem Anschein nach muß die Ehe mit den natürlichen Gewohnheiten bedeutend im Widerspruch stehen, denn sie verlangt eine ganz besondere Reife der Vernunft. Allgemein bekannt ist ja Rousseaus Wort: „Eine gewisse Zeit der Ausschweifung ist stets notwendig — entweder vor der Ehe oder in der Ehe. Wir haben in uns einen schlechten Gärungsstoff, der früher oder später doch zu wirken beginnt."

Welche Familienmutter würde das Glück ihrer Tochter den Zufällen dieser Gärung aussetzen, wenn sie nicht vor der Ehe stattgefunden hat?

Wozu brauchen wir übrigens eine Tatsache zu rechtfertigen, die in allen Gesellschaften besteht, ohne daß diese daran zugrunde gehen? Gibt es nicht in allen Ländern, wie wir nachgewiesen haben, eine ungeheure Anzahl von Männern, die auf die ehrenwerteste Art von der Welt ohne Zölibat und ohne Ehe fertig werden?

„Können denn nicht diese Männer" — wird wieder die Betschwester fragen — „Enthaltsamkeit üben wie die Priester?"

Zugegeben, meine Gnädige.

Indessen müssen wir darauf aufmerksam machen, daß das Keuschheitsgelübde eine der stärksten der von der Gesellschaftsordnung notwendig gemachten Ausnahmen vom Naturzustande ist; daß die Enthaltsamkeit der schwierige Punkt im Beruf des Priesters ist; daß dieser keusch sein muß, wie der Arzt unempfindlich ist gegen die körperlichen Leiden; wie der Notar und der Advokat unempfindlich sind gegen Armut und Elend, die vor ihnen ihre Wunden enthüllen; wie der Soldat unempfindlich ist gegen den Tod, der ihn auf einem Schlachtfeld umgibt. Wenn die Bedürfnisse der Kultur gewisse Fibern des Herzens verknöchern und gewisse Membranen der Denk-

kraft verhärten — so dürfen wir daraus nicht schließen, daß alle Menschen verpflichtet sind, in solcher Weise ihre Seele zum Teil absterben zu lassen. Das hieße das Menschengeschlecht zu einem abscheulichen moralischen Selbstmord treiben!

Aber es erscheine nur im jansenistisch-sittenstrengsten Salon, den es überhaupt gibt, ein achtundzwanzigjähriger junger Mann, der aufs sorgsamste sein Unschuldskleid bewahrt hat und so jungfräulich ist wie jene Auerhähne, an denen die Feinschmecker ihr Entzücken haben — seht ihr nicht die Szene vor euch, wie die herbste tugendhafte Frau irgend ein recht bitteres Kompliment über seinen Mut an ihn richtet, wie der strengste Beamte, der jemals auf dem Richterstuhl saß, lächelnd den Kopf schüttelt, wie alle Damen ihre Köpfe verstecken, damit er nicht ihr Lachen höre? Und kaum verläßt das unglaublich heldenmütige Opferlamm den Salon, welch eine Sintflut von Witzen regnet da auf sein unschuldiges Haupt hernieder! Wie viel Beleidigungen! Gibt es in Frankreich etwas Schimpflicheres als Impotenz, Kälte, völlige Leidenschaftslosigkeit, Trottelhaftigkeit?

Der einzige König von Frankreich, der nicht einen solchen Tropf laut ausgelacht hätte, wäre vielleicht Ludwig XIII.; sein forscher Vater dagegen hätte vielleicht ein solches Bürschchen verbannt, indem er entweder ihn beschuldigt, kein Franzose zu sein, oder geglaubt hätte, er könnte ein gefährliches Beispiel abgeben.

Seltsamer Widerspruch! Ein junger Mensch wird gleichermaßen getadelt, wenn er sein Leben ‚im heiligen Lande' verbringt, um uns eines landläufigen Ausdrucks des Junggesellenlebens zu bedienen. Sollten vielleicht zum Besten der anständigen Frauen die Polizeipräfekten und Bürgermeister aller Zeiten angeordnet haben, daß die im Dienste der Öffentlichkeit stehenden Leidenschaften erst mit

Dunkelwerden zu beginnen und um 11 Uhr abends aufzuhören haben?

Wo sollen sich denn all unsere Junggesellen ihre Hörner ablaufen? Und — wie Figaro fragt — wen betrügt man denn hier? Die Regierenden oder die Regierten?

Ist es mit der Gesellschaftsordnung wie mit jenen Jüngelchen, die sich im Theater die Ohren zuhalten, um die Flintenschüsse nicht zu hören? Hat sie Angst davor, die Sonde in ihre Wunde führen zu lassen? Oder sollte man allgemein der Meinung sein, daß es gegen dieses Übel kein Heilmittel gibt und daß man die Dinge gehen lassen muß, wie sie gehen? Aber hier liegt eine Frage vor, die die Gesetzgebung angeht; denn es ist unmöglich, dem materiellen und sozialen Dilemma zu entgehen, in das wir geraten, indem wir die Bilanz der ehelichen Tugend unserer Gesellschaft ziehen. Es ist nicht unseres Amtes, diese schwierige Frage zu lösen; nehmen wir indessen einen Augenblick an, daß zum Schutze so vieler Familien, so vieler Frauen, so vieler ehrbarer Mädchen die Gesellschaft sich genötigt sähe, gewissen Herzen ein Patent und damit ein Recht zu geben, die Bedürfnisse der Junggesellen zu befriedigen: müßten alsdann nicht unsere Gesetze diesen weiblichen Deziussen, die sich für das Staatswohl aufopfern, und aus ihren Leibern eine Schutzwehr für die anständige Familie machen, Zunftrechte verleihen? Die Gesetzgeber haben sehr unrecht, daß sie bis jetzt es verschmäht haben, dem Lose der Kurtisanen feste Regeln zu geben.

XXIII. Wenn die Kurtisane ein Bedürfnis ist, sollte sie eine Staatseinrichtung sein.

Diese Frage starrt von so vielen Wenn und Aber, daß wir sie unsern Enkeln vermachen; man muß auch ihnen noch etwas zu tun übrig lassen. Übrigens ist sie für dieses

Werk vollkommen nebensächlich; denn heutzutage ist das Feingefühl höher entwickelt denn je; zu keiner Zeit hat man so viel von Sitte gewußt, weil man niemals so deutlich empfunden hat, daß echte Lust aus dem Herzen kommt. Und angesichts unserer vierhunderttausend jungen und hübschen Frauen, die mit allem Glanz des Reichtums, mit aller Anmut des Geistes geschmückt sind, die über alle Schätze der Koketterie verfügen und freigebige Spenderinnen des Glücks sind — welcher feinfühlige Mann, welcher Junggeselle ginge da ...? Pfui!

Fassen wir also für unsere künftigen Gesetzgeber die Lehren dieser letzten Jahre in klarer und kurzer Form zusammen:

XXIV. In der gesellschaftlichen Ordnung entspringen die unvermeidlichen Mißbräuche aus Naturgesetzen, nach denen der Mensch sich seine Begriffe von bürgerlichen und staatlichen Gesetzen bilden muß.

XXV. „Der Ehebruch", sagt Chamfort, „ist ein Bankrott, jedoch mit dem Unterschied, daß nicht der Bankrottierer, sondern der durch den Bankrott Geschädigte der Entehrte ist."

In Frankreich bedürfen die Gesetze über den Ehebruch und über den Bankrott tiefgreifender Abänderungen. Sind sie zu milde? Liegt ihr Fehler darin, daß sie von falschen Grundsätzen ausgehen? Caveant consules!

Nun, mutiger Athlet, der du die kleine Ansprache an die mit einer Frau Behafteten in unserer ersten Betrachtung auf dich bezogen hast — was sagst du dazu?

Wir wollen hoffen, daß du bei unserm flüchtigen Überblick über diese Fragen keine Angst bekommen hast, daß du nicht zu den Leuten gehörst, denen das Rückgrat siedendheiß wird und ihr Nervenfluidum zu Eis erstarrt,

wenn sie einen Abgrund oder eine Boa constrictor erblicken! Ei, mein lieber Freund: Wer da hat Land, hat auch Kriegsbrand. Die Männer, die nach deinem Gelde trachten, sind noch viel zahlreicher als diejenigen, die nach deiner Frau trachten.

Und schließlich steht es ja den Ehemännern frei, diese Tändeleien für Berechnungen oder diese Berechnungen für Tändeleien zu nehmen. Das Allerschönste am ganzen Leben sind seine Illusionen. Das Allerachtungswerteste sind unsere an und für sich ganz wertlosen Glaubensmeinungen. Gibt es nicht viele Leute, deren Grundsätze nur Vorteile sind, die nicht stark genug sind, um ein ‚Glück an sich' und eine ‚Tugend an sich' begreifen zu können, und die sich daher mit einer von den Gesetzgebern fix und fertig gelieferten Glückseligkeit und Tugend zufriedengeben? Daher wenden wir uns auch nicht an alle diese Manfreds, die zu viele Röcke hochgehoben haben und daher jetzt in den Augenblicken, wo eine Art von moralischem Spleen sie quält, alle Schleier lüften wollen. Soweit sie in Betracht kommen, haben wir jetzt die Frage klipp und klar aufgestellt, und wir kennen die Ausdehnung des Übels.

Es erübrigt uns, zu betrachten, welche Aussichten im allgemeinen jeder Mann hat, wenn er eine Ehe eingeht, und besonders die Umstände zu untersuchen, die in dem Kriege, aus dem unser Kämpe als Sieger hervorgehen soll, seine Kräfte schwächen.

DIE PRÄDESTINIERTEN

PRÄDESTINIERT bedeutet: im voraus zu Glück oder Unglück bestimmt. Die Theologie hat sich dieses Wortes bemächtigt und bedient sich seiner stets, um die Seligen zu bezeichnen; wir dagegen legen diesem Ausdruck eine Bedeutung bei, die für unsere Auserwählten — von denen

man im Gegensatz zu denen des Evangeliums sagen kann: „Viele sind berufen und viele sind auserwählt" — nicht eben angenehm ist.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß gewisse Menschenklassen mehr als andere gewissen Schwächen und Leiden unterliegen: die Gascogner zum Beispiel übertreiben gern, die Pariser sind eitel; vom Schlagfluß werden besonders Kurzhalsige getroffen; der Karbunkel — eine Art Beulenpest — stürzt sich mit Vorliebe auf die Fleischer, die Gicht auf die Reichen, die Gesundheit auf die Armen, die Schwerhörigkeit auf die Könige, die Gliederlähmung auf die Verwalter. So hat man auch bemerkt, daß gewisse Klassen von Ehemännern besonders bevorzugte Opfer der illegitimen Leidenschaften werden. Diese Ehemänner und ihre Frauen beanspruchen den größten Teil der Junggesellen. Sie bilden eine Aristokratie etwas eigentümlicher Art. Sollte irgend ein Leser sich in einer dieser aristokratischen Klassen befinden, so werden er oder seine Frau — wenigstens hoffen wir es — Geistesgegenwart genug besitzen, sich sofort des Lieblingssatzes in Lhomonds lateinischer Grammatik zu erinnern: „Keine Regel ohne Ausnahme." Ein Hausfreund kann sogar den Spruch zitieren:

Die Anwesenden sind immer ausgenommen.

Und alsdann wird ein jeder von ihnen im stillen Innern das Recht haben, sich für eine Ausnahme zu halten. Aber unsere Pflicht, unsere Teilnahme für die Ehemänner und unser Wunsch, alle die vielen jungen und hübschen Frauen vor den Launen und Unannehmlichkeiten zu bewahren, unter denen ein Liebhaber sie wird leiden lassen — dies alles nötigt uns, die Ehemänner, die sich ganz besonders in acht nehmen müssen, in Reih und Glied aufmarschieren zu lassen.

In dieser Aufzählung müssen die erste Stelle jene Ehemänner einnehmen, die durch ihre Geschäfte, Ämter oder

Dienstobliegenheiten zu bestimmten Stunden und während einer bestimmten Zeit von Hause ferngehalten werden. Diese werden das Banner der Gilde zu tragen haben.

Unter ihnen nennen wir mit besonderer Auszeichnung die unabsetzbaren und absetzbaren Beamten, die genötigt sind, einen großen Teil des Tages im Justizpalast zu verweilen. Die andern Beamten machen es doch zuweilen möglich, ihr Bureau zu verlassen; aber ein Richter oder königlicher Staatsanwalt, die auf den liliengeschmückten Sesseln thronen — die müssen sozusagen während der Gerichtsverhandlung sterben. Das ist ihr Schlachtfeld.

Dasselbe gilt von den Abgeordneten und Pairs, die über die Gesetze zu beraten haben; von den Ministern, die mit dem König arbeiten; von den Abteilungsvorständen, die mit den Ministern arbeiten; von den Militärs, die im Felde liegen; und endlich vom Korporal, der Patrouillendienst hat — wie aus Lafleurs Brief in der ‚Sentimentalen Reise' hervorgeht.

Gleich hinter den Leuten, die sich zu bestimmten Stunden aus ihrer Wohnung entfernen müssen, kommen jene, denen umfangreiche und ernste Geschäfte keine Minute Zeit lassen, um liebenswürdig zu sein; ihre Stirnen sind stets sorgenvoll, ihre Unterhaltung ist selten heiter.

An die Spitze dieser zum Hörnertragen besonders veranlagten Scharen stellen wir jene Bankiers, die fortwährend mit Millionen arbeiten, deren Kopf dermaßen mit Berechnungen angefüllt ist, daß schließlich die Zahlen die Hirnschale durchdringen und sich in Additionsreihen über ihrer Stirn erheben.

Diese Millionäre vergessen die meiste Zeit die heiligen Gesetze der Ehe und die Pflege, auf die die von ihnen zu hegende zarte Blume Anspruch macht, und denken niemals daran, sie zu begießen, sie vor Frost oder Hitze zu bewahren. Kaum wissen sie, daß das Glück einer Gattin

ihnen anvertraut worden ist; sie erinnern sich höchstens daran, wenn sie bei Tische eine reichgeschmückte Frau vor sich sehen oder wenn die Kokette anmutig wie Venus zu dem gefürchteten groben Brummbär kommt, um einen Griff in seine Kasse zu tun ... Oh! dann erinnern sie sich manchmal am Abend recht deutlich der im Artikel 213 des Bürgerlichen Gesetzbuchs näher bezeichneten Rechte. Und ihre Frauen erkennen diese Rechte an; aber es ist damit wie mit den hohen Zöllen, die auf fremde Waren gelegt werden: sie dulden diese Rechte und finden sich damit ab, nach dem Sprichwort: „Ohne Leid keine Freud'!"

Die Gelehrten, die ganze Monate damit verbringen, an dem Knochen eines vorsintflutlichen Tieres herumzunagen, die Gesetze der Natur zu berechnen oder ihre Geheimnisse zu erspähen; die Griechen und Lateiner, deren Mittagessen ein Gedanke aus dem Tacitus, deren Abendessen ein Satz aus dem Thukydides ist, die ihr Leben lang auf der Jagd nach einem Manuskript oder Papyrus den Staub der Bibliotheken schlucken, sind lauter Prädestinierte. Von dem, was um sie her vorgeht, merken sie niemals etwas, so sehr sind sie fortwährend in ihre Arbeit vertieft oder in Ekstase. Und wenn ihr Unglück sich am hellen Mittag vollzöge, sie würden es kaum sehen. Glückliche! O tausendmal Glückliche! Beispiel: Beauzée kommt aus einer Sitzung der Akademie nach Hause und überrascht seine Frau mit einem Deutschen. „Quand je vous avertissais, madame, qu'il fallait que je m'en aille ..." ruft der Fremde. — „Eh! monsieur, dites au moins: ‚Que je m'en allasse!'" — versetzt der Akademiker.

Dann kommen, die Leier in der Hand, einige Poeten, deren animalische Kräfte alle miteinander das Entresol verlassen haben, um das höhere Stockwerk zu beziehen. Da sie den Pegasus besser zu reiten wissen, als die Stute

des Gevatters Peter, so verheiraten sie sich selten; sie sind gewöhnt, von Zeit zu Zeit einmal an einer vagabundierenden oder nur in ihrer Einbildung vorhandenen Chloris ihren Liebesdrang auszulassen.

Aber die Männer, deren Nase mit Tabak besudelt ist;

aber diejenigen, die das Unglück haben, mit einem Dauerschnupfen auf die Welt gekommen zu sein;

aber die rauchenden oder priemenden Seeleute;

aber die Leute, die infolge ihres barschen und galligen Charakters immer aussehen, als hätten sie einen sauren Apfel gegessen;

aber die Männer, die in ihrem persönlichen Benehmen einige zynische Unarten, die gewisse Angewohnheiten haben, die immerzu unsauber aussehen;

aber die Ehemänner, die man mit dem schimpflichen Beinamen ‚Bettwärmer' belegt;

und endlich die Greise, welche junge Mädchen heiraten —

alle diese Leute sind in hervorragendem Maße prädestiniert! Noch eine letzte Klasse von Prädestinierten gibt es, die ebenfalls ihres Unglücks beinahe gewiß sind. Wir meinen die Plagegeister und Nörgler, die Topfgucker und Haustyrannen, die ganz merkwürdige Ideen über häusliche Herrschaft haben, die ganz offen von den Frauen schlecht denken und vom Leben nicht mehr verstehen, als ein Maikäfer von der Naturgeschichte. Die Ehen dieser Leute gleichen einer Wespe, der ein Schüler den Kopf abgeschnitten hat und die bald hier bald da gegen eine Fensterscheibe anstößt. Für diese Sorte von Prädestinierten ist unser Buch ein Buch mit sieben Siegeln. Für diese Dummköpfe, welche wandelnden Statuen aus einer Kathedrale gleichen, schreiben wir so wenig wie für die alten Maschinen von Marly, die die Wasserkünste im Versailler Park speisen, und die man nicht mehr in Betrieb setzen kann, ohne befürchten zu müssen, daß sie aus allen Fugen gehen.

Selten beobachte ich in den Salons die schnurrigen Ehemannsgestalten, von denen es dort wimmelt, ohne daß mir eine Szene ins Gedächtnis kommt, an der ich einmal in meiner Jugend meinen Spaß hatte.

Im Jahre 1819 bewohnte ich ein Häuschen in dem entzückenden Tal von Isle-Adam. Meine Einsiedelei lag unmittelbar am Cassanschen Park, dem lieblichsten aller Ruhesitze, die Luxus und Kunst geschaffen haben: wonnig anzusehen, von den kokettesten Spazierwegen durchzogen, unbeschreiblich kühl und wasserreich im Sommer. Diese grüne Kartause verdankt ihr Entstehen einem Generalpächter der guten alten Zeit, einem gewissen Bergeret, der einst durch seine Originalität und viele heliogabalische Streiche berühmt war: er ging zum Beispiel mit goldgepuderten Haaren in die Oper, veranstaltete für sich allein eine glänzende Illumination seines Parks oder gab sich selber ein prunkvolles Fest. Dieser bürgerliche Sardanapal hatte von einer italienischen Reise eine solche Begeisterung für die Naturschönheiten jenes Landes mitgebracht, daß er in einem Anfall von Fanatismus vier oder fünf Millionen ausgab, um in seinem Park alle in seiner Mappe mitgebrachten Landschaftsbilder kopieren zu lassen. Die entzückendsten Zusammenstellungen verschiedener Laubarten, die seltensten Bäume, lange Täler, die malerischsten Aussichtspunkte, Borromeische Inseln, die auf klaren, neckisch bewegten Fluten schwimmen, sind die Einzelstrahlen, die ihre optischen Schätze in einem einzigen Punkte vereinigen: einer Isola bella, von der aus das bezauberte Auge jede Einzelheit in Muße betrachten kann; einer Insel, auf der unter den nickenden Wipfeln hundertjähriger Weiden ein Häuschen sich versteckt; einer Insel, die, von Wasserlilien, Sträuchen und Blumen umsäumt, einem reichgefaßten Smaragd gleicht. Ein Zufluchtsort, den zu finden man tausend Meilen reisen möchte! Der

kränklichste, verdrießlichste, trockenste von allen unsern genialen Männern, die sich nicht wohl befinden, würde an diesem Ort, von den leckern Gaben eines rein vegetativen Daseins überhäuft, binnen vierzehn Tagen an Fettsucht und Zufriedenheit sterben. Der damalige Besitzer dieses Paradieses — der sich übrigens aus seinem Eden nicht viel machte — hatte sich in Ermangelung eines Kindes oder einer Frau als Liebling einen großen Affen zugelegt. Vielleicht hatte er als früherer Liebhaber einer Kaiserin — wenigstens erzählte man sich von diesem Verhältnis Geschichten — von dem Menschengeschlecht genug gekriegt. Ein eleganter Holzkäfig, der von einer gedrechselten Säule getragen wurde, bildete die Behausung des boshaften angeketteten Tieres, das von seinem launenhaften Herrn, der öfter in Paris als auf seinem Landgut war, nur selten mit einer Liebkosung bedacht wurde. Der Affe stand in sehr schlechtem Ruf. Ich erinnere mich, mit angesehen zu haben, wie er mehreren Damen gegenüber beinahe so unverschämt wurde wie ein Mann. Später war der Besitzer genötigt, ihn töten zu lassen, da seine Bösartigkeit immer zunahm.

Eines Morgens saß ich im Park unter einem schönen blühenden Tulpenbaum. Ich war damit beschäftigt, nichts zu tun. Während ich die liebeatmenden Blumendüfte einsog, die von hohen Pappelbäumen an dem köstlichen Ort festgehalten wurden, während ich im Schweigen des Waldes schwelgte, dem Murmeln des Wassers und dem Rauschen der Blätter zuhörte, den blauen Himmelsgrund bewunderte, auf dem über meinem Kopfe perlmutterfarbene und goldige Wolken sich abzeichneten, während vielleicht meine Gedanken in meinem künftigen Leben spazieren gingen — da hörte ich plötzlich einen Tölpel, der am Tage vorher von Paris gekommen war, mit dem unmotivierten Eifer eines Menschen, der nichts zu tun hat, auf der Geige spielen. Ich

möchte meinem grausamsten Feinde nicht wünschen, auf einmal so aus der erhabenen Harmonie der Natur herausgerissen zu werden. Ja, wenn die fernen Töne von Rolands Horn die Lüfte belebt hätten, dann vielleicht ... aber daß ein kreischendes Quintengekratze sich anmaßt, einem menschliche Ideen und Worte in den Sinn zu rufen ...!

Der Amphion ging im Speisesaal auf und ab und setzte sich schließlich auf eine Fensterbrüstung, genau dem Affen gegenüber. Vielleicht suchte er ein Publikum. Plötzlich sehe ich das Tier sachte von seinem kleinen Gefängnisturm heruntersteigen: es stellt sich auf seine beiden Hinterfüße, senkt den Kopf wie ein Schwimmer und kreuzt die Arme auf der Brust mit dem Stolz eines gefesselten Spartakus oder eines Catilina, der Ciceros Reden anhört. Plötzlich wird der Bankier von einer sanften Stimme gerufen, deren Silberklang das Echo eines mir bekannten Boudoirs erweckte; er legt die Geige auf die Fensterbrüstung und enteilt wie eine Schwalbe, die in schnellem Fluge auf ihre Genossin zusegelt. Der große Affe, dessen Kette von beträchtlicher Länge war, ging an das Fenster und nahm mit ernstem Gesicht die Violine in die Hand. Ich weiß nicht, ob schon jemand wie ich das Vergnügen gehabt hat, einen Affen zu sehen, der das Geigenspiel zu lernen versucht; aber noch jetzt, wo ich nicht mehr so viel lache wie in jenen sorglosen Tagen, kann ich niemals ohne ein Lächeln an meinen Affen denken. Zunächst packte der Halbmensch das Instrument mit derber Faust und beschnüffelte es, wie wenn er einen Apfel hätte essen wollen. Wahrscheinlich entlockte die Atmungstätigkeit seiner Nase dem tönenden Holz einen leisen Wohlklang; denn jetzt wiegte der Orang-Utan den Kopf, drehte die Geige hin und her, hob und senkte sie, hielt sie mit steifem Arm von sich ab, schwenkte sie, legte sie an sein Ohr, ließ sie fallen und fing sie wieder auf — und dies alles mit einer Gelenkigkeit und

Schnelligkeit, wie sie nur diesen Tieren eigen ist. Er befragte das stumme Holz mit einer dummschlauen Miene, die etwas merkwürdig Unverständliches an sich hatte. Endlich versuchte er auf höchst groteske Art, die Geige unter sein Kinn zu klemmen, indem er mit der einen Hand den Griff hielt; aber wie ein verzogenes Kind wurde er bald einer Übung müde, die eine schwer zu erlangende Geschicklichkeit erforderte, und rupfte nur an den Saiten, ohne ihnen etwas anderes entlocken zu können als grelle Mißtöne. Jetzt wurde er ärgerlich, legte die Geige auf die Fensterbrüstung, packte den Bogen und begann ihn heftig hin und her zu stoßen, wie ein Steinmetz, der einen Stein sägt. Da auch dieser neue Versuch seine verständnisvollen Ohren nur noch mehr belästigte, so packte er den Bogen mit beiden Händen und schlug aus Leibeskräften auf das unschuldige Instrument, die Quelle von so viel Lust und Wohllaut. Er kam mir vor wie ein Schüler, der einen Kameraden unter sich hat, dem er zur Strafe für eine Niederträchtigkeit schnell, aber wohlgezielt, eine gehörige Tracht Prügel verabfolgt. Nachdem die Geige gerichtet und verurteilt war, setzte sich der Affe auf ihre Trümmer und ergötzte mit einer stumpfsinnigen Freude sich daran, mit dem zerbrochenen Bogen sich durch den blonden Pelz zu fahren.

Seit diesem Tage habe ich das Ehewesen der Prädestinierten niemals mit ansehen können, ohne die meisten Ehemänner mit diesem Orang-Utan zu vergleichen, der die Geige spielen wollte.

Die Liebe ist die melodiöseste aller Harmonien, und eine Ahnung davon ist uns allen angeboren. Die Frau ist ein köstliches Instrument der Lust, aber man muß die erzitternden Saiten kennen, muß lernen, wie es anzusetzen ist, wie mit wechselndem Fingersatz die Töne zu meistern sind.

Wie viele Orangs ... Menschen wollte ich sagen ... verheiraten sich, ohne zu wissen, was eine Frau ist! Wie viele Prädestinierte haben sie behandelt, wie der Affe von Cassan seine Geige! Sie brachen das Herz, das sie nicht verstanden, wie sie das Kleinod, dessen Geheimnis ihnen unbekannt war, schändeten und verachteten. Kinder ihr ganzes Leben lang, scheiden sie aus dem Leben mit leeren Händen — sie haben vegetiert, haben von Liebe und Lust gesprochen, von Ausschweifung und Tugend, wie die Sklaven von der Freiheit sprechen. Fast alle haben sich verheiratet, ohne von der Frau und von der Liebe auch nur die allergeringste Kenntnis zu haben. Sie haben in einem fremden Hause die Tür eingeschlagen und haben verlangt, im Salon eine gute Aufnahme zu finden! Aber der gewöhnlichste Künstler weiß, daß zwischen ihm und seinem Instrument — das doch nur aus Holz oder Elfenbein ist! — eine Art von unerklärbarer Freundschaft besteht. Er weiß aus Erfahrung, daß er Jahre gebraucht hat, um diese geheimnisvolle Beziehung zwischen einem unbelebten Stoff und ihm herzustellen. Er hat nicht beim ersten Versuch alle Freudenquellen und bösen Launen, alle Mängel und Tugenden seines Instruments geahnt. Erst nach langen Studien wird dieses für ihn eine Seele und eine unerschöpfliche Quelle des Wohllauts; wie zwei Freunde lernen sie sich erst nach den tiefsinnigsten Zwiegesprächen kennen.

Kann ein Mensch, der im Leben hockt, wie ein Seminarist in seiner Zelle, die Frau verstehen und dieses wunderbare Noten-Abc lesen lernen? Kann das ein Mann, dessen Beruf es ist, für andere zu denken, über andere zu richten, andere zu regieren, andere zu bestehlen, andere zu ernähren, zu heilen, zu verwunden? Mit einem Wort, können alle unsere Prädestinierten ihre Zeit darauf verwenden, eine Frau zu studieren? Sie verkaufen ihre Zeit —

wie sollten sie sie denn aufs Glück verwenden? Das Geld ist ihr Gott. Man kann nicht zwei Herren zugleich dienen. Daher ist denn auch die Welt voll von jungen Frauen, die blaß und schwach, krank und leidend sich durchs Leben schleppen. Die einen leiden an mehr oder minder gefährlichen Erhitzungen, andern ist das grausame Los beschieden, von mehr oder minder heftigen Nervenzufällen heimgesucht zu werden. Die Ehemänner aller dieser Frauen sind Dummköpfe und Prädestinierte. Sie haben sich ihr Unglück selber bereitet und haben darauf eine Sorgfalt verwandt, womit ein Ehekünstler die köstlichen und lange blühenden Blumen der Wonne zur Entfaltung gebracht hätte. Die Zeit, die ein Dummkopf darauf verwendet, sein eigenes Glück zu vernichten, weiß ein Gescheiter dazu zu benutzen, sein Glück heranzubilden.

XXVI. Beginne niemals die Ehe mit einer Notzucht!

Mit der unehrerbietigen Kühnheit der Chirurgen, die mit rücksichtslosem Schnitt das trügerische Muskelgewebe auftrennen, unter welchem eine ekelhafte Wunde sich birgt, haben wir in den verhergehenden Betrachtungen die Ausdehnung des Geschwürs festgestellt. Die Tugend unserer Gesellschaft, auf den Seziertisch unseres anatomischen Theaters gelegt, hat nicht einmal einen Leichnam unter dem Skalpell gelassen. Liebhaber oder Gatte — ihr habt über die Krankheit gelächelt oder vor ihr geschaudert? Nun, mit einer boshaften Freude wälzen wir die Verantwortung für die ungeheuer schwere Last, unter der die Gesellschaft stöhnt, auf das Gewissen der Prädestinierten. Wenn Harlekin den Versuch macht, ob nicht sein Pferd sich dran gewöhnen könnte, ohne Fressen zu leben, so ist er nicht lächerlicher als die Männer, die in ihrer Ehe das Glück finden wollen, aber sie nicht mit aller erforderlichen

Sorgfalt pflegen. Die Fehltritte der Frauen sind ebenso viele Anklagen gegen die Selbstsucht, Gleichgültigkeit und Nichtigkeit der Ehemänner.

Und nun, Leser, mußt du, der du oft dein Verbrechen an einem andern verdammt hast, die Wage halten! Die eine Schale ist ziemlich schwer beladen — sieh zu, was du in die andere legen willst! Mache einen Überschlag über die Zahl der Prädestinierten, die sich etwa unter der Gesamtzahl der Verheirateten befinden, und wäge: dann wirst du wissen, wo das Leiden seinen Sitz hat!

Wir wollen versuchen, in die Ursachen dieser ehelichen Krankheit noch etwas tiefer einzudringen.

Das Wort ‚Liebe' auf die Fortpflänzung der Rasse angewandt, ist die schändlichste Lästerung, die unser moderner Sittenbegriff jemals ausgesprochen hat. Indem uns die Natur durch das göttliche Geschenk des Denkens über das Tier erhob, hat sie uns die Fähigkeit verliehen, Eindrücke und Gefühle, Bedürfnisse und Leidenschaften zu empfinden. Diese Doppelnatur schafft im Menschen das Tier und den Liebenden, und diese Unterscheidung wird das gesellschaftliche Problem aufklären, das uns hier beschäftigt.

Die Ehe kann je nach dem politischen, bürgerlichen und sittlichen Standpunkt als ein Gesetz, als ein Vertrag, als eine Einrichtung betrachtet werden — als ein Gesetz, indem sie für die Fortpflanzung des Geschlechts sorgt; als ein Vertrag, indem sie die Übertragung des Eigentums regelt; als eine Einrichtung, indem sie Interessen verbürgt, die für alle Menschen wichtig sind! Sie haben einen Vater und eine Mutter, sie werden Kinder haben. Die Ehe muß also der Gegenstand allgemeiner Ehrfurcht sein. Für die Gesellschaft haben nur diese höchsten Begriffe in Betracht kommen können, in denen für sie die Frage der Ehe gipfelt.

Die meisten Menschen haben bei ihrer Heirat nur Fortpflanzung, Eigentum oder Kind im Auge; aber weder Fortpflanzung, noch Eigentum, noch Kind machen das Glück aus. Das ‚Seid fruchtbar und mehret euch!' hat mit der Liebe nichts zu tun. Von einem Mädchen, das man in vierzehn Tagen vierzehnmal gesehen, im Namen des Gesetzes, des Königs und der Gerechtigkeit Liebe zu verlangen — ist eine Abgeschmacktheit, die der meisten Prädestinierten würdig ist!

Liebe ist der Einklang von Bedürfnis und Gefühl; das Glück der Ehe erwächst aus einem vollkommenen Seeleneinverständnis der beiden Gatten. Daraus folgt, daß ein Mann, um glücklich zu sein, sich an gewisse Vorschriften der Ehre und des Zartgefühls gebunden halten muß. Nachdem er den Vorteil genossen hat, daß das soziale Gesetz dem Bedürfnis sein Recht zuspricht, muß er den geheimen Gesetzen der Natur gehorchen, die die Gefühle sprießen lassen. Wenn er sein Glück darin sucht, geliebt zu werden, so muß er aufrichtig lieben: nichts widersteht einer wahren Leidenschaft.

Aber Leidenschaft empfinden heißt ewig begehren.

Kann man immer seine Frau begehren?

Ja.

Die Behauptung, es sei unmöglich, immer dieselbe Frau zu lieben, ist so abgeschmackt, wie wenn man sagen wollte, ein berühmter Künstler brauche mehrere Violinen, um ein Musikstück zu spielen und eine Zaubermelodie zu schaffen.

Die Liebe ist die Poesie der Sinne. Sie teilt das Los alles dessen, was beim Menschen groß ist und aus seinem Gedanken entspringt. Sie ist entweder erhaben, oder sie ist nicht vorhanden. Wenn sie da ist, ist sie für ewig da und nimmt stets zu. Dies ist die Liebe, deren Gott, Eros, die Alten zu einem Sohne des Himmels und der Erde machten.

Die Literatur hat im ganzen nur sieben Gegenstände; die Musik drückt alles mit sieben Noten aus; die Malerei hat nur sieben Farben. Wie diese drei Künste beruht vielleicht auch die Liebe auf sieben Grundgesetzen; wir überlassen deren Feststellung dem kommenden Jahrhundert.

Wenn die Poesie, die Tonkunst und die Malerei unendlich viele Ausdrucksmöglichkeiten besitzen, so müssen die Wonnen der Liebe deren noch viel mehr darbieten; denn in den drei Künsten, die uns behilflich sind, die Wahrheit — vielleicht vergeblich — auf dem Wege der Analogien zu suchen, steht der Mensch allein mit seiner Einbildungskraft — die Liebe dagegen ist die Vereinigung zweier Leiber und zweier Seelen. Wenn die drei Hauptarten, dem Gedanken Ausdruck zu verleihen, von den von der Natur zu Dichtern, Musikern oder Malern Bestimmten ein fleißiges Studium verlangen — ist es dann nicht sinnfällig, daß man, um glücklich zu sein, zuvor in die Geheimnisse der Liebeswonne eindringen muß? Alle Menschen empfinden das Bedürfnis der Fortpflanzung, wie alle Hunger und Durst haben; aber nicht alle sind berufen, Liebeskünstler und Feinschmecker zu sein. Die Zivilisation unserer Tage hat den Beweis geführt, daß der Geschmack eine Wissenschaft und daß es keine Eigentümlichkeit gewisser bevorzugter Wesen sei, mit Verständnis zu essen und zu trinken. Die Liebeswonne, als Kunst betrachtet, harrt noch ihres Physiologen. Für uns genügt es, nachgewiesen zu haben, daß nur die Unkenntnis der Grundbedingungen des Glücks an dem Unglück schuld ist, das alle Prädestinierten erwartet.

Nur mit Zittern und Zagen wagen wir die Veröffentlichung einiger Aphorismen, die vielleicht zur Entstehung dieser neuen Kunst führen können, wie aus Gipsabgüssen die Geologie entstanden ist. Wir widmen sie dem Nach-

denken der Philosophen, der heiratsfähigen jungen Leute und der Prädestinierten.

Ehekatechismus

XXVII. Die Ehe ist eine Wissenschaft.

XXVIII. Ein Mann kann sich nicht verheiraten, ohne Anatomie zu studieren und mindestens eine Frau seziert zu haben.

XXIX. Das Schicksal einer Ehe hängt von der ersten Nacht ab.

XXX. Die Frau, die ihrer freien Willensbestimmung beraubt ist, kann niemals das Verdienst haben, ein Opfer zu bringen.

XXXI. In der Liebe — ganz abgesehen von allen Seelenstimmungen — ist die Frau gewissermaßen eine Leier, die ihre Geheimnisse nur dem offenbart, der sie als Meister zu spielen weiß.

XXXII. Unabhängig von einem unwillkürlichen Widerwillen lebt in der Seele aller Frauen ein Gefühl, das sie treibt, Liebeswonnen, die der Leidenschaft entbehren, früher oder später zu verwerfen.

XXXIII. Nicht nur die Ehre, sondern zum mindesten ebenso sein eigener Vorteil gebieten einem Ehemann, sich niemals einen Genuß zu erlauben, wenn er nicht verstanden hat, in seiner Frau den Wunsch nach diesem Genuß zu erwecken.

XXXIV. Da die Wonne der Liebe durch die Vereinigung von Gefühl und sinnlichen Empfindungen hervorgerufen wird, so kann man kühn behaupten, daß die Liebesfreuden eine Art materieller Ideen sind.

XXXV. Da die Ideen eine unendliche Menge von Zusammenstellungen zulassen, so muß mit den Wonnen der Liebe das gleiche der Fall sein.

XXXVI. So wenig wie an einem Baum zwei völlig

gleiche Blätter sind, finden sich im Menschenleben zwei völlig gleiche Augenblicke der Wonne.

XXXVII. Wenn zwischen einem Augenblick der Lust und dem andern Unterschiede bestehen, so kann ein Mann stets mit derselben Frau glücklich sein.

XXXVIII. Der Mann, der die Abstufungen der Wonne geschickt zu erkennen, sie zu entwickeln, ihnen einen neuen Stil, einen originalen Ausdruck zu verleihen weiß — hat das Zeug zu einem genialen Ehemann.

XXXIX. Im Verkehr zweier Menschen, die sich nicht lieben, ist ein solches Genie Unzucht; aber Liebesbeweise, die von der Liebe eingegeben sind, sind niemals unzüchtig.

XL. Die keuscheste verheiratete Frau kann zugleich die wollüstigste sein.

XLI. Die tugendhafteste Frau kann unbewußt unanständig sein.

XLII. Wenn zwei Menschen in der Wonne der Liebe vereint sind, schlummern alle Formen gesellschaftlicher Etikette. Hierin birgt sich eine Klippe, an der schon viele Schiffe gescheitert sind. Ein Ehemann ist verloren, wenn er ein einziges Mal vergißt, daß es eine Scham gibt, die mit den äußern Hüllen nichts zu tun hat. Die eheliche Liebe muß stets zur rechten Zeit die Augenbinde umzulegen und abzunehmen wissen.

XLIII. Kraft besteht nicht darin, daß man stark oder oft zuschlägt, sondern daß man richtig trifft.

XLIV. Eine Begierde aufkeimen zu lassen, sie zu nähren, sie sich entfalten und größer werden zu lassen, sie zu reizen, sie zu befriedigen — das ist ein ganzes Gedicht.

XLV. Die Wonnen der Liebe gehen vom Distichon zum Vierzeiler über, vom Vierzeiler zum Sonett, vom Sonett zur Ballade, von der Ballade zur Ode, von der Ode zur Kantate, von der Kantate zum Dithyrambus. Der Ehemann, der mit dem Dithyrambus beginnt, ist ein Dummkopf.

XLVI. Jede Nacht muß ihr Programm für sich haben.

XLVII. In der Ehe gilt es einen unaufhörlichen Kampf gegen ein Ungeheuer, das alles verschlingt: die Gewohnheit.

XLVIII. Wenn ein Mann nicht die Liebeswonnen zweier aufeinanderfolgender Nächte vollkommen verschieden zu gestalten weiß, hat er sich zu früh verheiratet.

XLIX. Es ist leichter Liebhaber als Ehemann zu sein, weil es schwerer ist, alle Tage Geist zu haben, als von Zeit zu Zeit eine hübsche Bemerkung zu machen.

L. Ein Ehemann darf niemals zuerst einschlafen und niemals zuletzt aufwachen.

LI. Der Mann, der das Ankleidezimmer seiner Frau betritt, ist ein Philosoph oder ein Dummkopf.

LII. Der Ehemann, der keine Begierden übrig läßt, ist ein verlorener Mann.

LIII. Die verheiratete Frau ist eine Sklavin, die man verstehen muß, auf einen Thron zu setzen.

LIV. Ein Mann kann sich nicht eher schmeicheln, seine Frau zu kennen und sie glücklich zu machen, als wenn er sie oft auf den Knien sieht.

An diese ganze unwissende Herde unserer Prädestinierten, an unsere Legionen von Katarrhalikern, Rauchern, Schnupfern, Wackelgreisen, Brummbären usw. dachte Sterne bei jenem Brief, den in seinem ‚Tristram Shandy' Walter Shandy an seinen Bruder Toby schrieb, als dieser letztere mit dem Gedanken umging, die Witwe Wadman zu heiraten.

Da die berühmten Lehren, die der originellste englische Schriftsteller in diesem Briefe niedergelegt hat, fast ausnahmslos unsere Beobachtungen über die Art, sich den Frauen gegenüber zu benehmen, vervollständigen können, so bieten wir sie in wörtlicher Übertragung dem Nachdenken der Prädestinierten dar, indem wir sie bitten, an-

dächtig darüber nachzusinnen, da dieser Brief eines der gehaltvollsten Meisterwerke des menschlichen Geistes ist.

Brief Mr. Shandys an den Kapitän Toby Shandy.

Mein lieber Bruder Toby!

Was ich Dir sagen will, bezieht sich auf die Natur der Frauen und auf die Art und Weise, sich in Liebesangelegenheiten mit ihnen zu benehmen. Und vielleicht ist es ein Glück für Dich — obgleich nicht in demselben Maße für mich — daß die Gelegenheit sich dargeboten hat, und daß ich mich imstande sehe, einige Belehrungen über diesen Gegenstand für Dich niederzuschreiben.

Wenn Er, der uns unsere Gaben zumißt, hätte geruhen wollen, Dir mehr Kenntnisse zuzuteilen als mir, so wäre ich entzückt gewesen, säßest Du an meinem Platze und hieltest Du diese Feder in der Hand; da es aber mir zukommt, Dich zu belehren, und da Mrs. Shandy hier bei mir ist, indem sie sich anschickt, sich zu Bett zu legen, so will ich in großen Umrissen und ohne besondere Ordnung allerlei Gedanken und Vorschriften über die Ehe zu Papier bringen, wie sie mir gerade einfallen, und je nachdem ich glaube, daß sie für Dich werden von Nutzen sein können. Ich möchte Dir damit einen Beweis meiner Freundschaft geben und zweifle nicht, mein lieber Toby, an der Dankbarkeit, womit Du ihn empfangen wirst.

Was nun zunächst hierbei die Religion anbetrifft, so bemerke ich zwar an dem Feuer, das mir ins Gesicht steigt, daß ich erröte, indem ich Dir hiervon spreche; und ich weiß ferner trotz Deiner Bescheidenheit, die es uns nicht würde sehen lassen, daß Du keine einzige ihrer frommen Übungen vernachlässigst — indessen möchte ich Dir eine derselben ganz besonders ans Herz legen und Dich bitten, sie niemals zu vergessen, zum mindesten nicht, solange

Deine Liebschaft dauert. Ich meine, Bruder Toby, daß Du Dich bei dem Gegenstande Deiner Bewerbung niemals, weder morgens noch abends, einfinden solltest, ohne Dich zuvor dem Schutze des allmächtigen Gottes zu befehlen, damit er Dich vor allem Unglück bewahre.

Alle vier oder fünf Tage, und womöglich sogar öfter, rasiere und wasche Dir den Kopf, damit sie nicht, falls Du in einem Augenblick der Zerstreutheit Deine Perücke abnehmen solltest, unterscheiden kann, wie viele von Deinen Haaren unter der Hand der Zeit und wie viele unter der Hand Deines Korporals Trim gefallen sind.

Du mußt, so sehr es in Deinen Kräften steht, ihrer Phantasie jeden Gedanken an einen kahlen Kopf fernhalten.

Beherzige wohl, Toby, diesen sichern Grundsatz und richte Dich nach ihm: alle Frauen sind furchtsam.

Und es ist ein Glück, daß sie es sind; denn wer möchte sich sonst mit ihnen einlassen?

Deine Hosen dürfen weder zu eng noch zu weit sein und nicht den Pluderhosen unserer Vorfahren gleichen.

Ein angemessenes ‚Medium' kommt allen Glossen zuvor.

Was Du auch zu sagen hast, ob Du wenig oder viel zu sprechen hast, mäßige stets den Ton Deiner Stimme. Das Schweigen und eine Ruhe, die dem Schweigen nahekommt, erinnern den Geist an die Geheimnisse der Nacht. Darum, wenn Du es vermeiden kannst, lasse niemals die Ofenschaufel oder die Feuerzange fallen.

In Deinen Unterhaltungen mit ihr vermeide alles Scherzen und alles Spotten, und passe soviel wie möglich auf, daß sie keine ausgelassenen Bücher liest. Es gibt einige fromme Traktate, die Du ihr erlauben kannst — obwohl es mir lieber wäre, wenn sie auch diese nicht läse — aber dulde nicht, daß sie Rabelais, Scarron oder Don Quixote liest!

Alle diese Bücher reizen zum Lachen; und wie Du weißt, Toby, gibt es nichts Ernsthafteres als die Zwecke der Ehe.

Stecke stets eine Nadel in Deinen Busenstreif, bevor Du bei ihr eintrittst.

Wenn sie Dir erlaubt, Dich mit ihr auf dasselbe Sofa zu setzen, und wenn sie Dir Gelegenheit gibt, Deine Hand auf die ihrige zu legen, so widerstehe dieser Versuchung. Du kannst nicht ihre Hand ergreifen, ohne daß sie an der Wärme Deiner Hand errät, was in Dir vorgeht. Laß sie stets in bezug auf diesen Punkt und auf viele andere im ungewissen. Wenn Du Dich so benimmst, so wirst Du zum mindesten den Vorteil für Dich haben, daß ihre Neugier erregt ist; und wenn Deine Schöne noch nicht ganz fügsam ist, und wenn Dein Esel noch fortwährend weiterbockt — was sehr wahrscheinlich ist — so wirst Du Dir unter den Ohren einige Unzen Blut abzapfen lassen, nach einem Brauch der alten Szythen, die durch dieses Mittel die regellosesten Begierden ihrer Sinne heilten.

Avicenna ist der Meinung, man solle sich hierauf mit Nieswurzextrakt einreiben, nachdem man die angemessenen Ausleerungs- und Abführungsmittel angewandt habe; und ich bin vollkommen seiner Meinung. Aber vor allen Dingen iß nur wenig und auf keinen Fall Ziegen- oder Hirschfleisch; enthalte Dich sorgsam — das heißt, so sehr Du nur kannst — der Pfauen, Kraniche, Bläßhühner, Taucher und Wasserhühner.

Dein Getränk — das brauche ich wohl nicht besonders zu betonen — sollte ein Aufguß auf Eisenkraut und Haneakraut sein, von denen Aelian Wunderwirkungen berichtet. Sollte aber Dein Magen sie nicht vertragen, so müßtest Du von ihrem fernern Gebrauch absehen und von Gurken, Melonen, Portulak und Lattich leben.

Für den Augenblick fällt mir weiter nichts ein, was ich Dir sagen könnte.

Es sei denn, daß, falls der Krieg erklärt werden sollte ...

Ich wünsche Dir also, mein lieber Toby, daß alles aufs beste gehe

und bin Dein Dich liebender Bruder

Walter Shandy.

So wie die Sachen jetzt stehen, würde Sterne selber ohne Zweifel aus seinem Brief die Bemerkung über den Esel streichen; er würde sich hüten, einem Prädestinierten den Rat zu geben, sich Blut abzapfen zu lassen, und würde anstatt der Gurken und des Lattichs eine ganz besonders gehaltreiche Kost anempfehlen. Er riet damals zum Maßhalten, um für den Augenblick der Kriegserklärung einen zauberhaften Überfluß zu erzielen; dies war eine Nachahmung des Verfahrens der bewunderungswürdigen englischen Regierung, die in Friedenszeiten zweihundert Kriegsschiffe hat, deren Werften aber im Notfall das Doppelte liefern können, wenn es gilt, die Meere zu umklammern und sich einer ganzen Flotte zu bemächtigen.

Wenn ein Mann zur kleinen Zahl derer gehört, die eine großherzige Erziehung in das Reich des Gedankens einführt, so sollte er stets, ehe er sich verheiratet, seine körperlichen sowohl wie seine sittlichen Kräfte prüfen. Um mit Aussicht auf Erfolg gegen alle die Stürme kämpfen zu können, die so viele Verführungen im Herzen seiner Frau zu erregen drohen, muß ein Ehemann außer einer wissenschaftlichen Kenntnis der Liebeswonnen und einem Vermögen, das ihm erlaubt, zu keiner Klasse der Prädestinierten zu gehören, noch folgende Eigenschaften besitzen: eine kräftige Gesundheit, einen auserlesenen Takt, viel Geist, genug Vernunft, um seine Überlegenheit nur bei passenden Anlässen merken zu lassen, und endlich ein außerordentlich feines Gesicht und Gehör.

Hätte er ein schönes Gesicht, einen hübschen Wuchs, ein männliches Aussehen — und bliebe er in seinen Leistungen hinter allen diesen Versprechungen zurück, so würde er zur Klasse der Prädestinierten gehören. Daher wäre ein häßlicher Mann, dessen Gesicht aber ausdrucksvoll ist, in der günstigsten Lage, um den Kampf mit dem Geiste des Bösen aufzunehmen, sobald seine Frau nur einmal seine Häßlichkeit vergessen hätte. Er wird sorgfältig darauf achten — und dies ist ein Umstand, den Sterne in seinem Brief vergessen hat — stets geruchlos zu sein, um keinen Widerwillen zu erregen. Daher wird er auch von den Parfüms — die unsere Schönen stets einem beleidigenden Verdacht aussetzen — nur einen mäßigen Gebrauch machen.

Er wird sich in seinem Benehmen der größten Vorsicht befleißigen, wird in allem, was er sagt, sich der gewähltesten Ausdrücke bedienen, wie wenn er ein Courmacher der unbeständigsten Frau wäre. Für ihn hat ein Philosoph folgende Betrachtung angestellt:

„Manche Frau hat sich für ihr Leben unglücklich gemacht, hat sich zugrunde gerichtet, hat sich entehrt für einen Menschen, den sie nachher nicht mehr liebte, weil er seinen Rock ungeschickt ausgezogen, einen seiner Nägel schlecht beschnitten, seinen Strumpf verkehrt angezogen oder sich beim Aufmachen eines Knopfes tölpelhaft benommen hat."

Eine seiner wichtigsten Aufgaben wird es sein, seiner Frau den wirklichen Stand seines Vermögens zu verbergen, um ihr alle möglichen Einfälle und Launen befriedigen zu können, wie freigebige Junggesellen es zu tun pflegen.

Endlich — und dies ist schwierig, man bedarf dazu eines übermenschlichen Mutes — muß er den Esel, von dem Sterne spricht, vollkommen in seiner Gewalt haben. Dieser Esel muß ihm gehorchen, wie ein Leibeigener des

dreizehnten Jahrhunderts seinem Herrn; muß ihm zu Willen sein und schweigen, muß auf den leisesten Wink gehen und stehen.

Mit allen diesen Vorteilen ausgerüstet, wird ein Ehemann dennoch kaum mit Aussicht auf Erfolg den Kampf aufnehmen können. Wie alle andern läuft er immer noch Gefahr, für seine Frau nur eine Art verantwortlich zeichnenden Herausgebers zu sein. „Ei was!" werden hier einige gute Leutchen rufen, deren Horizont bei ihrer Nasenspitze endet — „ei was, muß man sich denn mit dem Lieben so viele Mühe machen? Müßte man wirklich, um in der Ehe glücklich zu sein, vorher in die Schule gehen? Wird wohl gar die Regierung für uns einen Lehrstuhl der Wissenschaft der Liebe errichten, wie sie neulich einen Professor für Staatsrecht angestellt hat?"

Hierauf antworten wir:

Diese mannigfaltigen, so schwer zu erkennenden Regeln, diese ins einzelne gehenden Beobachtungen, diese je nach den Temperamenten so veränderlichen Begriffe existieren bereits, sozusagen, im Herzen derer, die für die Liebe geschaffen sind, wie ein instinktmäßiger Geschmack und eine schwer zu erklärende Fähigkeit, Ideen zu kombinieren, sich in der Seele des Dichters, des Malers oder des Tonkünstlers finden. Männer, denen es irgendwie Schwierigkeiten machen würde, die in dieser Betrachtung gegebenen Regeln zu betätigen, sind von Natur Prädestinierte, wie ein Mensch, der die zwischen zwei verschiedenen Ideen bestehenden Beziehungen nicht zu bemerken vermag, ein Dummkopf ist. Ja die Liebe hat ihre unbekannten großen Menschen, wie der Krieg seine Napoleons, wie die Dichtkunst ihre André Chéniers und wie die Philosophie ihre Descartes hat!

Diese letzte Beobachtung enthält den Keim einer Antwort auf die Frage, die seit langer Zeit alle Menschen sich

stellen: warum kommt denn so selten eine glückliche Ehe vor? Dieses Phänomen der sittlichen Welt findet sich selten, weil man nur wenig genialen Menschen begegnet. Eine dauernde Leidenschaft ist ein erhabenes Drama, das von zwei gleichbegabten Schauspielern aufgeführt werden muß — ein Drama, dessen Katastrophen die Gefühle, dessen Ereignisse die Begierden sind, worin der leiseste Gedanke zu einem Szenenwechsel führt. Wie könnte man nun wohl in dieser Herde von Zweihändern, die man ein Volk nennt, häufig einen Mann und eine Frau finden, die in gleichhohem Grade mit dem Geiste der Liebe begabt sind, da ja schon in den andern Wissenschaften, in denen zur Erreichung des Erfolges der Künstler nur mit sich selber im klaren zu sein braucht, die Talente so dünn gesät sind?

Bis jetzt haben wir uns damit begnügt, die gewissermaßen physischen Schwierigkeiten ahnen zu lassen, die zwei Gatten zu überwinden haben, um glücklich zu sein. Wie nun erst, wenn wir das erschreckende Gemälde der sittlichen Verpflichtungen enthüllen müßten, die aus der Verschiedenheit der Charaktere entstehen! Schweigen wir darüber! Der Mann, der geschickt genug ist, sein Temperament zu lenken, wird ganz gewiß auch Herrscher seiner Seele sein.

Wir wollen annehmen, unser Mustergatte erfülle diese Hauptbedingungen, die erforderlich sind, um seine Frau erfolgreich gegen den Ansturm der Feinde zu verteidigen. Wir wollen annehmen, er gehöre zu keiner der zahlreichen Klassen von Prädestinierten, über die wir Musterung gehalten haben. Endlich wollen wir annehmen, daß er sich alle Grundsätze zu eigen gemacht habe; daß er die wunderbare Wissenschaft beherrsche, von deren Lehren wir dem Leser einige enthüllt haben; daß er bei der Auswahl seiner Frau sehr verständig zu Werke gegangen sei; daß er seine

Frau kenne; daß er von ihr geliebt werde. Und nun wollen wir in der Aufzählung aller allgemeinen Ursachen fortfahren, die die kritische Lage noch verschlimmern können, in die wir ihn zur Belehrung des Menschengeschlechtes zu bringen gedenken.

DIE PENSIONATE

WENN du ein Fräulein geheiratet hast, das seine Erziehung in einem Pensionat empfangen hat, so hast du gegen dein Glück außer allen bisher bereits aufgezählten schlechten Aussichten noch dreißig andere, und du gleichst genau einem Menschen, der mit der Hand in ein Wespennest gegriffen hat.

Laß dich von der unschuldigen Unwissenheit, der naiven Anmut, der schamhaften Zurückhaltung deiner Frau nicht fangen, sondern sobald eure Ehe den priesterlichen Segen empfangen hat, überlege dir und befolge flugs die Grundsätze und Lehren, die wir im zweiten Teil dieses Buches ausführlich behandeln werden! Wende sogar die strengen Maßnahmen des dritten Teiles an; übe auf der Stelle eine tätige Wachsamkeit, entfalte zu jeder Stunde eine väterliche Sorgfalt — denn schon am Tage nach deiner Hochzeit, ja vielleicht sogar am Tage vorher, war ‚Gefahr im Verzuge.'

Bitte erinnere dich nur einmal der ebenso tiefen wie geheimen Kenntnis, die die Schüler sich de natura rerum über die Natur der Dinge verschaffen! Sind jemals Lapeyrouse, Cook oder Kapitän Parry mit solchem Eifer auf ihre Entdeckungsreisen nach den Polen ausgesegelt, wie die Gymnasiasten nach den verbotenen Gestaden des Ozeans der Liebesfreuden?

Da die Mädchen listiger, geistreicher und neugieriger sind als die Knaben, so müssen ihre heimlichen Zusammen-

künfte, ihre Gespräche, die keine Kunst züchtiger Matronen verhindern kann, von einem tausendmal höllischeren Geiste geleitet sein wie die der Gymnasiasten. Welcher Mann hat jemals die moralischen Betrachtungen und boshaften Bemerkungen dieser jungen Mädchen gehört? Sie allein kennen jene Spiele, in denen die Ehre zum voraus verloren ist, diese Proben der Liebeslust, diese tastenden Versuche in der Wollust, diese Nachahmungen des Glücks, die man mit den Diebstählen vergleichen kann, die von naschhaften Kindern verübt werden, um sich einer im verschlossenen Schrank aufbewahrten Leckerei zu bemächtigen. Ein Mädchen wird vielleicht ihre Pension als Jungfrau verlassen; aber keusch? — nein! Sie wird mehr als einmal in geheimen Plauderkränzchen die wichtige Frage der Liebhaber besprochen haben, und die Verderbnis muß ihr Herz oder muß ihren Geist ergriffen haben — womit ich übrigens keinen Gegensatz von Herz und Geist aufstellen möchte.

Wir wollen indessen annehmen, deine Frau habe an diesen Leckerhaftigkeiten ausgelassener Jüngferchen, an diesen verfrühten Liebesscherzen keinen Anteil gehabt. Wenn sie also im geheimen Rat der ‚Großen' keine beratende Stimme gehabt hat — wird sie darum besser sein? Nein. Sie wird dort Freundschaft mit andern jungen Mädchen geschlossen haben, und wir sind gewiß bescheiden, wenn wir ihr nur zwei oder drei intime Freundinnen zubilligen. Bist du sicher, daß nach dem Fortgang deiner Frau aus der Pension ihre jungen Freundinnen nicht zu diesen Zusammenkünften zugelassen worden sind, in denen man vor der Zeit die Spiele der Tauben kennen zu lernen oder sich wenigstens von ihnen einen Begriff zu machen sucht? Endlich werden ihre Freundinnen sich verheiraten; dann hast du vier Frauen zu überwachen anstatt einer, hast vier Charaktere zu erraten und bist auf Gnade und

Ungnade vier Ehemännern und einem Dutzend Junggesellen preisgegeben, deren Lebenswandel, Grundsätze und Gewohnheiten dir völlig unbekannt sind. Wir nehmen nämlich an, daß unsere Betrachtungen dich von der Notwendigkeit überzeugen werden, dich eines Tages mit den Leuten zu beschäftigen, die du bei der Ehe mit deiner Frau ahnungslos mitgeheiratet hast. Nur Satan selber hat auf den Gedanken kommen können, mitten in einer großen Stadt eine Pension für junge Damen zu errichten! Madame Campan hatte doch wenigstens den Sitz ihres berühmten Instituts nach Écouen gelegt. Diese kluge Vorsicht beweist, daß sie keine gewöhnliche Frau war. Dort sahen ihre jungen Damen nicht das Straßenmuseum: jene grotesken Riesenbilder und schmutzigen Worte, die der böse Geist mit Kreide und Rotstift an die Wände malt. Sie hatten nicht unaufhörlich das Schauspiel menschlicher Gebrechen vor Augen, das in Frankreich auf jedem Prellstein sich breitmacht; keine niederträchtigen Leihbibliotheken träufelten im geheimen das Gift allzu lehrreicher und die Phantasie entflammender Bücher in ihre Adern. Daher konnte diese kluge Institutsvorsteherin wohl nur in Écouen ein junges Mädchen unberührt und rein erhalten — wenn dies überhaupt möglich ist. Vielleicht hoffst du, es leicht verhindern zu können, daß deine Frau ihre Pensionsfreundinnen wiedersieht? Torheit! Sie wird sie auf dem Ball treffen, im Theater, auf der Promenade, in den Gesellschaften; und wie viele Dienste können nicht zwei Frauen sich erweisen! Aber diesen neuen Gegenstand des Schreckens werden wir an seinem Ort und Platz gebührend betrachten.

Und dies ist noch nicht alles: wenn deine Schwiegermutter ihre Tochter in eine Pension gegeben hat — meinst du, dies sei aus Interesse für ihre Tochter geschehen? Ein kleines Fräulein von zwölf bis fünfzehn Jahren ist ein

schrecklicher Argus; und wenn die Schwiegermutter keinen Argus im Hause haben wollte, so beginne ich zu argwöhnen, daß deine Frau Schwiegermutter unbedingt zum allerzweifelhaftesten Teil unserer anständigen Frauen gehört. Auf alle Fälle wird sie also für ihre Tochter entweder ein verhängnisvolles Beispiel oder eine gefährliche Beraterin sein.

Aber halt! ... die Schwiegermutter verlangt eine ganze Betrachtung für sich.

Auf welche Seite du dich also auch legen magst, in dieser Beziehung ist das Ehebett überall gleich dornig.

Vor der Revolution schickten etliche aristokratische Familien ihre Töchter ins Kloster. Diesem Beispiel folgten zahlreiche Leute, die sich einbildeten, wenn sie ihre Töchter an Orte brächten, wo sich die Töchter der vornehmsten Herrschaften befänden, so würden sie deren Ton und Manieren annehmen. Dieser Irrtum eitlen Stolzes war von vornherein ein schwerer Schaden für das häusliche Glück; denn die Klöster besaßen alle Nachteile der Pensionate. Der Müßiggang übt in ihnen einen noch schrecklicheren Einfluß. Die Absperrungsgitter entflammen die Einbildungskraft. Die Einsamkeit ist eine der Lieblingsprovinzen des Teufels; und man glaubt es kaum, welche Verwüstungen die gewöhnlichsten Lebenserscheinungen in der Seele dieser träumerischen, unwissenden und unbeschäftigten jungen Mädchen anrichten können!

Einige beschäftigen sich so inbrünstig mit ihren Schimären, daß sie auf mehr oder weniger sonderbare Quidproquos verfallen. Andere, die sich von ehelichem Glück eine übertriebene Vorstellung gemacht haben, sagen, wenn sie einem Gatten angehören, zu sich selber: „Wie? das ist alles?“ Jedenfalls bringt die unvollkommene Bildung, die diese gemeinschaftlich erzogenen Mädchen sich erwerben, die ganze Gefahr der Unwissenheit und das ganze Unglück des Wissens mit sich.

Ein junges Mädchen, das durch eine Mutter oder durch eine tugendhafte, bigotte, liebenswürdige oder zänkische alte Tante zu Hause erzogen worden ist; ein junges Mädchen, das niemals die Schwelle seiner Häuslichkeit überschritten hat, ohne von einer Anstandsdame begleitet zu sein; das in seiner Kindheit fortwährend hat fleißig sein, und, um nur beschäftigt zu sein, sogar überflüssige Arbeiten hat machen müssen; dem endlich alles unbekannt ist, sogar Séraphins Schauspiel — ein solches junges Mädchen ist einer jener Schätze, die man hier und da in der Welt antrifft, wie jene Waldblumen, die von so dichtem Gestrüpp umgeben sind, daß sterbliche Augen sie nicht haben erreichen können. Wer als Herr einer so lieblichen, so reinen Blume sie von andern pflegen läßt — der hat sein Unglück tausendmal verdient! Der ist entweder ein Ungeheuer oder ein Dummkopf.

Hier wäre nun wohl der Augenblick gekommen, zu untersuchen, ob es irgend ein bestimmtes Verfahren gibt, sich gescheit zu verheiraten. Man könnte sich damit die Vorsichtsmaßregeln ersparen, die im zweiten und dritten Teil dieses Buches eine zusammenhängende Darstellung erfahren werden. Aber ist es nicht hinreichend bewiesen, daß es leichter ist, in einem auf allen Seiten dicht verschlossenen rotglühenden Ofen die ‚Schule der Frauen' zu lesen, als den Charakter, die Gewohnheiten und den Geist eines heiratsfähigen Fräuleins zu erkennen?

Verheiraten die meisten Männer sich nicht genau so, wie wenn sie einen Posten Rente auf der Börse kauften?

Und wenn es uns in der vorhergehenden Betrachtung gelungen ist, nachzuweisen, daß die größte Zahl der Männer gegen ihre Gattenehre im höchsten Grade gleichgültig ist — kann man dann vernünftigerweise annehmen, daß es viele Leute gibt, die reich, geistvoll und nachdenklich genug sind, um, wie jener Burchell im ‚Land-

prediger von Wakefield', ein oder zwei Jahre darauf zu verwenden, die Mädchen, aus denen sie sich ihre Frau wählen wollen, zu ergründen, zu beobachten? Sie bekümmern sich ja so wenig um sie, nachdem sie sie während jener kurzen Zeitspanne, die die Engländer ‚Honigmond' nennen, in ehelicher Liebe besessen haben! Mit dem Einfluß dieses Honigmonds werden wir uns demnächst noch beschäftigen.

Da wir indessen über diesen wichtigen Gegenstand lange Zeit und reiflich nachgedacht haben, so wollen wir darauf aufmerksam machen, daß es einige Mittel gibt, um, selbst wenn man eine schnelle Wahl trifft, doch eine einigermaßen gute Wahl zu treffen.

Es steht zum Beispiel außer allem Zweifel, daß die Wahrscheinlichkeiten zu deinen Gunsten sein werden:

1. Wenn du ein Fräulein wählst, dessen Temperament dem der Frauen von Louisiana und Karolina ähnelt.

Um über das Temperament einer jungen Person sichere Auskünfte zu erhalten, muß man sich an ihre Kammermädchen wenden und dabei das System in Anwendung bringen, von welchem Gil Blas spricht und dessen sich ein Staatsmann bedient, um Verschwörungen zu entdecken oder zu erfahren, wie die Minister die Nacht zugebracht haben.

2. Wenn du ein Fräulein wählst, das nicht gerade häßlich ist, aber auch nicht zu den hübschen Frauen gerechnet werden kann.

Wir betrachten es als einen feststehenden Grundsatz, daß man dadurch in seiner Ehe möglichst wenig unglücklich sein wird: denn wenn sich bei einer Frau ein sehr sanftes Gemüt mit einer erträglichen Häßlichkeit vereinigt, so sind dies zwei unfehlbare Elemente des Erfolges.

Aber willst du die Wahrheit wissen? Schlage Rousseau auf — denn es wird keine Frage der öffentlichen Moral

1380801

auftauchen, deren Tragweite er nicht bereits im voraus bestimmt hätte. Lies:

„Bei den Völkern, die auf Sitte halten, sind die Mädchen gefällig und die Frauen streng. Bei den Völkern, die nicht auf Sitte halten, ist das Gegenteil der Fall."

Wenn wir den Grundsatz, den diese tiefe und wahre Bemerkung bestätigt, uns zu eigen machen wollten, so würde daraus hervorgehen, daß es nicht so viele unglückliche Ehen geben würde, wenn die Männer ihre Mätressen heirateten. Die Mädchenerziehung müßte alsdann in Frankreich beträchtliche Änderungen erfahren. Bis jetzt, wo es sich darum handelte, entweder ein Vergehen oder ein Verbrechen zu verhüten, haben die französischen Gesetze und die französischen Sitten das Verbrechen begünstigt. Der Fehltritt eines Mädchens ist in der Tat kaum ein Vergehen, wenn man ihn mit dem Fehltritt einer verheirateten Frau vergleicht. Ist also nicht unvergleichlich viel weniger Gefahr dabei, wenn man den Mädchen die Freiheit gibt, als wenn man sie den Frauen läßt? Der Gedanke, ein Mädchen auf Probe zu nehmen, wird mehr ernste Männer zum Nachdenken anregen, als er Flachköpfe zum Lachen bringen wird. Die Sitten Deutschlands, der Schweiz, Englands und der Vereinigten Staaten geben den jungen Mädchen Rechte, die man in Frankreich als Umsturz aller Moral ansehen würde; nichtsdestoweniger ist es gewiß, daß in diesen Ländern die Ehen weniger unglücklich sind als in Frankreich.

„Wenn eine Frau sich ganz und gar einem Liebhaber hingegeben hat, muß sie den Mann, den die Liebe ihr zuführte, genau gekannt haben. Sie muß ihm notwendigerweise ihre Achtung und ihr Vertrauen geschenkt haben, bevor sie ihm ihr Herz schenkte."

Der Strahlenglanz der Wahrheit, der aus diesen Zeilen hervorbricht, hat vielleicht den Kerker erleuchtet, in

welchem Mirabeau sie schrieb; und wenn auch die anregende Beobachtung, die sie enthalten, der stürmischsten seiner Leidenschaften entsprossen ist, so enthält sie doch den Schlüssel zu dem sozialen Problem, womit wir uns beschäftigen. Ja, eine Ehe, die durch die fromme Prüfung, ohne welche echte Liebe sich nicht denken läßt, gefestigt ist, und gefestigt durch Überwindung der Ernüchterung, die dem Besitze folgt — eine solche Ehe muß die unlösbarste aller Vereinigungen sein!

Dann hat eine Frau nicht mehr das Recht, ihrem Mann vorzuwerfen, daß sie ihm nur auf Grund eines gesetzlichen Rechtes angehört! Sie kann in dieser erzwungenen Unterwerfung keinen Grund mehr finden, um sich einem Liebhaber hinzugeben, wie sie sich hingab, als sie in ihrem eigenen Herzen einen Komplicen hatte, dessen spitzfindige Fragen sie verführten, indem er stündlich zwanzigmal sie fragte, warum sie sich nicht aus freiem Willen einem Mann ergeben sollte, den sie liebte, da sie sich ja gegen ihren Willen einem Mann ergeben hätte, den sie nicht liebte. Dann ist es für eine Frau nicht mehr zulässig, sich über jene Mängel zu beklagen, die untrennbar sind von der menschlichen Natur: sie hat zum voraus deren Tyrannei kennen gelernt und ihre Launen gekostet.

Viele junge Mädchen werden in ihren Liebeshoffnungen getäuscht sein! — Aber liegt nicht für sie eine unermeßliche Wohltat darin, daß sie nicht die Lebensgefährtinnen von Männern sind, die zu verachten sie ein Recht hätten?

Einige Schwarzseher werden rufen, ein solcher Umschwung in unsern Sitten würde zu einer höchst gefährlichen allgemeinen Liederlichkeit führen; die Gesetze oder die Bräuche, die über den Gesetzen stehen, könnten schließlich doch nicht Skandal und Unmoralität decken; und wenn es unvermeidliche Übel gäbe, so dürfte doch zum wenigsten die Gesellschaft sie nicht ausdrücklich billigen.

Hierauf läßt sich leicht antworten. Vor allen Dingen: das vorgeschlagene System beabsichtigt, jene Übel zu verhüten, die man bis dahin als unvermeidlich angesehen hat; aber, wenn auch die Berechnungen unserer Statistik noch so ungenau sind, so haben sie doch auf alle Fälle eine ungeheure Wunde an unserm Gesellschaftskörper nachgewiesen. Unsere Moralisten würden also das größere Übel dem kleinern vorziehen? die Verletzung des Grundsatzes, auf dem unsere Gesellschaft beruht, einer noch gar nicht einmal so sicheren Zügellosigkeit der Mädchen? die Ausschweifung der Familienmütter, die die Quelle der Volkserziehung vergiftet und mindestens vier Menschen unglücklich macht, der Ausschweifung eines jungen Mädchens, das nur sich selber kompromittiert und höchstens noch ein Kind? Lieber gehe die Tugend von zehn Jungfrauen zugrunde, als diese Heiligkeit der Sitten, diese Ehrenkrone, die eine Familienmutter tragen sollte! In der Vorstellung eines jungen Mädchens, das von seinem Verführer verlassen ist, liegt etwas unbeschreiblich Erhabenes und Heiliges: wir denken an gebrochene Schwüre, an das verratene fromme Vertrauen, und wir sehen auf den Trümmern der Tugenden die weinende Unschuld, die an allem zweifelt, da sie an der Liebe eines Vaters zu seinem Kinde zweifeln muß. Die Unglückliche ist noch unschuldig; sie kann eine treue Gattin, eine zärtliche Mutter werden; und wenn die Vergangenheit mit schweren Wolken bezogen ist, so ist die Zukunft blau wie ein reiner Himmel. Finden wir diese zarten Farben auch auf den düstern Gemälden der unerlaubten Liebe? In dem einen Fall ist die Frau ein Opfer, im andern ist sie eine Verbrecherin. Wo ist die Hoffnung der Ehebrecherin? Wenn Gott ihr ihre Sünde vergibt, so kann doch das musterhafteste Leben hienieden nicht die lebenden Früchte ihres Fehltritts aus der Welt schaffen. Wenn Jakob I. Rizzios Sohn ist, so hat Marias Verbrechen

so lange gedauert, wie ihr unglückseliges königliches Haus, und dann ist der Sturz der Stuarts Gerechtigkeit.

Aber — wenn wir aufrichtig sein wollen! — bringt denn die Selbstbestimmung der jungen Mädchen wirklich so viele Gefahren mit sich?

Es ist sehr leicht, eine junge Person zu beschuldigen, sie lasse sich durch den Wunsch verleiten, um jeden Preis ihres Mädchenstandes ledig zu werden; aber dies hat nur unter unsern gegenwärtigen Sittenverhältnissen Geltung. Heutzutage kennt eine junge Dame weder die Verführung noch deren Schlingen; sie hat als Stütze nur ihre Schwäche, und da sie nur die bequemen Grundsätze der feinen Welt vor Augen hat, so ist ihre trügerische Einbildungskraft, die von Begierden gelenkt wird, die auf allen Seiten Bestärkung finden, eine blinde und um so unzuverlässigere Führerin, da selten ein junges Mädchen einen andern Menschen in die geheimen Gedanken ihrer ersten Liebe einweiht.

Wenn sie frei wäre, würde eine vorurteilslose Erziehung sie dagegen wappnen, sich in den ersten besten zu verlieben. Sie wäre — wie wir alle — viel stärker gegenüber bekannten Gefahren als gegenüber solchen, deren Umfang sich ihren Blicken verbirgt. Wenn übrigens ein Mädchen seine eigene Herrin ist, wird sie darum weniger unter dem wachsamen Auge ihrer Mutter stehen? Will man denn jene Scham und Ängstlichkeit für nichts rechnen, denen die Natur nur darum eine solche Macht über die Seele einer Jungfrau gegeben hat, um sie vor dem Unglück zu bewahren, daß sie einem Mann angehören muß, den sie nicht liebt? Und endlich — wo ist das Mädchen, das so wenig zu rechnen verstände, um nicht zu ahnen, daß der unmoralischste Mann bei seiner Frau Grundsätze zu finden verlangt, sowie die Herrschaften verlangen, daß ihre Dienstboten vollkommen seien — und daß dann

für sie ihre Tugend das gewinnreichste und ergiebigste Geschäft ist?

Um was handelt es sich hier denn überhaupt? Für wessen Anwalt hält man uns denn? Wir treten ein für höchstens fünf- oder sechshunderttausend Jungfernschaften, deren Waffen ihre natürlichen Abneigungen und der hohe Preis sind, zu dem sie sich selber einschätzen: sie wissen sich ebensogut zu verteidigen wie zu verkaufen. Die achtzehn Millionen menschlicher Wesen, die wir außerhalb unserer Betrachtungen gestellt haben, verheiraten sich fast alle nach dem System, das wir in unsern Sitten zur Geltung bringen möchten. Und in den Mittelklassen, durch die unsere armen Zweihänder von den an der Spitze der Nation marschierenden Bevorrechtigten geschieden sind — in diesen nimmt seit dem Frieden die Zahl der Findelkinder, die von diesen zwischen Armut und Wohlstand in der Mitte stehenden Klassen dem Unglück überliefert werden, beständig zu, wenn man Herrn Benoiston von Châteauneuf glauben darf — einem der mutvollsten Gelehrten, die sich den trockenen und doch so nutzbringenden Nachforschungen der Statistik gewidmet haben. Für welch eine tiefe Wunde bringen wir also das Heilmittel? Man denke doch nur an die große Zahl der Bastarde, die uns die Statistik nachweist, und an das viele Unglück, das nach unsern Berechnungen in der hohen Gesellschaft vorkommen dürfte! Aber es ist schwierig, hier auf alle Vorteile aufmerksam zu machen, die sich aus der Emanzipation der jungen Mädchen ergeben würden. Wenn wir später die Begleitumstände der Ehe, wie unsere Sitten sie herausgebildet haben, näher betrachten, dann werden urteilsfähige Geister den ganzen Wert des Systems freier Erziehung ermessen können, das wir im Namen der Vernunft und der Natur für die jungen Mädchen verlangen. Unser französisches Vorurteil hinsichtlich der Jungfräu-

lichkeit der Neuvermählten ist das dümmste von allen, die wir haben. Die Orientalen nehmen ihre Frauen, ohne sich um die Vergangenheit zu beunruhigen, und sperren sie ein, um der Zukunft um so sicherer zu sein; die Franzosen geben ihre Töchter in eine Art von Serails, die von Müttern, von Vorurteilen, von religiösen Ideen bewacht werden, und geben ihren Frauen die vollständigste Freiheit — beunruhigen sich also viel mehr um die Vergangenheit als um die Zukunft. Es würde sich also nur darum handeln, in unsern Sitten künftighin eine umgekehrte Reihenfolge zu beobachten. Vielleicht würden wir dadurch dahin gelangen, der ehelichen Treue den ganzen Duft und Reiz zu verleihen, den die Frauen jetzt an der Untreue finden.

Aber diese Erörterung würde uns zu weit von unserm Gegenstand entfernen, wenn wir dabei in allen Einzelheiten die ungeheure sittliche Besserung untersuchen müßten, die ohne Zweifel im Frankreich des Zwanzigsten Jahrhunderts notwendig werden wird — denn die Reformen gesellschaftlicher Sitten vollziehen sich ja so langsam! Muß nicht zur Durchsetzung der geringsten Veränderung der kühnste Gedanke des vergangenen Jahrhunderts der alltäglichste Gedanke des gegenwärtigen Jahrhunderts geworden sein? Wir haben denn auch gewissermaßen nur aus Koketterie diese Frage gestreift, teils um zu zeigen, daß sie unserer Aufmerksamkeit nicht entgangen war, teils um unsern Enkeln noch ein weiteres Werk zu vermachen und zwar, wohlgezählt, das dritte: das erste betrifft die Kurtisanen, das zweite ist die Physiologie des Liebesgenusses, und

„wenn wir beim zehnten sind,
dann schlagen wir ein Kreuz."

In dem gegenwärtigen Zustand unserer Sitten und unserer unvollkommenen Zivilisation gibt es ein Problem, das für den Augenblick sich nicht lösen läßt, das aber

jede Erörterung über die Kunst, sich eine Frau zu wählen, überflüssig macht. Wir überliefern es, wie alle andern, dem Nachdenken der Philosophen.

Problem:

Man hat noch nicht feststellen können, was die Frau mehr zur Untreue treiben würde: die Unmöglichkeit, sich eine Abwechslung zu gestatten, oder die Freiheit, nach ihrem Belieben zu handeln.

Wir beschäftigen uns ja in diesem Werk mit den Aussichten eines Mannes in dem Augenblick, wo er sich vermählt hat. Wenn er nun einer Frau begegnet wäre, die mit einem vollblütigen Temperament, mit einer lebhaften Einbildungskraft, mit einer nervösen Anlage oder mit einem gleichgültigen Charakter begabt wäre, so würde seine Situation nur um so bedenklicher sein.

In noch größerer Gefahr würde ein Mann sich befinden, wenn seine Frau nur Wasser tränke — Näheres darüber in der Betrachtung ‚Hygiene der Ehe' —; wenn sie aber gar Begabung für den Gesang hätte oder besonders zu Erkältungen geneigt wäre, so müßte er alle Tage zittern; denn es ist ausgemacht, daß die Sängerinnen zum mindesten ebenso leidenschaftlich veranlagt sind, wie die Frauen mit besonders empfindlichen Schleimhäuten.

Endlich würde die Gefahr noch viel ärger sein, wenn die Frau weniger als siebzehn Jahre alt wäre, oder wenn sie eine blasse, fahle Gesichtsfarbe hätte — denn diese Art Frauen sind fast alle hinterlistig.

Aber wir wollen nicht vorgreifen und behalten uns für später eine systematische Aufzählung der Befürchtungen vor, die den Ehemännern die Beobachtung aller unheilverkündenden Charakterzüge ihrer Frauen einflößen kann. Diese Abschweifung hat uns bereits zu weit von den Pen-

sionaten entfernt, die an so vielen unglücklichen Ehen schuld sind; aus denen junge Mädchen hervorgehen, die nicht imstande sind, den Wert der Mühen und Opfer zu ermessen, durch die der Ehrenmann, der sie mit seiner Wahl beehrt, zum Wohlstand gelangt ist — junge Mädchen, die sich ungeduldig nach den Genüssen des Luxus sehnen, die weder unsere Gesetze noch unsere Sitten kennen, die mit Begierde die Herrschaft ausnutzen, die ihnen ihre Schönheit verleiht, die stets bereit sind, den wahren Tönen der Seele ihr Ohr zu verschließen und den Einflüsterungen der Schmeichelei zu lauschen.

Wenn diese Betrachtung in der Erinnerung aller Leser — selbst solcher, die dieses Buch nur anstandshalber oder in der Zerstreutheit einmal aufgeschlagen haben — eine tiefe Abneigung gegen junge Damen zurückläßt, die in Pensionaten erzogen worden sind, so werden dadurch bereits der Allgemeinheit große Dienste geleistet worden sein.

DER HONIGMOND

WÄHREND unsere ersten Betrachtungen beweisen, daß es in Frankreich einer verheirateten Frau beinahe unmöglich ist, tugendhaft zu bleiben, geben unsere Berechnungen über die Anzahl der Junggesellen und der ‚Prädestinierten', unsere Bemerkungen über die Erziehung der jungen Mädchen und unser flüchtiger Überblick über die mit der Wahl einer Frau verbundenen Schwierigkeiten bis zu einem gewissen Grade eine Erklärung für diese Gebrechlichkeit unserer Nation. Nachdem wir die geheime Krankheit, von der unser Gesellschaftskörper gequält wird, unumwunden festgestellt haben, haben wir ihre Ursachen gesucht, und zwar in der Unvollkommenheit der Gesetze, in der Folgewidrigkeit unserer Sitten, in der Unzulänglichkeit des menschlichen Durchschnittsverstandes, in den

Widersprüchen unserer Gewohnheiten. Ein einziges bleibt uns noch zu beobachten: das erste Auftreten des Leidens.

Um zu dieser Beobachtung zu gelangen, brauchen wir nur die wichtigen Fragen in Angriff zu nehmen, die in dem Ausdruck ‚Honigmond' inbegriffen sind. Wir werden darin nicht nur den Ausgangspunkt für alle Erscheinungen des Ehelebens finden, sondern auch die glänzende Kette, deren einzelne Glieder unsere Beachtungen, unsere Aussprüche, unsere Probleme bilden werden, die wir in die lustige Weisheit unserer etwas redseligen Betrachtungen eingestreut haben. Der ‚Honigmond' wird sozusagen den Höhepunkt der Analyse bilden, die wir vornehmen mußten, ehe wir unsere beiden Kämpen auf den Plan treten lassen konnten.

Der Ausdruck ‚Honigmond' stammt aus dem Englischen und wird in alle Sprachen übergehen, weil er so anmutig die Zeit der jungen Ehe bezeichnet, während welcher das Leben nur Süße und Entzücken ist; der Ausdruck wird bleiben, wie die Illusionen und Irrtümer bleiben, denn er ist die allerabscheulichste Lüge. Wie eine mit frischen Blumen umkränzte Nymphe, wie eine sich liebkosend anschmiegende Sirene tritt er vor uns, weil er das Unglück selbst ist; und dies Unglück tritt meistens ein, während wir glauben, es mit einer mutwilligen Schäkerei zu tun zu haben.

Ehegatten, denen das Schicksal es gönnt, sich ihr Leben lang zu lieben, machen sich keinen Begriff vom sogenannten Honigmond; für sie existiert er nicht oder vielmehr er existiert immer: sie sind wie jene Unsterblichen, die nichts vom Tode wußten. Aber dieses Glück steht außerhalb des Rahmens unseres Buches, und für unsere Leser steht die Ehe unter dem Einfluß zweier Monde: des Honigmonds und des launischen, unfreundlichen Aprilmonds. Dieser letztere schließt mit einer Revolution ab, die aus ihm einen Halbmond macht; und wenn dieser einmal über einer Ehe scheint, so ist es für ewige Zeiten.

Wie kann der Honigmond zwei Menschen scheinen, die sich nicht lieben?

Wie kommt es, daß er untergeht, nachdem er aufgegangen war?

Haben alle Ehen ihre Honigmonde?

Wir wollen diese drei Fragen der Reihe und Ordnung nach beantworten.

Die wunderbare Erziehung, die wir den jungen Mädchen geben und die ausnehmende Vorsicht, die die Männer bei der Eingehung ihrer Ehe walten lassen, werden sich hier in ihrem vollen Glanze zeigen! Zunächst wollen wir die Umstände prüfen, die vor und nach der Schließung der verhältnismäßig am wenigsten unglücklichen Ehen in Betracht kommen.

Unsere Sitten entwickeln in dem jungen Mädchen, das du zu deiner Frau machst, eine Neugierde, die natürlicherweise außerordentlich lebhaft ist; da aber außerdem noch in Frankreich die Mütter einen ganz besonderen Stolz darein setzen, ihre Töchter alle Tage in die Nähe des Feuers zu bringen, ohne daß sie sich verbrennen dürfen, so kennt diese Neugierde keine Grenzen mehr.

Eine vollkommene Unkenntnis der Geheimnisse der Ehe verhüllt diesem ebenso naiven wie listigen Geschöpf die Gefahren, die das Heiraten mit sich bringt; und da die Ehe ihr fortwährend als eine Epoche der Tyrannei und der Freiheit, des Genusses und der unbeschränkten Herrschaft dargestellt wird, so werden ihre Wünsche immer brennender, da mit deren Gewährung zugleich auch alle ihre Daseinsbedingungen erfüllt werden; für sie bedeutet Heiraten: aus dem Nichts zum Leben berufen werden.

Wenn sie in sich ein Gefühl für Glück, Religion, Sittlichkeit trägt — so haben die Gesetze und ihre Mutter ihr tausendmal wiederholt, daß dieses Glück ihr nur durch dich zuteil werden kann.

Wenn der Gehorsam bei ihr keine Tugend ist, so ist er stets eine Notwendigkeit; denn sie erwartet von dir alles: allerdings machen schon die Einrichtungen der Gesellschaft die Frau zur Sklavin, aber sie empfindet gar nicht einmal den Wunsch nach Freiheit, denn sie fühlt sich schwach, furchtsam und unwissend.

Wenn nicht aus Zufall ein Irrtum vorkommt oder wenn sie nicht einen natürlichen Widerwillen gegen dich hat — den du aber hättest erraten müssen; denn wenn du ihn nicht errietest, wäre das unverzeihlich — so muß sie dir zu gefallen suchen; sie kennt dich nicht.

Endlich, um deinen schönen Triumph vollends leicht zu machen, empfängst du sie im Augenblick, wo oftmals die Natur kräftig nach den Wonnen verlangt, deren Spender du bist. Wie Sankt Peter hast du den Schlüssel zum Paradiese.

Ich frage jeden vernünftigen Menschen: wenn ein Teufel das Verderben eines Engels beschworen hätte, würde er sein Opfer so sorgfältig mit allen Mitteln der Zerstörung umgeben, wie die guten Sitten sich gegen das Glück eines Ehemanns verschwören? ... Bist du nicht wie ein König von Schmeichlern umgeben?

So wird sie mit ihrer ganzen Unwissenheit und mit allen ihren Begierden einem Manne ausgeliefert, der, auch wenn er verliebt ist, ihr geheimes zartes Wesen nicht kennen kann. Ist es nicht schändlich, wie dieses junge Mädchen passiv, unterwürfig und gefällig die ganze Zeit über von ihrer jungen Einbildungskraft sich vorreden lassen muß, sie möge auf die Wonne oder auf das Glück bis zu einem ‚morgen' warten, das niemals kommt?

In dieser eigentümlichen Lage, wo die Gesetze der Gesellschaft und die der Natur im Widerstreit liegen, gehorcht ein junges Mädchen, gibt sich hin, leidet und schweigt in ihrem eigenen Interesse. Ihr Gehorsam ist eine Spekulation; ihre Gefälligkeit ist eine Hoffnung; ihre Ergebenheit ist

eine Art von religiöser Berufung, aus der du Nutzen ziehst; und ihr Schweigen ist Großmut. Sie wird das Opfer deiner Launen sein, solange sie sie nicht versteht; sie wird unter deinem Charakter leiden, bis sie diesen studiert hat; sie wird sich ohne Liebe opfern, weil sie an den Schein der Leidenschaft glaubt, wozu der erste Augenblick ihres Besitzes dich hinreißt. An dem Tage, wo sie die Nutzlosigkeit ihrer Opfer erkannt hat, wird sie nicht mehr schweigen.

Dann kommt ein Morgen, wo alle Widersinnigkeiten, die diese Verbindung zustande gebracht haben, sich erheben wie Baumzweige, die einen Augenblick zur Erde gezogen waren, sich ruckweise aufrichten, sobald die Gewichte von ihnen entfernt werden. Du nahmst für Liebe, daß ein junges Mädchen auf eigene Lebensbetätigung verzichtete — ein junges Mädchen, das auf das Glück wartete; das deinen Wünschen entgegenflog in der Hoffnung, du würdest auch den seinigen entgegenkommen; das sich nicht über geheime Leiden beklagte, deren sie sich selbst zuerst beschuldigte. Welcher Mann ließe sich nicht durch eine von so langer Hand vorbereitete Täuschung fangen — von einer Täuschung, an der eine junge Frau unschuldig und zugleich Mitschuldige und Opfer ist? Du müßtest ein Gott sein, um dem blendenden Trug zu entrinnen, mit dem die Natur und die Gesellschaft dich umgibt. Ist nicht alles um dich und in dir eine Falle? Um glücklich zu sein, müßtest du dich ja gegen die stürmischen Begierden deiner Sinne wehren! Wo ist, um sie zurückzuhalten, jene starke Schranke, die eine leichte Frauenhand aufrichtet — die Hand einer Frau, der man gefallen will, weil man sie noch nicht besitzt? Du hast deine Truppen im Parademarsch vorbeiziehen lassen, als noch niemand am Fenster war. Du hast ein Feuerwerk abgebrannt, von dem im Augenblick, wo dein Gast sich einfindet, es zu sehen, nur das verkohlte Skelett übrig ist. Deiner Frau ging es gegenüber

den Genüssen der Ehe wie einem Mohikaner in der Oper: der Lehrer langweilt sich bereits, als der Wilde erst zu begreifen anfängt.

LV. In der Ehe geht der Augenblick, wo zwei Herzen sich verstehen können, so schnell vorüber wie ein Blitz; und ist er einmal vorüber, so kehrt er niemals zurück.

Dieser erste Versuch, ein Leben zu zweien zu führen, währenddessen die Frau durch die Hoffnung auf Glück ermutigt wird, durch das noch neue Gefühl ihrer Gattenpflichten, durch den Wunsch, zu gefallen, durch die Tugend, die so überzeugend zum Herzen spricht, da in diesem Augenblick Liebe und Pflicht eins sind — dieser Versuch heißt Honigmond. Wie könnte er von langer Dauer sein zwischen zwei Wesen, die sich für das ganze Leben vereinen, ohne sich genau zu kennen? Über nichts muß man sich so wundern, wie darüber, daß die kläglichen Abgeschmacktheiten, die unsere Sitten um ein Ehebett herum aufgehäuft haben, so selten zu wirklichem Haß führen!

Aber daß das Leben des Weisen ein friedliches Bächlein und das des Verschwenders ein wilder Strom ist; daß das Kind, das mit sorgloser Hand alle Rosen auf seinem Wege entblättert hat, bei der Rückkehr nur noch Dornen findet; daß der Mensch, dessen tolle Jugend eine Million verschlungen hat, nun nicht mehr sein Leben lang die vierzigtausend Franken Rente genießen kann, die diese Million ihm würde abgeworfen haben — das sind triviale Wahrheiten, wenn man an die Moral, und ewig neue Wahrheiten, wenn man an das Verhalten der meisten Menschen denkt. Da seht die getreuen Abbilder aller Honigmonde! Das ist ihre Geschichte, das ist die Tatsache und nicht die Ursache.

Wenn nun aber Männer, die durch eine sorgfältige Erziehung mit einer gewissen geistigen Kraft begabt sind,

die daran gewöhnt sind, tiefe und weitreichende Pläne zu entwerfen, um als Politiker, als Schriftsteller, als Künstler, als Geschäftsleute oder auch nur im Privatleben eine glänzende Stellung einzunehmen — wenn solche Männer sich ohne Ausnahme in der Absicht verheiraten, glücklich zu sein, eine Frau durch Liebe oder durch Gewalt zu beherrschen, und wenn sie trotzdem alle in dieselbe Schlinge gehen, wenn sie minotaurisiert werden, nachdem sie eine Zeitlang ein gewisses Maß von Glück genossen haben: so liegt ganz sicher hier ein Problem vor, dessen Lösung in den unbekannten Tiefen der Menschenseele eher zu finden sein wird, als in den sozusagen physikalischen Wahrheiten, durch die wir bereits verschiedene von diesen Erscheinungen zu erklären versucht haben. Das gefahrvolle Forschen nach den geheimen Gesetzen, die alle Menschen hierbei, gewiß unbewußt, zu verletzen scheinen, bietet immerhin Ruhmes genug, auch wenn das Ziel selbst nicht erreicht werden sollte. Wir wollen es daher versuchen.

Mögen auch die Dummköpfe noch so oft behaupten, das Wesen der Liebe lasse sich nicht erklären, so lassen sich doch für die Liebe ebenso unfehlbare Grundsätze aufstellen wie für die Geometrie; da aber jeder Charakter je nach seiner Anlage diesen Grundsätzen eine andere Form gibt, so schieben wir die Schuld für die eigentlich nur durch die unendliche Verschiedenheit unserer Anlagen hervorgerufenen willkürlichen Bildungen ungerechterweise auf die Liebe selbst. Wenn wir nun die mannigfaltigen Wirkungen des Lichtes sehen könnten, ohne dessen Urquell wahrzunehmen, so würden viele Leute nicht daran glauben, daß unser Licht von der Sonne herstammt und daß es nur eine Sonne gibt. Daher können meinetwegen die Blinden schreien, so viel sie Lust haben; ich bin zwar nicht so weise wie Sokrates, aber ich sage wie er voll Stolz, daß ich nur die Liebe kenne. Und ich will versuchen,

einige der Lehren, die sie uns gibt, zu entwickeln, um den Verheirateten oder künftigen Eheleuten die Mühe zu ersparen, sich selber den Kopf darüber zu zerbrechen.

Alle unsere vorhergehenden Beobachtungen lassen sich in einen einzigen Lehrsatz zusammenfassen. Man kann diesen als den Schlußstein oder auch, wenn man will, als den Grundstein dieser geheimen Theorie der Liebe ansehen, die den Leser zuletzt langweilen würde, wenn wir sie nicht schnell zu Ende brächten. Dieser Grundsatz ist enthalten in der folgenden Formel:

LVI. Die Dauer der Leidenschaft zweier Menschen, die der Liebe fähig sind, richtet sich nach der Stärke des ersten Widerstandes der Frau oder der Hindernisse, die die Zufälle des gesellschaftlichen Lebens dem Glück der Liebenden entgegenstellen.

Wenn man nur einen Tag lang dich begehren läßt, wird deine Liebe vielleicht keine drei Nächte dauern. Wo muß man die Ursachen dieses Gesetzes suchen? Ich weiß es nicht. Wir brauchen nur unsere Blicke um uns zu werfen und bemerken überall in Hülle und Fülle Beweise für diese Regel: in der Pflanzenwelt ist den Gewächsen, die die längste Zeit zu ihrer Entwicklung gebrauchen, die längste Daseinsdauer gewährt; es ist ein sittliches Gesetz, daß Werke, die gestern entstanden sind, noch morgen dauern; es ist ein physisches Gesetz, daß der Schoß, der den Gesetzen der Schwangerschaft zuwiderhandelt, eine tote Frucht zur Welt bringt. Um es zusammenzufassen: ein dauerndes Werk bedarf langer Zeit zur Entwicklung. Eine lang dauernde Zukunft erfordert als Voraussetzung eine lang dauernde Vergangenheit. Wenn die Liebe ein Kind ist, so ist die Leidenschaft ein Mann. Und gerade dieses allgemeine Gesetz, das die Natur, die lebenden

Wesen und die Gefühle beherrscht, wird in allen Ehen verletzt, wie wir es nachgewiesen haben. Die Erkenntnis dieses Grundgesetzes hat die Liebesfabeln unseres Mittelalters geschaffen: die Amadis, die Lancelot, die Tristan, der Fabliaux, deren Beständigkeit in der Liebe mit Recht fabelhaft erscheint, sind die allegorischen Verkörperungen jener nationalen Mythologie, die unsere Nachahmung der griechischen Literatur in ihrer Blüte erstickt hat. Die von der Einbildungskraft unserer Minnesänger entworfenen anmutigen Gestalten waren Zeugen für die Wahrheit.

LVII. Wir hängen an den Dingen dieser Welt mit größerer oder geringerer Ausdauer, je nach dem Begehren, dem Fleiß oder der Mühe, die sie uns gekostet haben.

Alles, was unsere Betrachtungen uns über die Ursachen dieses Hauptgesetzes der Liebe nachgewiesen haben, läßt sich auf den folgenden Grundsatz zurückführen, der ihr Prinzip und zugleich ihre Konsequenz ist:

LVIII. Unter allen Umständen empfängt man nur so viel, wie man gegeben hat.

Dieser letztere Grundsatz ist so von selber einleuchtend, daß wir gar nicht erst versuchen wollen, den Beweis dafür zu führen. Nur eine einzige Beobachtung, die uns nicht unwichtig erscheint, wollen wir daran anknüpfen. Der Mensch, der zuerst sagte: „Alles ist wahr, und alles ist falsch" — hat damit eine Tatsache behauptet, die der von Natur sophistische Menschengeist auf seine Art auslegt; denn es scheint wirklich, daß die menschlichen Verhältnisse in so vielen Facetten schillern, wie es Geister gibt, die sie betrachten. Diese Tatsache ist die folgende:

Es gibt in der Schöpfung kein einziges Gesetz, das nicht durch ein entgegengesetztes Gesetz im Gleichgewicht ge-

halten würde: das Leben als Ganzes ist aufzufassen als der Ausgleich zweier sich bekämpfender Kräfte. So ist es denn auch bei dem Gegenstand, der uns beschäftigt, bei der Liebe, ganz gewiß, daß du nicht genug empfangen wirst, wenn du zu viel gibst. Die Mutter, die ihre Kinder ihre ganze zärtliche Liebe sehen läßt, erweckt in diesen die Undankbarkeit: Undankbarkeit entsteht vielleicht aus der Erkenntnis, daß es einem unmöglich ist, eine Wohltat zu vergelten. Die Frau, die mehr liebt, als sie selber geliebt wird, muß notwendigerweise tyrannisiert werden. Dauernd ist jene Liebe, die stets die Kräfte zweier menschlicher Wesen im Gleichgewicht hält. Dieses Gleichgewicht läßt sich nun stets herstellen: dasjenige von den beiden Wesen, das am meisten liebt, muß in der Sphäre desjenigen bleiben, das am wenigsten liebt. Und ist es denn nicht schließlich das süßeste Opfer, das eine liebende Seele bringen kann, wenn die Liebe sich in solche Ungleichheit hineinfindet?

Welches Gefühl der Bewunderung erhebt sich in der Seele des Philosophen, indem er entdeckt, daß es vielleicht nur ein einziges Prinzip in der Welt gibt, wie es nur einen einzigen Gott gibt, und daß unsere Gedanken und unsere Gefühle denselben Gesetzen unterworfen sind, durch die die Sonne sich bewegt, durch die die Blumen sich erschließen, durch die das Weltall lebt!

Vielleicht muß man in dieser Metaphysik der Liebe die Gründe der nachstehenden Behauptung suchen, die die Fragen des Honigmondes und des Gewittermondes in die schärfste Beleuchtung rückt:

Lehrsatz:

Der Mensch gelangt von Abneigung zur Liebe; aber wenn er mit Liebe begonnen hat und von dieser zur Abneigung übergeht, kehrt er niemals zur Liebe zurück.

In gewissen mangelhaft organisierten menschlichen Wesen sind die Gefühle unvollständig, wie manchmal bei einer unfruchtbaren Phantasie das Denken unvollständig sein kann. Und wie der Geist mit der Fähigkeit begabt ist, die zwischen den verschiedenen Dingen bestehenden Beziehungen aufzufassen, ohne Schlüsse daraus zu ziehen, und zwar jede Beziehung einzeln, ohne Zusammenhang mit den andern aufzufassen; wie er mit der Fähigkeit begabt ist, zu sehen, zu vergleichen und auszudrücken — ebenso kommt es vor, daß Seelen nur unvollkommen zum Bewußtsein ihrer Gefühle gelangen. In der Liebe wie in jeder andern Kunst besteht das Talent darin, daß die Gabe des Entwurfs und die Gabe der Ausführung vereinigt sind. Die Welt wimmelt von Leuten, die, wenn sie ein Lied singen, den Refrain weglassen, die nicht nur Viertelsgedanken, sondern auch Viertelsgefühle haben, und die Bewegungen ihrer Empfindungen ebensowenig in eine richtige Ordnung zu bringen wissen, wie die ihrer Gedanken. Mit einem Wort: es gibt unvollständige Menschen. Bringt eine schöne Intelligenz mit einer verpfuschten Intelligenz zusammen, und ihr beschwört ein Unglück herauf: denn in allem muß Gleichgewicht da sein.

Wir überlassen den Boudoirphilosophen und den Hinterstübchenweisen das Vergnügen, ausfindig zu machen, wie auf tausenderlei Art durch Temperament, Geist, gesellschaftliche Stellung und Vermögensverhältnisse das Gleichgewicht gestört wird; wir wollen vielmehr jetzt die letzte Ursache untersuchen, die auf den Untergang des Honigmondes und auf den Aufgang des Wettermondes Einfluß hat.

Es gibt im Leben ein Grundgesetz, das mächtiger ist, als das Leben selbst — eine Bewegung, die ihre Geschwindigkeit durch einen unbekannten Antrieb erhält. In das Geheimnis dieser kreisenden Bewegung ist der Mensch so

wenig eingedrungen, wie die Erde etwas von den Ursachen ihrer Umdrehung weiß. Dieses unbekannte Etwas, das ich den Strom des Lebens nennen möchte, reißt unsere Lieblingsgedanken mit sich fort, schwächt den Willen der meisten Menschen und beeinflußt uns alle auch gegen unsern Willen. Ein recht vernünftiger Mann zum Beispiel, der stets pünktlich seine Wechsel bezahlen wird, wenn er ein Kaufmann ist, könnte dem Tode oder einem vielleicht noch schlimmeren Lose, einer Krankheit, entgehen, wenn er eine keineswegs unbequeme, aber täglich einzuhaltende Vorschrift beobachtete — aber nein: er wird nach allen Regeln der Kunst zwischen die acht Bretter genagelt, nachdem er sich jeden Abend gesagt hat: „Oh, morgen werde ich nicht vergessen, meine Pillen zu nehmen!“ Wie soll man sich diesen seltsamen Zauber erklären, von dem gleichsam alle Angelegenheiten unseres Lebens behext sind? Aus einem Mangel an Energie? Menschen von stärkster Willenskraft sind diesem Fehler unterworfen. Aus einer Gedächtnisschwäche? Leute, die ein ganz ausgezeichnetes Gedächtnis besitzen, leiden daran.

Diese Tatsache, die ein jeder an seinem Nachbarn hat beobachten können, ist eine der Ursachen, die die meisten Ehemänner ihres Honigmondes berauben. Der verständigste Mann, der alle bereits von uns gekennzeichneten Klippen vermieden hat, entgeht zuweilen nicht den Schlingen, die er sich selber gelegt hat.

Ich habe bemerkt, daß es dem Mann mit der Ehe und ihren Gefahren beinahe ergeht wie mit den Perücken; und vielleicht können die folgenden Entwicklungsstufen, die der Gedanke hinsichtlich der Perücke durchmacht, als eine für das ganze Menschenleben gültige Formel angesehen werden.

Erste Epoche: Werde ich jemals weiße Haare haben?

Zweite Epoche: Sollte ich jemals weiße Haare haben, so werde ich jedenfalls nie eine Perücke tragen: Gott! wie häßlich ist eine Perücke!

Eines Morgens hörst du eine junge Stimme, die die Liebe oft erstickt hat und noch öfter hat vibrieren lassen; sie ruft:

„Ach sieh, du hast ein weißes Haar!..."

Dritte Epoche: Warum sollt' ich nicht eine gut gearbeitete Perücke haben, von der kein Mensch etwas merken würde? Es liegt ein gewisser Reiz darin, auf diese Art alle Leute anzuführen; auch hält eine Perücke warm, verhindert Erkältungen usw.

Vierte Epoche: Die Perücke wird so geschickt aufgesetzt, daß du alle Leute täuschest, die dich nicht kennen.

Die Perücke ist deine größte Sorge, und aus Eitelkeit wetteiferst du jeden Morgen mit dem geschicktesten Friseur.

Fünfte Epoche: Die Perücke wird vernachlässigt. „Herrgott! ist das langweilig, daß man jeden Abend das Ding vom Kopf nehmen muß, um sie jeden Morgen wieder aufzukräuseln!"

Sechste Epoche: Unter der Perücke drängen sich einige weiße Haare hervor; sie rutscht auf dem Kopf hin und her, und der Beobachter bemerkt über deinem Halse einen weißen Streifen, der sich von der dunkleren Farbe der von deinem Rockkragen hinaufgeschobenen Perücke abhebt.

Siebente Epoche: Die Perücke sieht aus wie ein Queckenbüschel, und — ich bitte den Ausdruck zu entschuldigen — du pfeifst auf deine Perücke!

„Mein Herr," sagte zu mir eine der klugen Damen, die die Freundlichkeit hatten, mich über einige der dunkelsten

Abschnitte meines Buches aufzuklären; „was meinen Sie mit dieser Perücke?“

„Meine Gnädige,“ antwortete ich, „wenn ein Mann gleichgültig wird in bezug auf eine Perücke, so ist er... so ist er...was Ihr Herr Gemahl wahrscheinlich nicht ist.“

„Aber mein Mann ist nicht...“ sie suchte... „er ist nicht... liebenswürdig; er ist nicht... ganz kräftig; er ist nicht... immer bei gleicher Stimmung; er ist nicht...“

„Dann, gnädige Frau, wäre er also gleichgültig gegen seine Perücke.“

Wir sahen uns an, sie mit einer ziemlich gut gespielten Würde, ich mit einem unmerklichen Lächeln.

„Ich sehe,“ sagte ich, „man muß auf die Ohren des kleinen Geschlechts eine ganz besondere Rücksicht nehmen; denn das ist das einzige Keusche an ihm.“

Ich nahm die Haltung eines Mannes an, der etwas Wichtiges vorzubringen hat, und die Schöne schlug die Augen nieder, als hätte sie gedacht, sie würde während dieser Rede wahrscheinlich erröten müssen.

„Gnädige Frau, heutzutage würde man keinen Minister aufhängen, wie man es früher tat, um eines Ja oder eines Nein willen; ein Chateaubriand würde Françoise de Foix gewiß nicht foltern lassen, und wir tragen nicht mehr an unserer Seite einen langen Degen, der stets bereit ist, eine Beleidigung zu rächen. In einem Jahrhundert, wo die Zivilisation so reißende Fortschritte gemacht hat, wo man uns jede xbeliebige Wissenschaft in vierundzwanzig Unterrichtsstunden beibringt, wird gewiß alles von diesem Streben nach Vollkommenheit fortgerissen worden sein. Wir können also nicht mehr die männliche, rauhe und derbe Sprache unserer Vorfahren sprechen. Das Zeitalter, in dem man so feine, so glänzende Gewebe erzeugt, so elegante Möbel, so kostbare Porzellane — es mußte auch das Zeitalter der bildlichen Ausdrücke und Umschreibungen sein.

Man muß also versuchen, irgend ein neues Wort zu prägen, um den komischen Ausdruck zu ersetzen, dessen Molière sich bedient hat: denn — wie ein Schriftsteller unserer Zeit sagt — die Sprache dieses Großen ist zu frei für unsere Damen, denen die Gaze für ihre Kleider zu dicht ist. Heutzutage kennen die Herrschaften der feinen Welt ebensogut wie die Gelehrten die angeborene Vorliebe der Griechen für die Mysterien. Dieses Dichtervolk hatte die alten Überlieferungen seiner Geschichte mit einem Anstrich des Fabelhaften auszuschmücken gewußt. In den Liedern seiner Dichter und Sänger wurden die Könige zu Göttern, und aus ihren Liebesabenteuern bildeten sich unsterbliche Allegorien. Wie uns der Lizentiat Chompré, der klassische Verfasser des ‚Dictionnaire de Mythologie', berichtet, war das Labyrinth ‚ein ungehegter Platz, der auf eigenartige Weise mit Bäumen bepflanzt und mit Gebäuden ausgeschmückt war, so daß ein junger Mann, der dort eingetreten war, nicht mehr den Ausgang finden konnte.' Hier und da erblickte er einige Gruppen von blühenden Gesträuchen, aber ringsum kreuzten sich eine Menge Baumgänge in allen Richtungen und boten dem Auge stets den Anblick eines gleichförmigen Weges dar; in dieser Wildnis von Felsen, Sträuchern und Dornen hatte der Unglückliche mit einem Ungeheuer zu kämpfen, das man den Minotauros nannte. Wenn Sie nun, meine Gnädige, mir die Ehre erweisen wollen, sich zu erinnern, daß die Mythologie von allem Hornvieh uns den Minotauros als das gefährlichste hinstellt; daß die Athener, um sich seinen Mord- und Raubzügen zu entziehen, ihm jahraus, jahrein fünfzig Jungfrauen gewissermaßen im Abonnement liefern mußten — dann werden Sie nicht in den Irrtum dieses guten Herrn Chompré verfallen, der in dem Labyrinth nur einen Englischen Garten sieht; sondern Sie werden in dieser sinnreichen Fabel eine feine Allegorie erkennen oder, besser gesagt,

ein treues und furchtbares Bild der Gefahren der Ehe. Die vor kurzem in Herkulaneum entdeckten Gemälde haben diese Meinung völlig bestätigt. Die Gelehrten hatten allerdings nach den Schilderungen mehrerer Autoren lange Zeit geglaubt, der Minotauros sei zur Hälfte Mann, zur Hälfte Stier gewesen; aber auf dem fünften Blatt des Kupferwerkes, das die alten Gemälde von Herkulaneum wiedergibt, sehen wir dieses allegorische Ungeheuer vollkommen als Mann dargestellt, mit Ausnahme des Stierkopfes, den es auf seinen Schultern trägt; jeder Zweifel, daß in dieser Gestalt der Minotauros dargestellt ist, ist ausgeschlossen, denn er liegt zu Füßen des Theseus hingestreckt. Nun, gnädige Frau, warum sollten wir denn nicht die Mythologie bitten, der Heuchelei zu Hilfe zu kommen, die bei uns die Oberhand gewinnt, und uns nicht mehr lachen läßt, wie einst unsere Väter lachten? Wenn zum Beispiel eine junge Dame der guten Gesellschaft nicht recht verstanden hat, den Schleier zu hantieren, unter dem eine anständige Frau ihre Aufführung zu verdecken weiß, so hätten unsere Vorväter in ihrer Derbheit den ganzen Begriff durch ein einziges Wort ausgedrückt. — Sie dagegen, und mit Ihnen eine Menge anderer schöner Damen, die sich auf ein bedeutungsvolles Schweigen verstehen, Sie würden sich begnügen, zu sagen: ‚Ach ja, sie ist sehr liebenswürdig, aber . . .‘ — ‚Aber was? . . .‘ — ‚. . . . aber sie ist oft recht inkonsequent . . .‘ Lange, meine Gnädige, habe ich nach dem Sinn dieses letztern Wortes gesucht, und besonders nach dem Grunde, warum Sie mit dieser rhetorischen Figur das Gegenteil von der Bedeutung ausdrücken, die ihr eigentlich innewohnt; mein Nachdenken ist vergeblich gewesen. Vert-Vert war also der Letzte, der das Wort unserer Vorfahren aussprach, und dabei hat er sich leider nur an unschuldige Nonnen gewandt, deren Untreue der Ehre keines Mannes Abbruch tun konnte. Wenn eine Frau inkonsequent

ist, so ist nach meiner Meinung ihr Mann minotaurisiert. Wenn er minotaurisiert und ein liebenswürdiger Mann ist, wenn er einer gewissen Achtung genießt — und viele Ehemänner verdienen wirklich, beklagt zu werden — dann sagen Sie, wenn Sie von ihm sprechen, mit sanfter Flötenstimme: ‚Herr A. ist ein recht ehrenwerter Mann, seine Frau ist sehr hübsch, aber man behauptet, er sei nicht glücklich in seiner Häuslichkeit.‘ Also, meine Gnädige: der ehrenwerte, aber in seiner Häuslichkeit unglückliche Mann, der Mann, der eine inkonsequente Frau hat, oder der minotaurisierte Ehemann — sie alle sind ganz einfach Ehemänner, die Molière etwas derber bezeichnete. Nun, meine Göttin des modernen Geschmacks — scheinen Ihnen diese Ausdrücke züchtig und zugleich durchsichtig genug zu sein?“

„Ach mein Gott!“ sagte sie lächelnd; „wenn die Sache bleibt, was kommt es darauf an, ob man sie in zwei Silben oder in hundert Silben ausdrückt!“

Sie machte mir eine leichte ironische Verbeugung und verschwand — ohne Zweifel, um sich zu einer jener Gräfinnen zu begeben, die in den Vorreden der Bücher vorkommen, oder zu einem jener metaphorischen Geschöpfe, die die Romanschreiber so oft gebrauchen, um alte Manuskripte zu dichten oder aufzufinden.

Nun aber zu euch, weniger zahlreiche, aber leibhaftigere Wesen, die ihr mich leset! Wenn es unter euch Leute gibt, die mit meinem Kämpen des Ehestandes gemeinsame Sache machen, so mache ich euch darauf aufmerksam, daß ihr nicht plötzlich und auf einmal unglücklich in eurer Häuslichkeit sein werdet. Zu dieser Ehetemperatur gelangt der Mann nur Grad um Grad und unmerklich. Viele Ehemänner sind sogar ihr ganzes Leben lang unglücklich in ihrer Häuslichkeit gewesen, ohne es zu wissen. Diese häusliche Umwälzung vollzieht sich stets nach bestimmten Regeln; denn die Umwälzungen des Honigmondes sind

ebenso sicher wie die Phasen des Himmelsmondes und gelten für alle Ehen. Haben wir nicht nachgewiesen, daß die moralische Natur ihre Gesetze hat wie die physische?

Deine junge Frau wird niemals — wie wir schon an anderer Stelle ausführten — einen Liebhaber nehmen, ohne ernstliche Betrachtungen anzustellen. Im Augenblick, wo der Honigmond abzunehmen beginnt, hast du in ihr den Sinn für die Wonnen der Liebe nicht sowohl befriedigt, als vielmehr entwickelt; du hast ihr das Buch des Lebens aufgeschlagen, und gerade durch den Prosaismus deiner oberflächlichen Liebe wird ihr erst recht klar, welche Poesie aus dem Einklang der Seele und der Wollust entspringen muß. Wie ein schüchternes Vöglein, das noch durch den Lärm bereits verhallter Schüsse erschreckt ist, streckt sie das Köpfchen aus dem Nest, blickt um sich, sieht die Welt; sie errät die Lösung der Scharade, die du mit ihr aufgeführt hast, und fühlt instinktiv die Leere deiner welken Leidenschaft. Sie errät, daß sie nur noch bei einem Liebhaber das köstliche Gut der freien Willensbestimmung in der Liebe wiedererlangen kann.

Du hast grünes Holz getrocknet, womit ein anderer sein Feuer anzünden wird.

In der Lage, in der ihr beiden euch befindet, gibt es keine Frau, und selbst die allertugendhafteste nicht, die sich nicht einer großen Leidenschaft würdig gefunden und nicht von einer solchen geträumt hätte, und die sich nicht für sehr leicht entzündlich hielte — denn die Eitelkeit veranlaßt uns stets, die Kräfte eines besiegten Feindes höher anzuschlagen.

„Wenn es nur gefährlich wäre, eine anständige Frau zu sein, das möchte noch hingehen!“ sagte eine alte Dame zu mir; „aber es ist langweilig, und ich habe niemals eine tugendhafte Frau getroffen, die nicht daran gedacht hätte, ihren Mann zu übertölpeln.“

Wenn die Dinge so weit gediehen sind — und zwar ehe auch nur irgend ein Liebhaber sich eingefunden hat —, geht eine Frau mit sich zu Rate, und erwägt sozusagen das Für und Wider, ob einen Liebhaber zu nehmen unerlaubt sei oder nicht; sie macht einen harten Kampf durch: es streiten sich in ihr die Pflichten, die Gesetze, die Religion und die geheimen Begierden einer Natur, die nur von dem Zügel gelenkt wird, den sie sich selber angelegt hat. Und nun treten für dich die Dinge in eine ganz neue Ordnung ein; es ist für dich die erste Warnung, die die Natur, diese milde und gute Mutter, allen Geschöpfen gibt, die von irgend einer Gefahr bedroht werden. Die Natur hat dem Minotauros eine Schelle um den Hals gelegt, wie sie der furchtbaren Schlange, die der Schrecken der Reisenden ist, eine Klapper an den Schwanz gebunden hat. Jetzt nämlich macht sich an deiner Frau bemerkbar, was wir die ersten Symptome nennen wollen, und wehe dem, der sie nicht zu bekämpfen gewußt hat!

Wer bei dem Lesen dieser Zeilen sich erinnern sollte, diese Anzeichen früher bereits gesehen zu haben, als sie sich zuerst in seiner Häuslichkeit kundgaben, der kann sofort zum Schluß dieses Werkes übergehen; er wird dort einige Tröstungen finden.

Diese Situation, in der eine Ehe längere oder kürzere Zeit verbleibt, wird den Ausgangspunkt unseres Werkes bilden, wie sie zugleich der Abschluß unserer allgemeinen Bemerkungen ist. Ein verständiger und kluger Mann muß die geheimnisvollen Anzeichen zu erkennen wissen, die unmerklichen Symptome und die unwillkürlichen Enthüllungen, die eine Frau während dieses Stadiums sich entschlüpfen läßt; denn die folgende Betrachtung könnte den Anfängern in der erhabenen Wissenschaft der Ehephilosophie höchstens die allergröbsten Umrisse aufzeichnen.

DIE ERSTEN SYMPTOME

WÄHREND deine Frau sich in der Krisis befindet, von der wir soeben gesprochen haben, wiegst dagegen du dich in einer angenehmen völligen Sicherheit. Du hast so oft die Sonne gesehen, daß du zu glauben beginnst, sie könne recht wohl der ganzen Welt leuchten. Und von jetzt an widmest du nicht mehr den unbedeutendsten Handlungen deiner Frau jene Aufmerksamkeit, zu der dich das erste Feuer des Temperaments antrieb.

Diese Gleichgültigkeit verhindert viele Ehemänner, die Symptome zu bemerken, durch die ihre Frauen ein erstes Gewitter ankünden; und diese Gleichgültigkeit hat mehr Ehemänner minotaurisiert als die Gelegenheit, die Fiaker, die Kanapees und die Absteigequartiere. Dieses Gefühl der Unachtsamkeit gegenüber der Gefahr wird gewissermaßen hervorgerufen und gerechtfertigt durch die anscheinende Ruhe, die dich umgibt. Die Verschwörung, die von unserer Million hungriger Junggesellen gegen dich angesponnen ist, scheint von einem Geiste beseelt zu sein. Obwohl von allen diesen Herrchen keiner den andern kennt — oder die, welche sich kennen, Feinde sind —, hat eine Art Instinkt ihnen das Stichwort gegeben.

Wenn zwei Menschen sich verheiraten, sind für gewöhnlich die Sbirren des Minotauros, jung wie alt, so höflich, die Ehegatten ganz sich selber zu überlassen. Sie sehen in einem Ehemann einen Arbeiter, der die Aufgabe hat, den Diamanten, der von Hand zu Hand gehen soll, um eines Tages in der Runde bewundert zu werden, zu schleifen, zu glätten, zu facettieren und zu fassen. Daher ist denn immer der Anblick eines recht verliebten jungen Ehepaares eine Freude für jene Junggesellen, die man ‚Roués' genannt hat; sie hüten sich wohl, eine Arbeit zu stören, von der die ganze Gesellschaft Nutzen haben wird; sie wissen

auch, daß ein starker Regen nicht lange dauert; und so halten sie sich beiseite, liegen auf der Lauer und erspähen mit unglaublicher Gewandtheit den Augenblick, wo die beiden Gatten des Siebenten Himmels müde zu werden beginnen.

Das Feingefühl, womit die Junggesellen den Augenblick entdecken, wo in einer Ehe die ersten Stürme auftreten, läßt sich nur mit der Gleichgültigkeit vergleichen, der die Ehemänner, für die der Wettermond aufgeht, sich hingegeben haben. Selbst in der Galanterie gibt es einen Augenblick der Reife, den man muß abwarten können. Ein großer Mann weiß mit richtigem Urteil vorauszusehen, was sich aus den Umständen ergeben kann. Diese Zweiundfünfzigjährigen zum Beispiel, die wir als so gefährlich geschildert haben, begreifen vollkommen, daß mancher, der sich einer Frau als Liebhaber angeboten hat und stolz abgewiesen worden ist, drei Monate später mit offenen Armen aufgenommen werden wird.

Im allgemeinen verraten die verheirateten Leute die Kälte ihrer Gefühle mit derselben Naivität, womit sie ihre Liebe zur Schau trugen. Zu jener Zeit, wo du mit deiner Frau Gemahlin die entzückenden Landschaften des Siebenten Himmels durchstreiftest — was je nach den Charakteren, wie aus der vorhergehenden Betrachtung hervorgeht, mehr oder weniger lange dauert —, zu jener Zeit gingt ihr wenig oder gar nicht in Gesellschaft. Ihr wart glücklich in eurer Häuslichkeit, und wenn ihr überhaupt ausgingt, so machtet ihr, wie verliebte Leute tun, eine Lustpartie oder einen Ausflug aufs Land, oder ihr gingt ins Theater und dergleichen. Sobald ihr zusammen oder einzeln wieder in der Gesellschaft erscheint, sobald man euch beide als eifrige Besucher von Bällen, Festen und allen jenen eitlen Vergnügungen sieht, die den Zweck haben, über die Leere des Herzens hinwegzutäuschen — in diesem

Augenblick erraten die Junggesellen, daß deine Frau dorthin geht, um Zerstreuungen zu suchen; also langweilt sie sich in ihrer Ehe, mit ihrem Ehemann.

Da weiß der Junggeselle, daß der halbe Weg bereits zurückgelegt ist. Da steht dir das Schicksal bevor, minotaurisiert zu werden, und deine Frau hat Neigung, inkonsequent zu werden: das heißt, in Wirklichkeit wird sie in ihrem Verhalten sehr konsequent sein, sie wird sich erstaunlich tiefe Gründe dafür zurechtlegen, und du wirst dir keinen Vers darauf machen. Von diesem Augenblick an wird sie dem Anschein nach gegen keine einzige von ihren Pflichten verstoßen; sie wird sich um so sorgfältiger mit den Farben der Tugend zu umkleiden suchen, als sie in Wirklichkeit keine Tugend mehr besitzt. Ach! sagte Crébillon,

> muß man auch noch beerben,
> die man mordet?

Niemals wirst du sie so sorgsam bemüht gesehen haben, dir zu gefallen. Für die geheime Wunde, die sie deinem Eheglück bereits zu versetzen plant, wird sie dich durch kleine Glückseligkeiten zu entschädigen suchen, aus denen du auf die Dauer ihrer Liebe schließest; daher das Sprichwort: „Glücklich wie ein Hahnrei!" Aber was sich begibt, hängt von dem Charakter der Frauen ab: entweder verachten sie ihre Gatten gerade deshalb, weil es ihnen gelingt, sie zu täuschen; oder sie hassen sie, wenn ihre Pläne von ihnen durchkreuzt werden; oder sie verfallen ihnen gegenüber in eine Gleichgültigkeit, die tausendmal schlimmer ist als der Haß.

Wenn die Sachen einmal so weit gediehen sind, ist das erste Erkennungszeichen an der Frau ein sehr häufiger Wechsel ihrer Stimmungen. Sie möchte sich selber entfliehen, kann es in ihrem Heim nicht aushalten; aber es ist dabei noch nicht jene Leidenschaftlichkeit von Ehe-

gatten, die völlig unglücklich sind. Sie verwendet große Sorgfalt auf ihre Kleidung und sagt dabei, sie tue es dir zu Gefallen, um bei Festen und Belustigungen alle Blicke auf sich zu ziehen.

Ist sie wieder in der Langeweile ihrer Penaten, so siehst du sie manchmal traurig und nachdenklich, dann wieder lachend und fröhlich, wie wenn sie sich betäuben wollte; oder sie macht ein ernstes Gesicht wie ein Deutscher, der ins Gefecht zieht. Derartige häufige Stimmungsumschläge sind stets Anzeichen der von uns beschriebenen gefährlichen Periode des Schwankens.

Manche Frauen lesen Romane und ergötzen sich an den geschickten, stets abwechselnden Schilderungen einer Liebe, die mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, aber zuletzt doch triumphiert. Oder sie betreiben das Romanlesen, um sich in Gedanken an die Gefahren einer Liebesintrige zu gewöhnen.

Deine Frau wird davon sprechen, daß sie die höchste Achtung für dich hege. Sie wird sagen, sie liebe dich, wie man einen Bruder liebt; diese vernünftige Freundschaft sei die einzig wahre, die einzig dauerhafte, und der ganze Zweck der Ehe sei, solche Freundschaft zwischen den beiden Gatten herzustellen.

Sie wird sehr geschickt darauf aufmerksam machen, daß sie bis dahin nur Pflichten zu erfüllen hatte, und daß sie Anspruch darauf machen kann, auch Rechte auszuüben.

Sie prüft mit einer Kälte, die du allein genauer ermessen kannst, alle Einzelheiten des Eheglücks. Dieses Glück hat ihr vielleicht niemals besonders gefallen; übrigens bleibt es ja für sie stets da; sie kennt es, sie hat es in seine Einzelheiten zerlegt — und wie viele kleine, aber nichtsdestoweniger furchtbare Beweise bringen von jetzt an einen klugen Ehemann zu der Überzeugung, daß dieses zartbesaitete Wesen sich mit Beweis- und Vernunftgründen

abgibt, anstatt sich vom Sturme seiner Leidenschaft fortreißen zu lassen!

LIX. Je mehr Urteil, desto weniger Liebe.

Nun hörst du von ihr jene Scherze, über die du zuerst lachst, jene Betrachtungen, die dich durch ihre Tiefe überraschen; nun bemerkst du jene plötzlichen Stimmungsumschläge, jene Launen eines hin und her schwankenden Geistes. Zuweilen wird sie plötzlich außerordentlich zärtlich, wie wenn sie ihre Gedanken und ihre Pläne bereute; zuweilen ist sie verdrießlich und unentzifferbar — mit einem Wort, es gilt jener Satz: ‚Varium et mutabile femina', den wir bis dahin dummerweise aus der natürlichen Anlage der Frau erklärt hatten. Diderot ist in seinem Wunsche, diese beinahe den Schwankungen der Witterung entsprechenden Stimmungen der Frau zu erklären, so weit gegangen, sie von etwas abzuleiten, was er ‚das wilde Tier' nennt. Aber man wird diese häufigen Widersprüche niemals bei einer glücklichen Frau beobachten.

Diese Symptome, die so leicht sind wie Gaze, gleichen jenen Wolken, die kaum auf dem Azurblau des Himmels zu bemerken sind und die man Gewitterblumen nennt. Bald aber nehmen die Farben kräftigere Tönungen an.

Es gibt Frauen, denen ihre Mütter, die aus Berechnung, aus Pflicht, aus Gefühl oder aus Heuchelei tugendhaft waren, feste Grundsätze eingeflößt haben. Wenn diese sich so ernstem Denken hingeben, das nach Madame de Staëls Ausdruck das Leben poetischer machen möchte, so halten sie zuweilen die verzehrenden Ideen, von denen sie bestürmt werden, für Einflüsterungen des Teufels; und dann sieht man sie regelmäßig in die Messe, zur Predigt, ja sogar in die Vesper laufen. Diese falsche Frömmigkeit beginnt mit hübschen und kostbar gebundenen Gebet-

büchern, mit deren Hilfe diese lieben Sünderinnen sich vergeblich bemühen, die Pflichten zu erfüllen, die von der Religion auferlegt sind, aber um der ehelichen Freuden willen von ihnen im Stich gelassen wurden.

Hier wollen wir einen Grundsatz aufstellen. Grabe ihn mit feurigen Buchstaben in dein Gedächtnis ein!

Wenn eine junge Frau plötzlich wieder zu ihren religiösen Übungen zurückkehrt, die sie bereits aufgegeben hatte, so birgt sich in dieser neuen Lebensweise stets etwas, was für das Glück des Ehemanns von hoher Bedeutung ist. Auf hundert Frauen kommen wenigstens neunundsiebzig, bei denen diese Rückkehr zu Gott beweist, daß sie inkonsequent gewesen sind oder bald inkonsequent sein werden.

Aber ein noch klareres, noch entscheidenderes Symptom, das jeder Ehemann erkennen wird, wenn er nicht ein Dummkopf ist, ist folgendes:

Zu jener Zeit, da ihr beide in den trügerischen Wonnen des Honigmondes schwammet, tat dir deine Frau beständig deinen Willen, weil sie dich liebte. Glücklich, dir einen guten Willen zeigen zu können, den ihr alle beide für Liebe hieltet, hätte sie sich gefreut, wenn du ihr befohlen hättest, in der Dachrinne zu gehen, und sofort würde sie, behende wie ein Eichhörnchen, über die Dächer gelaufen sein. Mit einem Wort, sie fand ein unaussprechliches Vergnügen darin, dir jenes ‚Ich' zu opfern, das aus ihr ein von dir verschiedenes Wesen machte. Sie war eins geworden mit deiner Natur und hatte damit jenem Verlangen des Herzens gehorcht: Una caro.

Alle diese schönen Vorsätze sind unmerklich verblaßt. Es hat sie verletzt, ihren Willen zunichte gemacht zu sehen, und jetzt wird deine Frau versuchen, die Herrschaft über ihren eigenen Willen wiederzuerlangen, und zwar mittels eines Systems, das sie allmählich, aber mit einer von Tag zu Tag wachsenden Energie entwickelt.

Dieses System nennt sich: ‚Die Würde der verheirateten Frau.' Die erste Wirkung dieses Systems besteht darin, daß es in eure Liebesfreuden eine gewisse Zurückhaltung und Lauheit hineinbringt, die nur du allein bemerken kannst.

Je nach dem höheren oder niedrigeren Grad deiner sinnlichen Leidenschaft hast du vielleicht während des Honigmondes ahnend eine von jenen zweiundzwanzig Wollüsten erraten, die einstmals in Griechenland zweiundzwanzig Arten von Kurtisanen schufen, die sich als Spezialistinnen mit der Pflege dieser zarten Zweige einer und derselben Kunst beschäftigten. Unwissend und unbefangen, neugierig und hoffnungsvoll, wird deine junge Frau ebenfalls einige Fortschritte in dieser ebenso seltenen wie unbekannten Wissenschaft gemacht haben, die wir dem künftigen Verfasser der ‚Physiologie des Genusses' ganz besonders anempfehlen.

Es kommt ein Wintermorgen, und gleich den Schwärmen jener Vögel, die die Kälte des Westens fürchten, entfliehen plötzlich, mit demselben Flügelschlag: die Fellatrix, erfinderisch in Koketterien, die die Begierde täuschen, um ihre heißen Sturmangriffe zu verlängern; die Traktatrix, aus dem duftenden Orient stammend, wo man die Wonnen ehrt, die in süße Träume wiegen; die Subagitatrix, eine Tochter von Großgriechenland; die Genferin, mit ihren sanften, kitzelnden Wollüsten; die Korintherin, die im Notfall sie alle ersetzen könnte; dann endlich die schäkernde Phicidierin mit den neckisch knabbernden Zähnen, deren Schmelz gleichsam mit Verstand begabt ist. Eine einzige ist dir vielleicht noch geblieben; aber eines Abends breitet auch die glänzende und stürmische Propetis ihre weißen Flügel aus, entflieht mit gesenkter Stirn und zeigt dir, wie auf dem Rembrandtschen Gemälde der Engel, der den Augen Abrahams entschwindet, zum letztenmal die entzückenden Schätze, von denen sie selber nichts weiß und

die nur du allein mit trunkenem Auge betrachten, mit liebkosender Hand streicheln durftest.

So sind dir alle diese verschiedenen Abstufungen der Lust, alle diese Phantasien der Seele, alle diese Liebespfeile geraubt; du siehst dich auf die gewöhnlichste aller Arten von Liebe angewiesen, auf jene primitive und unschuldige Art, die eheliche Pflicht zu erfüllen, jene friedfertige Huldigung, die der naive Adam unserer gemeinsamen Mutter erwies und die ohne Zweifel die Schlange auf die Idee brachte, sie etwas klüger zu machen. Aber ein so vollständiges Symptom kommt nicht häufig vor. Die meisten Ehepaare sind zu gute Christen, um die Bräuche des heidnischen Griechenlands zu pflegen. Daher haben wir es zu den letzten Symptomen gerechnet, wenn in dem friedlichen Ehebett jene schamlosen Wollüste auftreten, die meistenteils Töchter einer unerlaubten Leidenschaft sind. Gebührenden Ortes und zu rechter Zeit werden wir dieses Anzeichen aus höheren Regionen ausführlicher behandeln. Im vorliegenden Falle ist es vielleicht nur auf eine Gleichgültigkeit oder gar auf einen körperlichen Widerwillen zurückzuführen; hierüber bist du selber allein imstande, zu urteilen.

Während sie so durch ihre Würde den Zwecken der Ehe einen edlern Anstrich gibt, behauptet deine Frau zugleich, sie müsse ihre Meinung haben und du die deinige. „Wenn eine Frau sich verheiratet," wird sie sagen, „tut sie damit nicht das Gelübde, auf den Gebrauch ihrer Vernunft zu verzichten. Sind denn die Frauen wirklich Sklavinnen? Die menschlichen Satzungen haben den Leib in Ketten und Bande legen können, aber den Glauben... ah! der steht zu nahe bei Gott, als daß die Tyrannen ihre Hände danach ausstrecken könnten."

Diese Ideen entspringen notwendigerweise entweder daraus, daß du sie zu frei erzogen hast, oder daraus, daß

du ihr erlaubt hast, gewisse Betrachtungen anzustellen. Ein ganzer Abschnitt unseres Buches ist der ‚Erziehung in der Ehe' gewidmet worden.

Dann beginnt deine Frau zu sagen: „Mein Zimmer, mein Bett, meine Wohnung." Auf viele von deinen Fragen wird sie antworten: „Aber, mein lieber Freund, das ist ja nicht deine Sache!" oder: „Die Männer haben ihren Teil bei der Leitung eines Hauswesens, und die Frauen haben auch ihren." Oder sie wird sich über die Männer lustig machen, die sich in die Hauswirtschaft einmischen, und wird behaupten, von gewissen Dingen verständen die Männer nichts.

Die Zahl der Dinge, von denen du nichts verstehst, wird alle Tage größer werden.

Eines schönen Morgens wirst du in eurer kleinen Kirche, wo ihr bisher nur vor einem einzigen Altar eure Andacht verrichtet hattet, zwei Altäre sehen. Der Altar deiner Frau wird nunmehr von dem deinigen unterschieden sein, und diese Unterscheidung wird sich immer auffälliger bemerkbar machen, und zwar stets auf Grund des Prinzips von der Würde der Frau.

Alsdann werden die folgenden Ideen kommen, die man dir, ohne daß du es merkst, mittels einer wenig bekannten, aber schon sehr alten ‚lebendigen Kraft' einflößen wird. Die Dampfkraft, die Benutzung der Kraft der Pferde, der Menschen oder des Wassers sind gute Erfindungen; aber die Natur hat die Frau mit einer moralischen Kraft ausgerüstet, mit der die vorhin genannten Kräfte sich nicht vergleichen lassen: wir wollen sie ‚die Kraft der Klapper' nennen. Die Wirkung dieser Kraft beruht auf beständiger Erzeugung eines und desselben Tones, auf einer so genauen Wiederholung derselben Worte, auf einem so vollkommenen Kreislauf derselben Gedanken, daß du infolge des beständigen Anhörens so weit kommst, ihre Richtigkeit anzu-

erkennen, um nur des weiteren Redens überhoben zu sein. So wird zum Beispiel die unwiderstehliche Kraft der Klapper dir beweisen:

du seist recht glücklich, eine so ausgezeichnete Frau zu haben;

man habe dir zu viel Ehre erwiesen, indem man dich geheiratet;

der Scharfblick der Frau sehe oft richtiger als das Auge des Mannes;

du müssest bei allen Angelegenheiten deine Frau um ihren Rat fragen und fast immer demselben folgen;

du müßtest die Mutter deiner Kinder ‚respektieren', sie ehren, Vertrauen zu ihr haben;

um nicht getäuscht zu werden, sei es das beste Mittel, sich auf das Zartgefühl einer Frau zu verlassen, weil es einem Mann unmöglich sei, seine Frau daran zu hindern, ihn zu minotaurisieren (dieser Grundsatz entspringt aus gewissen alten Ideen, die leider infolge unserer eigenen Schwachheit sich eingewurzelt haben);

die in gesetzlicher Ehe ihm verbundene Frau sei die beste Freundin eines Mannes;

eine Frau sei Herrin in ihrem Hause und Königin in ihrem Salon, usw. usw.

Wer diesen Versuchen, der Würde der Frau die Oberhand über die Kraft des Mannes zu verschaffen, einen festen Widerstand entgegensetzen will, gehört zur Klasse der Prädestinierten.

Zuerst entstehen Streitigkeiten, durch die in den Augen seiner Frau der Mann den Anschein eines Tyrannen erhält. Die Tyrannei eines Ehemannes ist stets eine gefährliche Entschuldigung für die Inkonsequenz einer Frau. Ferner wissen sie bei diesen leichten Streitigkeiten ihren und unsern Familien, aller Welt und uns selber zu beweisen, daß wir unrecht haben. Wenn du um des lieben Friedens

willen oder aus Liebe die vorgeblichen Rechte deiner Frau anerkennst, überläßt du ihr damit einen Vorteil, den sie sich für ewige Zeiten zunutze machen wird. Ein Mann darf, wie eine Regierung, niemals einen Fehler eingestehen. Sofort wäre deine Herrschaft durch das geheime System der Frauenwürde überflügelt; sofort wäre alles verloren; von diesem Augenblick an würdest du ihr ein Zugeständnis nach dem andern machen, bis sie dich aus ‚ihrem' Bett verjagte.

Da die Frau schlau, geistreich, boshaft ist und Zeit genug hat, sich eine Ironie auszudenken, so würde sie dich lächerlich machen, sobald eure Meinungen aufeinanderplatzten. Der Tag, wo sie dich lächerlich gemacht hat, wird das Ende deines Glückes sein. Mit deiner Herrschaft wird es aus sein. Eine Frau, die über ihren Gatten gelacht hat, kann ihn nicht mehr lieben. Der Mann muß für die liebende Frau ein Wesen voller Kraft und Größe sein, muß ihr immer imponieren. Eine Familie kann nicht ohne Despotismus existieren. Merkt euch das, ihr Völker!

Daher bildet denn auch die schwere Kunst des Benehmens, das ein Mann gegenüber so wichtigen Ereignissen beobachten muß und das wir als die hohe Politik der Ehe bezeichnen können, den Gegenstand des zweiten und dritten Teils unseres Buches. Aus diesem Brevier des ehelichen Machiavellismus wirst du lernen vor diesem leichten Geiste, vor dieser Seele, die nach Napoleons Ausdruck duftig ist wie zarte Spitzen, größer zu erscheinen. Du wirst daraus erfahren, wie ein Mann eine stählerne Seele aufweisen kann, wie er auf diesen häuslichen kleinen Krieg sich einlassen kann, und daß er niemals ihrem Willen nachgeben darf, ohne sein Glück in Gefahr zu bringen. Denn wenn du deiner Herrschaft entsagtest, würde deine Frau dich schon deshalb mißachten, weil sie dich kraftlos fände; du wärest für sie kein ‚Mann' mehr.

Aber wir sind noch nicht so weit, die Theorien und Grundsätze zu entwickeln, durch die ein Ehemann elegante Manieren mit scharfem Vorgehen vereinigen kann; für den Augenblick lassen wir uns daran genügen, ihre Bedeutung für die Zukunft zu ahnen, und fahren fort:

In dieser verhängnisvollen Epoche wirst du sehen, wie sie geschickt das Recht verficht, allein auszugehen.

Eben noch warst du ihr Gott, ihr Idol. Der Gemütszustand, bei dem sie jetzt angelangt ist, entspricht dem Stadium der Frömmigkeit, in dem man die Löcher in den Kleidern der Heiligen bemerkt.

„O mein Gott, lieber Freund," sagte Frau de la Vallière zu ihrem Mann, „wie unschön tragen Sie Ihren Degen! Herr de Richelieu hat so eine gewisse Art, seinen Degen gerade an der Spitze zu halten; so sollten Sie es auch machen: es ist viel geschmackvoller."

„Meine Liebe, man kann mir nicht auf geistreichere Art sagen, daß wir schon seit fünf Monaten verheiratet sind." Diese Antwort des Herzogs wurde zur Zeit Ludwigs des Fünfzehnten sehr glücklich gefunden.

Sie wird deinen Charakter studieren, um Waffen gegen dich zu finden. Dieses Studium, das mit der Liebe unverträglich ist, wird sich darin kundgeben, daß sie dir tausend kleine Schlingen legen wird, um sich von dir anfahren und ausschelten zu lassen; denn wenn eine Frau keine Entschuldigungen hat, um ihren Mann zu minotaurisieren, sucht sie welche zu schaffen.

Vielleicht wird sie sich zu Tische setzen, ohne auf dich zu warten.

Wenn sie mit dir im Wagen durch eine Stadt fährt, wird sie dich auf gewisse Gegenstände aufmerksam machen, die du nicht bemerkt hattest; sie wird unbekümmert in deiner Gegenwart singen; sie wird dir das Wort abschneiden, wird dir zuweilen nicht antworten und wird dir auf zwanzig

verschiedene Arten dartun, daß sie an deiner Seite über all ihre Geisteskräfte und über ihre gesunde Vernunft verfügt.

Sie wird versuchen, in der Leitung der Hausangelegenheiten deinen Einfluß völlig null und nichtig zu machen und alleinige Herrin deines Vermögens zu werden. Zunächst wird dieser Kampf für ihre beschäftigungslose oder zu sehr in Anspruch genommene Seele eine Zerstreuung sein; später wird sie in deinem Widerstand einen neuen Anlaß finden, sich über dich lustig zu machen. An den durch die Gewohnheit geheiligten Ausdrücken wird es ihr nicht fehlen, und in Frankreich geben wir ja so schnell dem ironischen Lächeln eines andern nach!

Von Zeit zu Zeit werden Migränen und Nervenzufälle auftreten; aber diese Symptome werden uns Anlaß zu einer ganzen Betrachtung für sich geben.

In Gesellschaft wird sie von dir sprechen, ohne zu erröten, und wird dich mit zuversichtlicher Miene ansehen.

Sie wird beginnen, alles zu tadeln, was du nur tust, weil es mit ihren Ideen oder geheimen Absichten in Widerspruch stehen wird.

Sie kümmert sich nicht mehr um das, was dich angeht; ja sie weiß nicht einmal, ob du auch alles hast, was du brauchst. Sie wird nicht mehr alles, was sie sieht, auf dich beziehen und mit dir vergleichen.

In Nachahmung eines Brauches Ludwigs des Vierzehnten, der seinen Mätressen Orangeblütensträuße brachte, die der Oberhofgärtner von Versailles ihm jeden Morgen auf seinen Tisch legte, schenkte Herr de Vivonne seiner Frau während der ersten Zeit ihrer Ehe fast alle Tage seltene und kostbare Blumen. Eines Abends fand er den Strauß auf einem Tischchen liegen, statt daß er, wie gewöhnlich, in ein Gefäß mit Wasser gestellt war. „Oho!“ sagte er, „wenn ich kein Hahnrei bin, werde ich bald einer werden.“

Du bist acht Tage auf der Reise und bekommst keinen Brief, oder bekommst einen mit drei leeren Seiten. Symptom.

Du kommst auf einem kostbaren Pferde, auf das du große Stücke hältst; zwischen zwei Küssen beunruhigt deine Frau sich um das Pferd und dessen Hafer. Symptom.

Zu diesen Zügen kannst du jetzt andere selbst hinzufügen. Wir wollen in diesem Buch versuchen, stets al fresco zu malen; die Miniaturen überlassen wir dir. Je nach den Charakteren sind diese Anzeichen unendlich mannigfaltig; sie verbergen sich in jedem Ereignis des Alltagslebens. Der eine entdeckt ein Symptom in der Art, wie seine Frau einen Schal umlegt, während bei einem andern die Seele selbst erst einen Denkzettel erhalten muß, damit er die Gleichgültigkeit seiner Gesponsin ahnt.

An einem schönen Frühjahrsmorgen, am Tage nach einem Ball oder am Vorabend einer Landpartie tritt diese Lage in ihr letztes Stadium ein. Deine Frau langweilt sich, und das erlaubte Glück hat keinen Reiz mehr für sie. Ihre Sinnlichkeit, ihre Einbildungskraft, vielleicht auch nur eine Laune ihrer Natur verlangen einen Liebhaber. Indessen wagt sie noch nicht, sich in eine Intrige einzulassen, deren Folgen ohne Einzelheiten sie erschrecken. Du bist immerhin noch da; du fällst noch in die Wagschale, wenngleich mit einem recht geringen Gewicht. Andrerseits erscheint der Liebhaber mit aller Anmut der Neuheit, mit allen Reizen des Geheimnisses umkleidet. Schon früher hat sich im Herzen deiner Frau ein Kampf erhoben; jetzt steht sie dem Feinde selbst gegenüber: der Kampf ist Wirklichkeit geworden und ist gefährlicher denn je. Je größer die Gefahren und Wagnisse sind, desto mehr brennt sie bald darauf, sich in diesen wonnevollen Abgrund von Befürchtungen, Genüssen, Ängsten und Wollüsten zu stürzen. Ihre Einbildungskraft entzündet sich und sprüht Funken.

Ihr künftiges Leben erhält in ihren Augen romantische und geheimnisvolle Farben. Ihre Seele findet, in dieser für die Frauen so ernsten Erörterung habe ihr Dasein bereits Spannkraft gewonnen. Alles bewegt sich und regt sich in ihr. Sie lebt dreimal mehr als zuvor und beurteilt die Zukunft nach der Gegenwart. Das geringe Maß sinnlicher Freuden, das du ihr zugeteilt hast, spricht auch noch gegen dich; denn sie erregt ihre Phantasie nicht so sehr an den Freuden, deren sie genossen hat, als an denen, deren sie genießen wird; ihre Einbildung stellt ihr vor, daß sie bei diesem Liebhaber, den die Gesetze ihr verbieten, ein viel lebhafteres Glück finden werde als bei dir. Endlich findet sie Genüsse in ihren Ängsten und Ängste in ihren Genüssen: sie liebt diese stets drohende Gefahr, dieses Damoklesschwert, das du selber über ihrem Haupte aufgehängt hast; sie zieht die rasenden Todeszuckungen einer Leidenschaft jenem albernen Eheverhältnis vor, das ärger ist als der Tod, jener Gleichgültigkeit, die weniger ein Gefühl, als vielmehr die Abwesenheit jeden Gefühls ist.

Ihr, die ihr vielleicht im Finanzministerium Händedrücke auszuteilen oder Bankrechnungen aufzustellen oder Börsenabschlüsse zu machen oder Reden in der Abgeordnetenkammer zu halten habt; und du, junger Mann, der du mit so vielen andern in unserer ersten Betrachtung in heiligem Eifer den Schwur tatest, dein Glück zu verteidigen, indem du deine Frau verteidigtest — was könnt ihr diesen für sie so natürlichen Begierden entgegensetzen? Für diese feurigen Geschöpfe ist ja Leben gleichbedeutend mit Fühlen; sobald sie nichts mehr empfinden, sind sie tot. Das Gesetz, auf Grund dessen ihr vorgeht, ruft ja gerade in ihr diesen unwillkürlichen Minotaurismus hervor. „Es ist", sagte d'Alembert, „eine Folge der Gesetze der Bewegung!" Nun, wo sind denn eure Verteidigungsgründe? Wo?

Ach! wenn auch deine Frau noch nicht wirklich den Apfel der Schlange geküßt haben sollte — die Schlange ist schon bei ihr; du schläfst, wir wecken dich auf, und unser Buch beginnt.

Wir wollen nicht weiter untersuchen, wie viele von den fünfhunderttausend Ehemännern, die dies Buch angeht, zur Klasse der Prädestinierten gehören, wie viele sich übel verheiratet haben, wie viele es bei ihren Frauen verkehrt angefangen haben; wir wollen uns nicht darum bekümmern, ob es in dieser zahlreichen Schar wenige oder etliche gibt, die den Anforderungen genügen, um gegen die drohende Gefahr kämpfen zu können — denn im zweiten und dritten Teil dieses Werkes werden wir die Mittel besprechen, durch die der Minotauros zu bekämpfen und die Tugend der Frauen unversehrt zu erhalten ist. Aber wenn das Schicksal, der Teufel, das Zölibat, die Gelegenheit dein Unglück wollen — dann wirst du dich vielleicht trösten, indem du den Faden erkennst, der sich durch alle diese Intrigen hindurchzieht, indem du den Schlachten beiwohnst, die in allen Ehen geliefert werden. Viele Leute haben einen so glücklichen Charakter, daß man ihnen nur das Wo zu zeigen, das Warum und Wie zu erklären braucht: sie kratzen sich den Kopf, reiben sich die Hände, stampfen mit dem Fuß — und sind zufrieden.

NACHWORT

WIE wir's versprochen hatten, hat dieser erste Teil die allgemeinen Ursachen dargelegt, durch die alle Ehen in die von uns beschriebene Krisis geraten; indem wir diese Vorbemerkungen über die Angelegenheiten der Ehe niederschrieben, haben wir zugleich angezeigt, wie man dem Unglück entgehen kann, indem wir nachwiesen, durch welche Fehler es erzeugt wird.

Aber diese ersten Betrachtungen würden doch wohl unvollständig sein, wenn wir bei einer Frage, die tief in das Leben fast aller Menschen eingreift, uns damit begnügten, nur über die Inkonsequenz unserer Ideen, unserer Sitten und unserer Gesetze einiges Licht zu verbreiten, und nicht auch versuchten, in einem kurzen Schlußwort die politischen Ursachen dieser gesellschaftlichen Krankheit festzustellen. Nachdem wir die geheimen Schäden der Einrichtung der Ehe aufgedeckt haben, ist es wohl eine philosophische Aufgabe, zu untersuchen, warum und wie unsere Sitten sie schadhaft gemacht haben.

Das System von Gesetzen und Sitten, das heutigentags in Frankreich für die Frauen und die Ehe in Geltung ist, ist die Frucht veralteter Anschauungen und Überlieferungen, die nicht mehr mit den durch die große Revolution von 1789 entwickelten ewigen Grundsätzen der Vernunft und Gerechtigkeit in Einklang stehen.

Drei große Umwälzungen haben Frankreich erschüttert: die Eroberung durch die Römer, der Sieg des Christentums und der Einbruch der Franken. Jedes dieser drei Ereignisse hat tiefe Spuren in dem Boden des Landes, in den Gesetzen, in den Sitten und dem Geist der Nation hinterlassen.

Griechenland, das mit einem Fuß in Europa und mit dem andern in Asien steht, wurde in seinen Ehegebräuchen durch sein die Leidenschaften entflammendes Klima beeinflußt; es empfing sie aus dem Morgenlande, wohin seine Philosophen, seine Gesetzgeber und seine Dichter wanderten, um die verschleierten Altertümer Ägyptens und Chaldäas zu erforschen. Die vollkommene Absperrung der Frauen, die unter der brennenden Sonne Asiens eine Notwendigkeit war, herrschte auch in den Gesetzen Griechenlands und Ioniens. Auch hier war das Weib auf das marmorne Frauengemach beschränkt. Da das Vaterland nur eine Stadt, ein Gebiet von geringer Ausdehnung umfaßte,

so konnten die Kurtisanen, die durch so viele Bande in Zusammenhang mit den Künsten und mit der Religion standen, den ersten Leidenschaften einer nicht gerade zahlreichen Jugend genügen, deren Kräfte zudem durch die anstrengenden Übungen einer zur Kriegskunst jener Heldenzeiten gehörenden Gymnastik in Anspruch genommen wurden.

Im Beginn seiner Herrscherlaufbahn hatte Rom sich in Griechenland die Grundsätze einer Gesetzgebung geholt, die auch den Anforderungen des italischen Himmels entsprechen konnten. Es drückte auf die Stirn der verheirateten Frau das Siegel einer vollkommenen Dienstbarkeit. Der Senat begriff, wie wichtig in einer Republik die Tugend ist, und es gelang ihm, strenge Sitten aufrechtzuerhalten, indem die väterliche und eheherrliche Gewalt die ausgedehntesten Befugnisse erhielten. In allem bekundete sich die Abhängigkeit der Frau. Die morgenländische Abgeschlossenheit wurde eine Pflicht, ein sittliches Gebot, eine Tugend. Darum wurden der Göttin der Scham Tempel errichtet, wurden der Heiligkeit der Ehe Tempel geweiht; aus dieser Denkungsart stammt das Amt der Zensoren, die Einrichtung der Mitgift, die Luxusgesetze, die Ehrfurcht vor den Matronen und der ganze Aufbau des römischen Rechts. Daher waren drei versuchte oder verübte Vergewaltigungen die Anlässe zu drei Revolutionen; daher war das erste Auftreten von Frauen auf dem politischen Schauplatz ein großes Ereignis, das durch feierliche Erlasse festgelegt wurde! Diese erlauchten Römerinnen, die dazu verdammt waren, nur Gattinnen und Mütter zu sein, verbrachten ihr Leben in Zurückgezogenheit; ihre Beschäftigung bestand darin, der Welt Herrscher zu erziehen. Rom hatte keine Kurtisanen, weil seine Jugend von beständigen Kriegen in Anspruch genommen war. Freilich lösten sich später alle Bande frommer Zucht, aber dies

geschah unter der despotischen Herrschaft der Kaiser; übrigens waren selbst damals die auf den alten Sitten beruhenden Vorurteile so lebhaft geblieben, daß Rom niemals Frauen auf einer Bühne sah. Diese Tatsachen sind nicht ohne Bedeutung für unsern schnellen Überblick über die Geschichte der Ehe in Frankreich.

Nach der Eroberung Galliens zwangen die Römer den Besiegten ihre Gesetze auf; aber diese waren nicht imstande, unserer Vorfahren tiefe Ehrfurcht vor den Frauen und den alten Glauben zu zerstören, der in ihnen unmittelbare Organe der Gottheit sah. Indessen herrschten zuletzt die römischen Gesetze doch ausschließlich nach Verdrängung aller andern in Gallia togata, und seine für die Ehe geltenden Grundsätze drangen mehr oder minder auch in die andern Landstriche ein, in denen das Gewohnheitsrecht in Kraft geblieben war.

Aber während noch dieser Kampf der Gesetze gegen die Sitten dauerte, drangen die Franken als Eroberer in Gallien ein, dem sie den süßen Namen Frankreich gaben. Diese Krieger des Nordens brachten nach Gallien die Galanterie, die ihrer abendländischen Heimat entsprossen war, wo die beiden Geschlechter untereinander leben, wo unter einem rauhen Klima weder Vielweiberei noch die eifersüchtigen Vorsichtsmaßregeln des Morgenlandes vonnöten sind. Im Gegenteil, bei ihnen erwärmten diese fast göttlich verehrten Geschöpfe das häusliche Leben durch die innige Beredsamkeit ihrer Gefühle. Die schlummernden Sinne verlangten diese Mannigfaltigkeit kräftiger und zarter Mittel, diese Verschiedenheit des Tuns, diese Erregung des Denkens, diese von der Koketterie geschaffenen schimärischen Gedanken — Systeme, deren Grundsätze wir zum Teil in diesem ersten Abschnitt unseres Buches ausführlich behandelt haben und die für das gemäßigte Klima Frankreichs geradezu wunderbar passen.

Dem Morgenlande also die Leidenschaft und ihre Raserei, die langen braunen Haare und die Harems, die liebeglühenden Gottheiten, der Pomp, die Poesie und die Denkmäler! Dem Abendlande die Freiheit der Frauen, ihre majestätischen blonden Locken, die Galanterie, die Feen, die Zauberinnen, die tiefen Erregungen der Seele, die lieblichen Rührungen der Melancholie und die langdauernde Liebe!

Diese beiden Systeme, die von den entgegengesetzten Enden der Welt ausgezogen waren, trafen in Frankreich zum Entscheidungskampf zusammen: in Frankreich, wo ein Teil des Landes, die Langue d'oc, an dem Glauben des Morgenlandes Gefallen finden konnte, während der andere, die Langue d'oil, das Vaterland jener Überlieferungen war, die der Frau eine Zaubermacht zuschreiben. In der Langue d'oil verlangt die Liebe Geheimnisse; in der Langue d'oc ist Sehen gleichbedeutend mit Lieben.

Als dieser Kampf auf seinem Höhepunkt stand, triumphierte in Frankreich das Christentum; und es wurde von Frauen gepredigt, und es brachte als Gottheit eine Frau, die in den Wäldern der Bretagne, der Vendée und der Ardennen unter dem Namen ‚Unsere liebe Frau' den Platz mehr als eines Götzenbildes in alten hohlen Druideneichen einnahm. Wenn die Religion Christi, der vor allem andern ein sittliches und politisches Gesetzbuch ist, allen Wesen eine Seele gab, wenn sie den Satz aufstellte, daß vor Gott alle Menschen gleich seien, und wenn sie durch diese Grundsätze die ritterlichen Anschauungen des Nordens kräftigte, so wurde dieser Vorteil dadurch wieder völlig aufgehoben, daß der Papst die Stadt Rom als Erbschaft übernahm und dort seinen beständigen Wohnsitz aufschlug, daß die lateinische Sprache als Weltsprache das ganze mittelalterliche Europa beherrschte, und daß die Mönche, die Schreiber und die

Rechtsgelehrten ein Interesse daran hatten, den bei der Plünderung von Amalfi von einem Soldaten gefundenen Gesetzbüchern zum Triumph zu verhelfen.

Die beiden Grundsätze, der Dienstbarkeit der Frau und ihrer Herrschaft, blieben also nebeneinander bestehen, indem sie beide neue Schutz- und Trutzwaffen erhielten.

Das salische Gesetz, das auf einem Rechtsirrtum beruht, brachte die bürgerliche und politische Dienstbarkeit der Frau allgemein zur Geltung, konnte jedoch nicht die Macht zerstören, die den Frauen von den Sitten verliehen wurde, denn die in Europa aufflammende Begeisterung für das Ritterwesen kämpfte auf seiten der Sitten gegen die Gesetze.

Auf diese Weise bildete sich das seltsame Schauspiel, das seitdem unser Nationalcharakter und unsere Gesetzgebung darbieten; denn seit jenen Zeiten, die vom Standpunkt philosophischer Geschichtsbetrachtung den Vorabend der Revolution zu bilden scheinen, ist Frankreich von so vielen innern Erschütterungen heimgesucht worden: das Lehnswesen, die Kreuzzüge, die Reformation, der Kampf zwischen Königtum und Adel, der Despotismus und die Priesterherrschaft haben es mit so engen Banden umschnürt, daß die Frau das Opfer der sonderbaren Widersprüche wurde und blieb, die sich aus den drei Hauptereignissen unserer Geschichte entwickelten. Konnte man sich mit der Frau, mit ihrer Erziehung zu einem Gliede des Staatswesens und mit der Ehe beschäftigen, während die Ausartung des Lehnswesens den Bestand des Thrones in Frage stellte, während die Reformation Thron wie Adel bedrohte, während zwischen Priesterherrschaft und Staatsherrschaft das Volk vergessen wurde? Nach einem Ausspruch der Frau Necker hatten die Frauen während dieser großen Ereignisse die Aufgabe jener Flaumfedern zu übernehmen, mit denen man Porzellangefäße ausfüllt: sie

wiegen scheinbar nichts, und doch würde ohne sie alles in Stücke gehen.

Während jener Zeiten bot die verheiratete Frau in Frankreich das Schauspiel einer in Dienstbarkeit schmachtenden Königin, einer Sklavin, die zugleich frei und gefangen ist; die Widersprüche, die sich aus dem Kampfe der beiden Prinzipien ergaben, kamen in der gesellschaftlichen Ordnung zum Ausbruch und bekundeten sich durch Tausende von Absonderlichkeiten. Da die physische Beschaffenheit der Frau damals wenig bekannt war, so wurde aus dem Krankhaften in ihr ein Wunder, eine Hexenkunst oder eine abscheulichste Verruchtheit gemacht. Und während diese Geschöpfe von den Gesetzen wie Verschwender behandelt und unter Vormundschaft gestellt wurden, wurden sie von den Sitten vergöttert. Gleich den Freigelassenen der römischen Kaiser verfügten sie über Kronen, entschieden Schlachten, verteilten Geld und Gut, veranlaßten Staatsstreiche, Verbrechen, Heldentaten der Tugend durch ein bloßes Blinzeln ihrer Augen — und dabei besaßen sie nichts, denn sie besaßen nicht einmal sich selber. Sie waren ebenso glücklich wie unglücklich und ebenso unglücklich wie glücklich. Bewaffnet mit ihrer Schwäche, stark durch ihren Instinkt, traten sie aus dem Kreise heraus, in den die Gesetze sie bannen wollten, und erwiesen sich als übermächtig im Vollbringen von Bösem, ohnmächtig im Vollbringen von Gutem; ihre Tugenden, die sie auf Befehl übten, hatten kein Verdienst, für ihre Laster gab es keine Entschuldigung; man warf ihnen vor, sie seien unwissend, und benahm ihnen die Möglichkeit, etwas zu lernen; sie waren weder rechte Mütter noch rechte Gattinnen. In ihrem Müßiggang hingen sie Leidenschaften nach und dienten den Franken als ein kokettes Spielzeug, während sie wie die Römerinnen hinter den Mauern ihrer Burgen ihre Kinder zu Kriegern hätten erziehen sollen. Da

in der Gesetzgebung kein einziger starker Grundsatz zum Ausdruck gebracht war, so folgte eine jede ihren Neigungen, und man sah ebenso viele Marions Delormes wie Cornelias, ebenso viele Tugenden wie Laster. Diese Frauen waren ebenso unvollkommen wie die Gesetze, unter deren Herrschaft sie standen: die einen betrachteten sie als ein Zwischending zwischen Mensch und Tier, als eine gefährliche Bestie, der die Gesetze gar nicht genug Fesseln anlegen könnten, als ein Geschöpf, das von der Natur wie so viele andere zur Lust und Freude der Männer bestimmt sei; andere betrachteten die Frau als einen aus dem Paradies verbannten Engel, als eine Quelle des Glückes und der Liebe, als das einzige Wesen, das für die Gefühle des Mannes Verständnis habe und das man zur Vergeltung für seine Leiden mit einer abgöttischen Verehrung anbeten müsse. Wie hätte die Einigkeit, die in den politischen Einrichtungen fehlte, in den Sitten vorhanden sein können?

Die Frau war also, was die Verhältnisse und die Männer aus ihr machten, anstatt zu sein, was das Klima und die gesellschaftlichen Einrichtungen aus ihr hätten machen müssen: sie wurde verkauft, wurde kraft einer väterlichen Gewalt, die auf den Rechtsanschauungen der alten Römer beruhte, gegen ihren Willen verheiratet — und während sie unter der Herrschaft eines ehelichen Despotismus litt, der sie am liebsten völlig von der Welt abgeschlossen hätte, sah sie sich umworben und zu der einzigen Selbsthilfe ermuntert, die ihr möglich war. Und als nun die Männer nicht mehr von innern Kriegen ganz und gar in Anspruch genommen waren, da wurde die Frau sittenlos, gerade wie sie unter all den bürgerlichen Unruhen tugendhaft gewesen war. Ein jeder gebildete Mensch mag dieses Gemälde auf seine Art mit bunten Farben ausschmücken; wir wollen durch die Ereignisse der Weltgeschichte uns belehren lassen und verlangen nicht, von ihnen poetisch unterhalten zu werden.

Die Revolution hatte zu viel mit Niederreißen und Aufbauen zu tun, hatte zu viele Widersacher oder stand vielleicht den traurigen Zeiten der Regentschaft und Ludwigs des Fünfzehnten noch zu nahe, um beurteilen zu können, welchen Platz die Frau in der gesellschaftlichen Ordnung einnehmen muß.

Die bedeutenden Männer, die das unsterbliche Denkmal unserer Gesetzbücher errichteten, waren fast lauter alte Rechtsgelehrte, die von der Wichtigkeit der römischen Gesetze durchdrungen waren; außerdem haben sie keine politischen Einrichtungen begründet. Als Söhne der Revolution glaubten sie wie alle Revolutionsmänner, daß das Gesetz einer weise beschränkten Ehescheidung und die Erleichterung eines ehrfurchtsvollen Gehorsams hinreichende Verbesserungen seien. Ihren Zeitgenossen, die noch in den Erinnerungen an die frühere Ordnung der Dinge lebten, schienen diese neuen Einrichtungen von ungeheurer Tragweite zu sein.

Heutzutage, wo beide Prinzipien durch so viele Ereignisse und durch den Fortschritt der Aufklärung recht abgeschwächt sind, harrt die Frage, welches dieser beiden Prinzipien triumphieren soll, noch in vollem Umfange ihrer Lösung durch weise Gesetzgeber. Die Vergangenheit enthält Lehren, die in der Zukunft ihre Früchte tragen müssen. Sollte die Beredsamkeit der Tatsachen für uns verloren sein?

Die Prinzipien des Morgenlandes haben in ihrer Weiterentwicklung zur Eunuchen- und Serailwirtschaft geführt; die aus der Mischung der beiden Prinzipien hervorgegangenen Sitten Frankreichs haben unserm Volkskörper die Wunde der Kurtisanenwirtschaft und die noch tiefere Wunde unserer Eheverhältnisse zugefügt; um uns des zutreffenden Ausdrucks eines Zeitgenossen zu bedienen: „Der Orient opfert dem Prinzip der Vaterschaft Männer und die

Gerechtigkeit, Frankreich opfert ihm Frauen und die Scham." Weder der Orient noch Frankreich haben das Ziel erreicht, nach welchem diese Einrichtungen strebten: das Glück. Im Morgenlande wird der Mann so wenig von den Frauen seines Harems geliebt, wie in Frankreich der Ehemann sicher ist, der Vater seiner Kinder zu sein; und die Ehe ist den Preis nicht wert, den sie kostet. Es ist an der Zeit, dieser Einrichtung keine Opfer mehr zu bringen, und ein größeres Anlagekapital an Glück der gesellschaftlichen Ordnung anzuvertrauen, indem wir unsere Sitten und Einrichtungen unserm Klima anpassen!

Da die konstitutionelle Regierungsform sich als eine glückliche Mischung zweier extremer politischer Systeme, des Despotismus und der Demokratie, erwiesen hat, so scheint uns dies auf die Notwendigkeit hinzudeuten, auch die beiden in bezug auf die Ehe geltenden Prinzipien zu verschmelzen, die in Frankreich bisher in Widerstreit miteinander lagen. Die Freiheit, die wir kühnlich für die jungen Mädchen gefordert haben, ist das rechte Heilmittel für die Menge von Leiden, deren Quelle wir nachgewiesen haben, indem wir den Widersinn der sklavenmäßigen Erziehung unserer Töchter aufdeckten. Lassen wir der Jugend die Leidenschaften, die Koketterien, die Liebe und ihre Ängste, die Liebe und ihre Wonnen, und das verführerische Gefolge der fränkischen Ritter! In dieser Frühlingszeit des Lebens gibt es keinen Fehltritt, der sich nicht wieder gutmachen ließe; voll Vertrauen, ohne Haß wird Hymen aus den Prüfungen hervorgehen, und die Liebe wird gerechtfertigt werden durch Vergleiche, die zu unserm Besten sind.

Wenn diese Änderung unserer Sitten sich vollzieht, so wird die bösartige Wunde des Dirnenwesens von selber heilen. Besonders zu jener Zeit, wo der Mensch noch die Unschuld und Schüchternheit der Jugend besitzt, schadet

es seinem Glücke nichts, wenn er große und wahre Leidenschaften zu bekämpfen hat. Die Seele ist glücklich, wenn sie etwas zu vollbringen hat, sei es, was es sei; wenn sie nur in Bewegung und in Tätigkeit ist, kommt es ihr wenig darauf an, ihre Kräfte gegen sich selber zu kehren. In dieser Beobachtung, die jedermann hat machen können, liegt ein Geheimnis, das für die Gesetzgebung, die Ruhe und das Glück wichtig ist. Ferner haben ja heutzutage die Studien eine solche Ausdehnung gewonnen, daß auch der stürmischste unserer künftigen Mirabeaus seinen Tatendrang an einer Leidenschaft und gleichzeitig an den Wissenschaften austoben kann. Wie viele junge Leute sind dadurch vor einem ausschweifenden Leben bewahrt geblieben, daß sie einen hartnäckigen Kampf mit ihren Studien und zugleich mit den Hindernissen einer ersten, einer reinen Liebe zu bestehen hatten! Und wo ist denn das junge Mädchen, das nicht die köstliche Kinderzeit ihrer Gefühle zu verlängern wünschte, das nicht stolz darauf wäre, von einem Jüngling gekannt zu sein, das nicht den jungen Begierden eines Liebhabers, der ebenso unerfahren ist wie sie selber, die wonnigen Befürchtungen ihrer Schüchternheit, die Scham ihrer geheimen ureigenen Gedanken entgegenzusetzen hätte? Die Galanterie der Franken und ihre Freude werden also das reiche Angebinde der Jugend sein, und dadurch werden sich ganz von selber jene Beziehungen der Seele, des Geistes, des Charakters, der Lebensweise, des Temperaments und der äußeren Glücksumstände einstellen, durch die das glückliche Gleichgewicht geschaffen wird, das zur Glückseligkeit eines Ehepaares erforderlich ist. Dieses System würde eine noch viel breitere und wahrhaftigere Grundlage erhalten, wenn für die Mädchen eine auf vernünftiger Berechnung beruhende Beschränkung ihres Erbrechts eingeführt würde. Oder die Männer sollten sich bei ihrer Auswahl nur zu-

gunsten derer entscheiden, die ihnen durch ihre Tugenden, ihren Charakter oder ihre Geistesgaben Bürgschaften des Glückes bieten würden, und darum sollte man, wie in den Vereinigten Staaten, die Mädchen ohne Mitgift verheiraten.

Dann wird es nichts Bedenkliches haben, das Verfahren der Römer auf die verheirateten Frauen anzuwenden, die als junge Mädchen ausgiebigen Gebrauch von ihrer Freiheit gemacht haben. Indem man ihnen ausschließlich die erste Erziehung der Kinder überträgt, die von allen Pflichten einer Mutter die wichtigste ist; indem sie nur damit beschäftigt sind, jenes ununterbrochene Glück entsprießen zu lassen und zu pflegen, das im vierten Buch der ‚Julie' so wunderbar geschildert ist, werden die Frauen in ihrem Hause, wie die alten Römerinnen, lebende Abbilder der Vorsehung sein, die überall sich kundgibt und nirgends sich sehen läßt. Dann werden die Gesetze über Untreue außerordentlich strenge sein müssen. Die Strafen werden nicht nur in einer empfindlichen Freiheitsentziehung bestehen, sondern vor allen Dingen auch entehrend sein müssen. In Frankreich haben wegen angeblicher Verbrechen der Zauberei Frauen nackt auf Eseln reiten müssen, und mehr als eine Unschuldige ist an dieser Schmach gestorben. Hier liegt das Geheimnis, das die zukünftige Gesetzgebung der Ehe beachten muß. Die Mädchen von Milet entzogen sich der Ehe durch den Tod; der Senat verurteilt die Selbstmörderinnen, nackt auf einer Schleife durch die Straßen gezogen zu werden — und die Jungfrauen verurteilen sich zum Leben.

Die Frauen und die Ehe werden also in Frankreich nur Achtung finden, wenn die von uns verlangte durchgreifende Änderung unserer Sitten sich vollzieht. Dies ist der tiefe Gedanke, die die beiden schönsten Hervorbringungen eines unsterblichen Geistes beseelt. ‚Émile' und die ‚Neue Héloïse'

sind nichts weiter als zwei begeisterte Verteidigungsreden zugunsten dieses Systems. Diese Stimme wird durch alle Jahrhunderte widerhallen, weil sie die wahren Beweggründe der Gesetze und Sitten künftiger Jahrhunderte ahnend erkannt hat. Indem er die Kinder ihren Müttern an die Brust legte, leistete Jean-Jacques bereits der Tugend einen unermeßlichen Dienst; aber sein Zeitalter war zu tief von der Verderbnis angefressen, um die hohen Lehren zu begreifen, die diese beiden Gedichte einschlossen; allerdings müssen wir hinzufügen, daß der Dichter den Sieg über den Philosophen davontrug, indem er in dem Herzen der verheirateten Julie Spuren ihrer ersten Liebe fortbestehen ließ; hierbei hat er sich durch eine poetische Situation verführen lassen, die zwar rührender, aber weniger nützlich war als die Wahrheit, die er erläutern wollte.

Wenn indessen in Frankreich die Ehe ein ungeheurer Rechtsvertrag ist, den die Menschen in stillschweigender Übereinkunft abgeschlossen haben, um den Leidenschaften mehr Duft und Eigentümlichkeit, um der Liebe mehr Geheimnis, den Frauen mehr Pikanterie zu verleihen, wenn eine Frau mehr ein Salonzierat, eine Modenpuppe, ein Mantelständer ist, als ein denkendes Wesen, dessen Aufgaben im politischen Leben sich mit der Wohlfahrt eines Landes, mit dem Ruhme eines Vaterlandes vereinigen ließe — ein denkendes Geschöpf, dessen Dienste es an Nützlichkeit mit denen der Männer aufnehmen könnten: dann gestehe ich, daß diese ganze Theorie, diese langen Betrachtungen angesichts einer so gewaltigen Bestimmung in sich zusammenfallen würden!

Aber jetzt haben wir das Mark des Vergangenen genügend ausgepreßt, um ein Tröpflein Philosophie zu erhalten; jetzt haben wir der vorherrschenden Leidenschaft unserer Zeit für das ‚Historische' genügend gehuldigt —

wenden wir unsere Blicke jetzt wieder auf die Gegenwart! Wir wollen die Schellenkappe wieder aufsetzen, wollen die Pritsche wieder zur Hand nehmen, aus der Meister Rabelais einst ein Zepter machte, und wollen in unserer Untersuchung fortfahren, ohne einem Scherz mehr Ernst beizumessen, als ihm zukommt, ohne mit ernsten Dingen mehr Spaß zu treiben, als sie vertragen.

VON DEN VERTEIDIGUNGSMITTELN IM INNERN & NACH AUSSEN

TO BE OR NOT TO BE...

EHEMANNSPOLITIK

WENN ein Mann in die Lage gelangt, in der wir ihn im ersten Teil dieses Buches betrachtet haben, so nehmen wir an, daß der gewisse Gedanke, ein anderer besitze seine Frau, ihm noch Herzklopfen verursacht, und daß seine Leidenschaft aufflammen wird — entweder aus Eitelkeit oder aus Eigensucht, denn wenn er nicht mehr auf seine Frau hielte, wäre er ein höchst erbärmlicher Mensch und hätte sein Schicksal verdient.

In dieser langandauernden Krisis ist es für einen Ehemann sehr schwer, keine Fehler zu begehen; denn die meisten von ihnen verstehen von der Kunst, eine Frau zu lenken, noch viel weniger als von der Kunst, die rechte Wahl zu treffen. Dabei besteht die Ehemannspolitik eigentlich nur in der beständigen Anwendung dreier Grundsätze, die die Seele seines Verhaltens bilden müssen. Der erste: glaube niemals, was eine Frau sagt; der zweite: kümmere dich nicht um den Buchstaben, sondern suche stets in den Geist ihrer Handlungen einzudringen; der dritte: vergiß nicht, daß eine Frau niemals so geschwätzig ist, wie wenn sie schweigt, und daß sie niemals so energisch handelt, wie wenn sie ruht.

Von nun an gleichst du einem Reiter, der auf einem mutwilligen Pferde sitzt und stets zwischen dessen Ohren durchsehen muß, wenn er nicht aus dem Sattel geworfen werden will.

Aber die eigentliche Kunst liegt viel weniger in der Kenntnis der Grundsätze, als in der Art ihrer Anwendung: Dummköpfe in sie einzuweihen, das wäre dasselbe, wie wenn man einem Affen ein Rasiermesser in die Hand gäbe. Die erste und wichtigste aller deiner Pflichten besteht daher in einer beständigen Verstellung; hierin versehen es

fast alle Ehemänner. Wenn sie bei ihren Frauen ein etwas zu scharf hervortretendes minotaurisches Symptom bemerken, legen die meisten Männer sofort ein beleidigendes Mißtrauen an den Tag. Ihnen läuft die Galle über, und sie lassen dies entweder in ihren Reden oder in ihrem Benehmen merken; die Furcht, die ihre Seele erfüllt, gleicht einer Gasflamme unter einer Glasglocke: sie erleuchtet ihre Gesichtszüge und erklärt ihr Benehmen.

Eine Frau nun, die täglich zwölf Stunden mehr Zeit hat als du, um nachzudenken und zu beobachten, die liest den Verdacht, der auf deiner Stirn geschrieben steht, im selben Augenblick, wo er sich in dir bildet. Diese unbeabsichtigte Beleidigung wird sie niemals verzeihen. Jetzt gibt es kein Heilmittel mehr; jetzt ist alles fertig: gleich am nächsten Tage, wenn es angeht, gehört sie zu den inkonsequenten Frauen.

Du mußt also, indem du die beiderseitige Stellung der kriegführenden Parteien erwägst, zunächst deiner Frau gegenüber dasselbe schrankenlose Vertrauen zur Schau tragen, das du bis dahin ihr wirklich entgegen brachtest. Suchst du sie durch süße Worte zu täuschen, so bist du verloren — sie wird dir nicht glauben; denn sie hat ihre Politik, wie du die deinige hast. Nein, du mußt mit recht schlau gespielter Gutmütigkeit vorgehen, um ihr unbewußt jenes kostbare Gefühl der Sicherheit einzuflößen, das sie veranlaßt, lustig mit den Ohren zu spielen, und dir erlaubt, stets nur zur rechten Zeit Zügel und Sporn zu gebrauchen.

Aber wie können wir wagen, ein Pferd, das aufrichtigste aller Geschöpfe, mit einem Wesen zu vergleichen, das gerade durch die Ausbrüche seiner Gedanken und durch die Leidenschaften seiner Sinne zeitweise vorsichtiger wird als der Servite Fra Paolo, der furchtbarste Ratgeber, den die venezianischen Zehn jemals gehabt haben; das gleißnerischer ist als ein König; gewandter als Ludwig der Elfte;

tiefer als Machiavelli; sophistisch wie Hobbes; fein wie Voltaire; geschmeidiger als Mamolins Braut — das auf der ganzen Welt nur gegen dich Mißtrauen hat?

Daher genügt für dich noch nicht diese Verstellung, dank welcher die Triebkräfte deines Verhaltens so unsichtbar werden, wie die des Weltalls — sondern du mußt damit noch eine vollkommene Selbstbeherrschung verbinden. Die so hoch gerühmte diplomatische Unerschütterlichkeit des Herrn de Talleyrand muß die geringste deiner Eigenschaften sein; auch seine auserlesene Höflichkeit, die Anmut seiner Manieren muß in jeder deiner Bemerkungen zutage treten. Der Professor verbietet dir hier ganz ausdrücklich den Gebrauch der Reitpeitsche, wenn du es dahin bringen willst, deine hübsche andalusische Stute lenksam zu machen!

LX. Daß ein Mann seine Geliebte schlägt — das ist eine Selbstverstümmelung; aber daß er seine Frau schlägt! ... das ist ein Selbstmord!

Kann man sich denn eine Regierung ohne Polizei denken, ein Handeln ohne Kraft, eine Gewalt ohne Waffe ...? Dieses Problem werden wir in unsern künftigen Betrachtungen zu lösen suchen. Aber es liegen uns noch zwei Beobachtungen vor, die wir dir zunächst unterbreiten müssen. Sie werden uns zwei andere Theorien an die Hand geben, die sich auf die Anwendung aller jener mechanischen Mittel beziehen, deren Anwendung wir dir vorzuschlagen gedenken. Ein Beispiel aus dem Leben wird einige Frische in diese trockenen und dürren Erörterungen hineinbringen: wir verlassen gleichsam das Buch und begeben uns in die belebte Natur hinaus.

Im Jahre 1822 ging ich an einem schönen Januarmorgen die Pariser Boulevards entlang; ich spazierte von der

friedlichen Gegend des Marais bis zum eleganten Gebiet der Chaussée d'Antin und beobachtete zum erstenmal nicht ohne eine gewisse philosophische Freude jene eigentümlichen Abstufungen in der Physiognomie und jene Verschiedenheiten in der Toilette, die aus jedem Abschnitte des Boulevards von der Rue du Pas de la Mule bis zur Madeleine eine Welt für sich und aus dieser ganzen pariserischen Zone eine reiche Musterauswahl aller möglichen Sitten machen. Ich hatte noch keine Ahnung vom Leben und dachte nicht daran, daß ich eines Tages so vermessen sein würde, mich zum Gesetzgeber der Ehe aufzuwerfen, sondern ich ging ganz einfach zum Frühstück zu einem Freunde, der sich, vielleicht ein wenig frühzeitig, eine Frau und zwei Kinder zugelegt hatte. Da mein früherer Mathematiklehrer ganz in der Nähe meines Freundes wohnte, so hatte ich mir vorgenommen, dem würdigen Mathematiker einen Besuch abzustatten, ehe ich meinem Magen die Leckerbissen der Freundestafel gönnte. Ohne angehalten zu werden, drang ich bis zu einem Kabinett vor, worin alles mit einer Staubschicht bedeckt war, die für die ehrenwerte Zerstreutheit des Gelehrten ein schönes Zeugnis ablegte. Aber es harrte meiner eine Überraschung. Ich bemerkte eine hübsche Dame, die auf der Armlehne eines Sessels wie auf einem englischen Pferde saß. Sie gönnte mir jenes höfliche, leichte Kopfnicken, das die Damen des Hauses für Leute übrig haben, die sie nicht kennen; indessen vermochte sie die schmollende Miene, die im Augenblick meines Eintritts ihrem Gesicht einen traurigen Ausdruck gab, nicht so zu verbergen, daß ich nicht gemerkt hätte, ich käme ungelegen. Mein Lehrer, der ohne Zweifel mit einer Gleichung beschäftigt war, hatte noch nicht den Kopf erhoben. Ich begrüßte die junge Dame mit einer Schwenkung meiner rechten Hand — wie ein Fisch, der seine Flosse bewegt — und zog mich

auf den Fußspitzen zurück, indem ich ihr ein geheimnisvolles Lächeln zuwarf, das man etwa hätte übersetzen können: „Ich werde Sie ganz gewiß nicht daran verhindern, ihn eine Untreue gegen seine Urania begehen zu lassen.“ Sie antwortete mir mit einer jener Kopfbewegungen, deren anmutige Lebhaftigkeit sich nicht wiedergeben läßt.

„Ei, lieber Freund, gehen Sie doch nicht!“ rief der Mathematiker. „Ich stelle Ihnen meine Frau vor!“

Ich grüßte sie noch einmal.

O Coulon! Wo warst du, um dem einzigen deiner Schüler zu applaudieren, der deinen ‚anakreontischen Ausdruck‘ begriffen hatte und ihn in eine Verbeugung hineinzulegen wußte! Die Wirkung mußte durchschlagend sein; denn ‚Frau Professorin‘, wie die Deutschen sagen, errötete und stand schnell auf, um hinauszugehen, wobei sie mir eine leichte Verbeugung machte, die zu sagen schien: „Bewunderungswürdig!“ Ihr Mann hielt sie zurück, indem er ihr sagte:

„Bleib, mein Kind; ’s ist einer meiner Schüler.“

Die junge Frau neigte dem Gelehrten ihr Köpfchen zu, wie ein Vogel, der auf einem Zweig sitzt und den Hals vorstreckt, um ein Körnchen zu bekommen.

„Das ist unmöglich!“ sagte ihr Gatte, indem er einen Seufzer ausstieß; „und ich werde es dir mit a plus b beweisen.“

„Ach, mein Herr, lassen wir das, bitte!“ antwortete sie, indem sie mit einem Zwinkern der Augen auf mich deutete.

Mein Lehrer hätte diesen Blick begreifen können, wenn nur Algebra drin gewesen wäre; aber die Augensprache war für ihn chinesisch, und so fuhr er fort:

„Liebes Kind, schau mal her, du sollst selber entscheiden: wir haben zehntausend Franken Rente . . .“

Bei diesen Worten wandte ich mich der Tür zu, wie wenn plötzlich einige eingerahmte Zeichnungen, die ich mir betrachtete, ein leidenschaftliches Interesse in mir erregt hätten. Meine Diskretion wurde durch einen sehr beredten Blick belohnt. Die Dame wußte nicht, daß ich im Fortunio die Rolle Feinohrs, der die Trüffeln wachsen hört, hätte spielen können.

„Die Grundsätze der Haushaltekunst im allgemeinen", sagte mein Lehrer, „verlangen, daß man für Wohnung und Dienstbotenlöhne nur zwei Zehntel des Einkommens ausgibt; nun, unsere Wohnung und unsere Leute kosten zusammen hundert Louis. Ich gebe dir zwölfhundert Franken für deine Toilette." Dies sagte er mit Betonung jeder Silbe. „Deine Küche", fuhr er fort, „beansprucht viertausend Franken; für unsere Kinder sind mindestens fünfundzwanzig Louis zu rechnen; für mich selber brauche ich nur achthundert Franken. Wäsche, Holz, Licht kommen ungefähr auf tausend Franken zu stehen; folglich bleiben, wie du siehst, nur sechshundert Franken, die noch niemals für die unvorhergesehenen Ausgaben gereicht haben. Um das Diamantenkreuz zu kaufen, müßten wir tausend Taler von unserm Kapital nehmen; wäre aber dieser Weg einmal beschritten, mein schönes Schätzchen, so bliebe nichts anderes übrig, als aus Paris, das du ja so sehr liebst, fortzuziehen; wir würden sehr bald genötigt sein, in die Provinz zu gehen, um durch Sparen die Verringerung unseres Vermögens wieder gutzumachen. Die Kinder wachsen und die Ausgaben auch! Also — nicht wahr? sei vernünftig!"

„Ich muß es wohl," sagte sie; „aber Sie werden in ganz Paris der einzige sein, der seiner Frau kein Neujahrsgeschenk gegeben hat!"

Und sie eilte hinaus wie ein Schüler, der seine Strafaufgabe hergesagt hat. Mein alter Lehrer wiegte vergnügt

den Kopf. Als er die Tür geschlossen sah, rieb er sich die Hände; wir plauderten vom Spanischen Krieg, und dann ging ich in die Rue de Provence; daß ich dem Anfang einer großen Lektion über eine der wichtigsten Fragen des Ehelebens beigewohnt hatte, ließ ich mir so wenig träumen, wie ich an die Eroberung von Konstantinopel durch General Diebitsch dachte. Ich kam bei meinem Gastgeber in dem Augenblick an, wo das Ehepaar sich zu Tisch setzte, nachdem es die von der allgemein hergebrachten Disziplin der Gastronomie verlangte halbe Stunde auf mich gewartet hatte. Es war, glaube ich, beim Öffnen einer Gänseleberpastete, als meine hübsche Wirtin in ungezwungenem Ton ihrem Mann sagte:

„Alexander, wenn du recht liebenswürdig wärest, gäbest du mir das Paar Ohrgehänge, das wir bei Fossin gesehen haben."

„Da soll man sich verheiraten!" rief lachend mein Freund, indem er gleichzeitig aus seinem Notizbuch drei Tausendfrankenscheine zog, die er vor den blitzenden Augen seiner Frau hin und her schwenkte. „Ich widerstehe so wenig dem Vergnügen, sie dir anzubieten, wie du dem Vergnügen widerstehst, sie anzunehmen. Heute ist der Jahrestag unserer ersten Begegnung! Vielleicht werden die Diamanten dich daran erinnern."

„Pfui, du Unart!" sagte sie mit einem entzückenden Lächeln.

Dann fuhr sie mit zwei Fingern in ihr Mieder, zog ein Veilchensträußchen hervor und warf es wie ein unartiges Kind meinem Freund an die Nase. Alexander gab ihr das Geld für die Ohrgehänge und rief:

„Ich hatte die Blumen wohl gesehen!"

Niemals werde ich die lebhafte Bewegung und die fröhliche Habgier vergessen, womit, wie eine Katze, die ihr Sammetpfötchen auf eine Maus legt, die kleine Frau die

drei Banknoten ergriff; mit einem freudigen Erröten rollte sie sie zusammen und steckte sie an den Platz der Veilchen, die eben noch ihren Busen durchduftet hatten. Unwillkürlich mußte ich an meinen Mathematiklehrer denken. In diesem Augenblick sah ich zwischen seinem Schüler und ihm nur den Unterschied, der zwischen einem sparsamen Mann und einem Verschwender ist, und ich ließ mir nicht träumen, daß der anscheinend bessere Rechner von den beiden in Wirklichkeit am schlechtesten rechnete.

Das Frühstück verlief in sehr fröhlicher Stimmung. Bald saßen wir in einem neueingerichteten kleinen Salon vor einem Feuer, dessen sanfte Wärme angenehm die Glieder durchströmte, sie den Frost vergessen ließ und Frühlingsahnungen in ihnen erweckte; als Gast glaubte ich mich verpflichtet, dem jungen Liebespaar ein Kompliment über die Einrichtung dieses kleinen Betzimmers zu machen.

„Nur schade, daß die Geschichte so teuer ist!“ sagte mein Freund; „aber das Nest muß doch des Vogels würdig sein! Aber zum Teufel auch, du wirst mir doch keine Komplimente machen über Vorhänge, die noch nicht bezahlt sind? Du störst mir meine Verdauung mit der Erinnerung, daß ich einem Türken von Tapezierer noch zweitausend Franken schuldig bin.“

Bei diesen Worten überflog die Hausherrin mit den Augen die Einrichtung des hübschen Boudoirs, und ihr bis dahin strahlendes Gesicht wurde nachdenklich. Alexander ergriff meine Hand und zog mich in eine Fensternische.

„Könntest du mir vielleicht zufällig so etwa tausend Taler leihen?“ sagte er leise. „Ich habe nur zehn- bis zwölftausend Livres Rente, und dieses Jahr ...“

„Alexander!“ rief das reizende Geschöpf, ihren Mann unterbrechend, eilte auf uns zu und streckte ihm die drei

Banknoten hin. „Alexander — ich sehe wohl, es ist eine Torheit . . .“

„Was fällt dir denn ein?“ antwortete er; „behalte nur dein Geld.“

„Aber liebes Herz, ich ruiniere dich ja! Ich müßte wissen, daß du mich zu sehr liebst, und daß ich mir darum nicht erlauben kann, dir alle meine Wünsche anzuvertrauen.“

„Behalt es nur, Liebling! Es ist nun mal deine gute Beute. Bah! Ich werde diesen Winter spielen und werde es wieder gewinnen!“

„Spielen . . .!“ sagte sie mit einem Ausdruck des Schreckens. „Alexander, nimm deine Banknoten wieder! Vorwärts, mein Herr, ich will es.“

„Nein, nein!“ antwortete mein Freund, indem er ihr weißes, zartes Händchen zurückschob; „gehst du nicht Donnerstag auf den Ball bei Frau von . . .?“

„Ich werde über deinen Wunsch nachdenken,“ sagte ich zu meinem Kameraden.

Und ich empfahl mich, indem ich seiner Frau eine Verbeugung machte; aber an der Szene, deren Anfang ich miterlebt hatte, sah ich wohl, daß meine anakreontischen Verbeugungen hier nicht viel Eindruck machen würden.

„Er muß verrückt sein,“ dachte ich beim Gehen, „daß er von einem Studenten der Rechte tausend Taler leihen will!“

Fünf Tage darauf befand ich mich bei Frau von . . ., deren Bälle anfingen, in die Mode zu kommen. Im glänzenden Durcheinander der Quadrillen bemerkte ich die Frau meines Freundes und die Frau des Mathematikers. Frau Alexander hatte ein entzückendes Kleid an, obwohl mit ein paar Blumen und mit weißem Musselin der ganze Aufwand bestritten war. Sie trug ein kleines Kreuz à la

Jeannette an einem schwarzen Sammetbande, durch das die Weiße ihrer duftenden Haut gehoben wurde, und lange, spitz zulaufende Bommeln schmückten ihre Ohren. Am Halse der ‚Frau Professorin' funkelte ein prachtvolles Diamantenkreuz.

„Das ist ja komisch!" sagte ich zu einem Menschen, der bis dahin weder in dem großen Buch der Welt gelesen, noch ein einziges Frauenherz enträtselt hatte.

Dieser Mensch war ich selber. Und wenn ich in diesem Augenblick Lust bekam, die beiden hübschen Frauen zum Tanze aufzufordern, so geschah es einzig und allein deshalb, weil ich einen Gesprächsstoff bemerkte, der meine Schüchternheit aufmunterte.

„Ah, gnädige Frau, Sie haben Ihr Kreuz bekommen?" sagte ich zur ersten.

„Aber ich habe es mir ehrlich verdient!" antwortete sie mit einem unbeschreiblichen Lächeln.

„Wie? Keine Ohrgehänge?" fragte ich die Frau meines Freundes.

„Ach!" sagte sie, „ich habe während des ganzen Frühstücks den Genuß davon gehabt! ... aber sehen Sie, schließlich habe ich Alexander doch bekehrt ..."

„Er hat sich wohl leicht verführen lassen?"

Sie sah mich mit einer triumphierenden Miene an.

Acht Jahre später erhob sich plötzlich in meiner Erinnerung diese Szene, die mir bis dahin nichts gesagt hatte; und im Schimmer der Kerzen, beim Funkeln der Brillantenfacetten sah ich deutlich die Moral der Geschichte. Ja, die Frau hat einen Abscheu davor, überzeugt zu werden; wenn man sie dagegen überredet, so gibt sie damit einer Verführung nach und bleibt in der Rolle, die von der Natur ihr zugewiesen ist. Wenn sie sich gewinnen läßt, so bedeutet das für sie, daß sie eine Gunst gewährt; aber logische Auseinandersetzungen regen sie auf, sind tödliches Gift für sie.

Um sie zu lenken, muß man sich also der Macht zu bedienen wissen, die sie selber so oft zur Anwendung bringt: des Gefühls. Nicht in sich selber also, sondern in seiner Frau wird ein Ehemann die Elemente finden, auf die er seine unumschränkte Herrschaft begründen kann: man muß die Frau, wie den Diamanten, nur sich selber gegenüberstellen. Mit rechter Art Diamantenohrgehänge anzubieten, um sie sich wiedergeben zu lassen — das ist ein Geheimnis, das bei den geringsten Kleinigkeiten des Lebens entsprechende Anwendung finden kann.

Nun zu unserer zweiten Beobachtung!

‚Wer ein Vermögen von einem Toman zu verwalten weiß, kann auch eins von hunderttausend Tomans verwalten,‘ sagt ein indisches Sprichwort. Ich gebe dieser asiatischen Weisheit einen weitern Sinn und sage: ‚Wer eine Frau regieren kann, kann ein Volk regieren.‘ Zwischen diesen beiden Regierungsarten bestehen wirklich viele Ähnlichkeiten. Muß nicht die Politik der Ehemänner so ziemlich dieselbe sein, wie die der Könige? Wir sehen ja, wie diese das Volk zu amüsieren suchen, um ihm seine Freiheit zu stehlen; wie sie ihm einen Tag lang Speisen in Hülle und Fülle an den Kopf werfen, damit es den Hunger und die Entbehrungen eines ganzen Jahres vergessen möge; wie sie ihm predigen, es dürfe nicht stehlen, während sie selber es ausplündern; wie sie zu ihm sagen: ‚Mich dünkt, wenn ich Volk wäre, so wäre ich tugendhaft!‘

Den Präzedenzfall, der für die verheirateten Männer in ihrer Ehe maßgebend sein muß, wollen wir uns aus England holen. Wer Augen hat, zu sehen, der hat bemerken müssen, daß von dem Augenblick an, wo in England das Prinzip der ‚Gouvernementabilität‘ vollkommen ausgebildet worden ist, die Whigs nur sehr selten zur Regierungsgewalt gelangt sind. Stets ist einem liberalen Eintagskabinett ein lang dauerndes Torykabinett gefolgt. Die Red-

ner der Nationalpartei gleichen Ratten, die sich die Zähne an einem verfaulten Brett stumpf nagen, womit man gerade in dem Augenblick, wo sie die in der königlichen Speisekammer verwahrten Nüsse und Speckseiten riechen, das Loch vernagelt. Die Frau ist die Whigpartei deiner Regierung. In der Lage, in der sie sich, wie wir gesehen haben, befindet, muß sie selbstverständlich mehr als ein Vorrecht des Mannes hinwegzuräumen trachten. Schließ deine Augen zu ihren Kabalen, laß sie ruhig ihre Kraft vergeuden, um die Hälfte der Stufen deines Thrones zu erklimmen; aber wenn sie das Zepter zu ergreifen glaubt, dann wirf sie zur Erde — ganz sacht und mit der allergrößten Anmut, ruf ihr dabei ‚Bravo!' zu und laß ihr die Hoffnung auf einen demnächstigen Triumph. Die besonderen Feinheiten dieses Systems werden eine außerordentliche Verstärkung aller jener zur Zähmung deiner Frau dienenden Mittel sein, die du nach freier Wahl unserm Arsenal entnehmen kannst.

Dies sind die allgemeinen Grundsätze, die ein Ehemann befolgen muß, wenn er nicht in seinem kleinen Königreich Fehler begehen will.

Und jetzt wollen wir, trotz der Meinung der Minorität auf dem Konzil zu Mâcon — Montesquieu, der vielleicht die konstitutionelle Regierungsform vorausgeahnt hatte, hat allerdings irgendwo einmal gesagt, in Versammlungen sei der gesunde Menschenverstand stets auf seiten der Minderheit —, jetzt wollen wir annehmen, daß die Frau nicht nur einen Leib, sondern auch eine Seele hat, und wollen zunächst die Mittel betrachten, wie der Mann sich in moralischen Dingen zu ihrem Herrn machen kann. Das Schaffen des Gedankens — man mag sagen, was man will — ist edler als das des Körpers; wir geben daher der Wissenschaft den Vorrang vor der Küche, stellen die Bildung höher als die Hygiene.

DIE BILDUNG IN DER EHE

SOLLEN die Frauen eine wissenschaftliche Bildung erhalten oder nicht — das ist die Frage. Von allen Fragen, die wir bis jetzt behandelt haben, ist sie die einzige, die zwei Seiten, aber keine Mitte hat. Wissen und Unwissenheit, das sind die beiden unvereinbaren Ausgangspunkte dieses Problems, das gleichsam zwischen zwei Abgründen schwebt. Uns ist, als sähen wir Ludwig den Achtzehnten, wie er die Glückseligkeiten des dreizehnten Jahrhunderts und die unglücklichen Eigenschaften des neunzehnten gegeneinander aufrechnet. Im Mittelpunkt der Schaukel sitzend, die er so geschickt durch sein eigenes Gewicht in Bewegung zu setzen wußte, sieht er an dem einen Ende die fanatische Unwissenheit eines Laienbruders, die dumpfe Gleichgültigkeit eines Leibeigenen, die blitzenden Hufeisen der Pferde eines Bannerherrn; er glaubt zu hören: ‚Frankreich und Montjoie Saint Denis!' Aber er wendet sich um und lächelt, als er den feierlichen Stolz eines Fabrikanten sieht, der zugleich Hauptmann in der Nationalgarde ist; als er das elegante Coupé eines Börsenagenten sieht, den einfachen Rock eines Pairs von Frankreich, der Journalist geworden ist und seinen Sohn auf die Polytechnische Schule schickt, und als er die kostbaren Stoffe, die Zeitungen, die Dampfmaschinen sieht. Und er trinkt seinen Kaffee aus einer Sèvrestasse, auf deren Grunde noch ein gekröntes N schimmert.

Zurück mit der Zivilisation! Zurück mit dem Gedanken! — so rufst du. Bildung muß dir an Frauen etwas Greuliches sein, und zwar aus dem in Spanien so deutlich erkannten Grunde, daß es leichter ist, ein Volk von Idioten zu regieren, als ein Volk von Gelehrten. Eine Nation von Dummköpfen ist glücklich: wenn sie kein Gefühl für die Freiheit hat, so kennt sie auch nicht deren Beunruhigungen

und Gewitterstürme; sie lebt wie die Polypengehäuse; wie diese kann sie sich in zwei oder drei Bruchstücke spalten; jeder Bruchteil ist immer noch eine vollständige und lebenskräftige Nation, die der erste beste Blinde regieren kann, wenn er den Hirtenstab in der Hand hat.

Was bringt dieses menschliche Wunder zuwege? Die Unwissenheit: denn durch sie allein erhält sich der Despotismus; er braucht die Finsternis und das Schweigen. Nun ist, wie in der Politik, auch in der Ehe das Glück ein negatives Glück. Die Liebe, die die Völker für den König einer unumschränkten Monarchie empfinden, ist vielleicht weniger naturwidrig, als die Treue einer Frau gegen ihren Mann, wenn zwischen ihnen keine Liebe mehr besteht.

Nun wissen wir ja, daß bei dir in diesem Augenblick die Liebe schon einen Fuß auf die Fensterbank gesetzt hat. Du mußt also durchaus die heilsamen, strengen Maßregeln anwenden, durch die Herr von Metternich seinen Status quo aufrechterhält; aber wir raten dir, sie mit noch größerer Feinheit und Liebenswürdigkeit zur Anwendung zu bringen; denn deine Frau ist schlauer, als alle Deutschen zusammengenommen, und ebenso wollüstig wie die Italiener.

Du wirst also versuchen, den verhängnisvollen Augenblick, wo deine Frau dich um ein Buch bitten wird, so weit wie möglich hinauszuschieben. Das wird für dich ein leichtes sein. Zunächst wirst du in verächtlichem Ton das Wort ‚Blaustrumpf' aussprechen; wenn sie dich um eine Erklärung bittet, setzest du ihr auseinander, wie lächerlich bei unsern Nachbarn die pedantischen Frauen sind.

Dann wirst du ihr recht oft wiederholen, daß die liebenswürdigsten und geistreichsten Frauen von der Welt in Paris seien, wo die Frauen niemals lesen.

Mit den Frauen gehe es wie mit den vornehmen Leuten, die nach Mascarille alles wissen, ohne jemals etwas gelernt zu haben.

Eine Frau müsse beim Tanzen oder beim Spielen, ohne daß es auch nur aussähe, als ob sie zuhöre, aus den Gesprächen geistig bedeutender Männer die fix und fertig bearbeiteten Ausdrücke aufzuschnappen wissen, mit deren Hilfe in Paris Dummköpfe für geistreiche Leute gelten.

In unserm Lande reiche man sich bestimmt formulierte Urteile über Menschen und Dinge von Hand zu Hand, und der leise, aber scharfe Ton, womit eine Frau einen Schriftsteller kritisiert, ein Buch in Grund und Boden verdammt, naserümpfend ein Gemälde verurteilt, habe mehr zu bedeuten als ein Gerichtsbeschluß.

Die Frauen seien schöne Spiegel, die ganz natürlicherweise die glänzendsten Ideen am glänzendsten zurückwerfen müßten.

Der natürliche Geist sei die ganze Hauptsache, und man lerne viel mehr aus dem, was man in der Gesellschaft höre, als aus dem, was man in den Büchern lese; schließlich bekomme man vom Lesen blöde Augen — usw. usw.

Einer Frau die Freiheit lassen, alle jene Bücher zu lesen, zu denen ihre Geistesanlage sie hinzieht — das heißt ja geradezu einen Funken in eine Pulverkammer werfen; ja, schlimmer noch als das: das heißt deine Frau lehren, sich ohne dich zu behelfen, in einer Welt der Einbildung, in einem Paradiese zu leben. Denn was lesen die Frauen? Leidenschafterfüllte Bücher, Rousseaus Bekenntnisse, Romane und alle jene Dichterwerke, die am mächtigsten auf ihre Empfindsamkeit wirken. Sie lieben weder die Vernunft noch die reifen Früchte. Nun, hast du jemals daran gedacht, was für Erscheinungen durch diese poetische Lektüre hervorgerufen werden?

Die Romane, ja eigentlich überhaupt alle Bücher, malen Gefühle und Verhältnisse in viel glänzenderen Farben, als wir sie in der Natur vorfinden. Dieser fesselnde Zauber entspringt weniger dem Wunsch jedes Schriftstellers, sich

vollkommen zu zeigen, indem er feinsinnige und ausgesuchte Ideen vorbringt, als vielmehr einer unerklärlichen Arbeit unserer eigenen Intelligenz. Es liegt in der Bestimmung des Menschen, alles zu reinigen und zu veredeln, was er dem Schatze seiner Gedanken einverleibt. Wie viele Gestalten, wie viele Denkmäler werden nicht verschönert durch die Bewunderung der ihnen zugrunde liegenden künstlerischen Absicht? Die Seele des Lesers wirkt bei dieser Verschwörung gegen die Wahrheit mit, teils durch das tiefe Schweigen, dessen er genießt, teils durch die von dem Feuer der Geistesschöpfung in ihm entzündete Begeisterung, teils durch die Reinheit, womit die Bilder in seinem nachschaffenden Geiste sich widerspiegeln. Welchem Leser von Jean Jacques' Bekenntnissen stand nicht Frau von Warens hübscher, als sie in Wirklichkeit war, vor den geistigen Augen? Man möchte sagen, unsere Seele liebkose Gestalten, die sie früher unter schöneren Himmeln von ferne erblickt hat; sie benutze die Schöpfungen einer andern Seele nur als Flügel, um sich in den Luftraum zu erheben. Den zartesten Zug vervollkommnet sie oft, indem sie ihn sich zu eigen macht; Lesen ist vielleicht ein Schaffen zu zweien. Fühlen wir vielleicht instinktmäßig in diesen Geheimnissen der Transsubstantiation der Ideen eine Berufung zu höheren Geschicken, als unsere gegenwärtigen es sind? Ist es eine Überlieferung aus einem früheren verlorenen Leben? Und was war denn das für ein Leben, wenn schon dieser Überrest uns so viele Wonnen bietet?

Es ist also anzunehmen, daß die Frau, die viel mehr zur Begeisterung geneigt ist als wir, beim Lesen von Dramen und Romanen in berauschenden Wonnen schwebt. Sie schafft sich ein ideales Dasein, neben welchem alles andere verblaßt; und gar bald wird sie versuchen, dieses wonnige Leben zur Wirklichkeit zu machen, dessen Zauber auf sich

selber anzuwenden. Unwillkürlich gelangt sie vom Geist zum Buchstaben, von der Seele zu den Sinnen.

Und du wolltest in gutmütiger Einfalt glauben, daß die Manieren und Gefühle eines Mannes wie du, der sich meistens in Gegenwart seiner Frau ankleidet, sich auskleidet und . . ., usw., es zu ihrem Vorteil mit den Gefühlen dieser Bücher und mit der Erscheinung dieser Phantasieliebhaber aufnehmen können, an deren Kleidern die schöne Leserin kein Loch und keinen Fleck entdeckt? Armer Dummkopf! Zu spät, ach! zu ihrem Unglück und zu deinem, würde deine Frau durch eigene Versuche erkennen, daß die ‚Helden' der Poesie ebenso selten sind, wie die ‚Apollos' der Bildhauerkunst!

Viele Ehemänner werden in Verlegenheit sein, wie sie es anfangen sollen, ihre Frauen vom Lesen abzuhalten; manche werden sogar behaupten, das Lesen habe den Vorteil, daß sie wenigstens wüßten, was ihre Frauen tun, wenn sie lesen. Übrigens wirst du in der folgenden Betrachtung sehen, wie sehr ein allzu häusliches Leben in einer Frau die kriegerischen Instinkte erweckt; aber hast du denn niemals einen jener poesielosen Menschen kennen gelernt, die es fertig bringen, ihre armen Lebensgefährtinnen gefühllos wie Stein zu machen, indem sie aus dem Leben eine rein mechanische Sache machen? Beobachte diese großen Männer in ihren Reden, lerne die bewunderungswürdigen Gründe auswendig, mit denen sie die Poesie und die Freuden der Einbildungskraft verdammen!

Sollte aber trotz allen deinen Anstrengungen deine Frau durchaus lesen wollen — so stelle ihr augenblicklich alle möglichen Bücher zur Verfügung, von der Abc-Fibel ihres Bübchens bis zu ‚René', der in ihren Händen gefährlicher für dich ist als ‚Thérèse philosophe.' Du könntest sie zu einem tödlichen Abscheu vor allem Lesen bringen, wenn du ihr langweilige Bücher gäbest; könntest sie völlig blöd-

sinnig machen mit ‚Marie Alacoque', der ‚Brosse de Pénitence', oder mit den Liedern, die zur Zeit Ludwigs des Fünfzehnten Mode waren; aber du wirst später in diesem Buche die Mittel angegeben finden, die Zeit deiner Frau so geschickt in Anspruch zu nehmen, daß es ihr überhaupt nicht möglich ist, zu lesen.

Und dann sieh mal, welche ungemeine Hilfe du in unserer Mädchenerziehung hast, um deine Frau von ihrer vorübergehenden Neigung für die Wissenschaft bald wieder abzubringen! Sieh doch nur, mit welchem wunderbaren Stumpfsinn die Mädchen sich in das Unterrichtssystem gefügt haben, das man in Frankreich für sie ausgesonnen hat! Wir übergeben sie Kindermädchen, Gesellschaftsfräuleins, Gouvernanten, bei deren Unterricht zwanzig Lügen der Koketterie und der falschen Scham auf einen einzigen ihnen eingeflößten edlen und wahren Gedanken kommen. Die Mädchen werden als Sklavinnen erzogen und gewöhnen sich an den Gedanken, sie seien nur dazu auf der Welt, es ebenso zu machen wie ihre Großmütter, Kanarienvögelhecken zu halten, Pflanzensammlungen anzulegen, kleine bengalische Topfrosen zu begießen, Stickrahmen auszufüllen oder Kragen zu häkeln. Ein kleines Mädchen mag mit zehn Jahren gewandter sein als ein Junge, aber mit zwanzig ist sie schüchtern und linkisch. Sie wird Angst vor einer Spinne haben, wird Nichtigkeiten reden, wird an ihre Fähnchen denken, wird von Moden sprechen und dabei weder den Mut haben, eine umsichtige Mutter noch eine keusche Gattin zu sein.

Wie hat man sie so weit gebracht? Man hat sie gelehrt, ein paar Rosen in Aquarell auszutuschen, Halstücher zu sticken, womit sie täglich acht Sous verdienen können. Sie werden die Geschichte von Frankreich aus dem Ragois gelernt haben, die Chronologie aus den ‚Geschichtstafeln des Bürgers Chantreau', und man wird ihre junge Phan-

tasie an der Geographie sich haben austoben lassen — alles zu dem Zweck, ihrem Herzen nichts Gefährliches nahe zu bringen; zu gleicher Zeit aber wiederholten ihnen unermüdlich ihre Mütter und ihre Lehrerinnen, die ganze Wissenschaft einer Frau bestehe in der Kunst, mit jenem Feigenblatt umzugehen, das unsere Mutter Eva zuerst anlegte. Fünfzehn Jahre lang haben sie, wie Diderot sagte, nichts anderes gehört als: ‚Liebes Kind, dein Feigenblatt sitzt schlecht; liebes Kind, dein Feigenblatt steht dir gut; liebes Kind, wäre es nicht besser, wenn dein Feigenblatt auf die oder die Art zurechtgemacht würde?‘

Laß also deine Gattin in diesem schönen und edlen Kreise weiblicher Kenntnisse bleiben. Sollte deine Frau zufällig eine Bibliothek haben wollen, so kaufe ihr Florian, Malte-Brun, das ‚Kabinett der Feen‘, die ‚Tausendundeine Nacht‘, Redoutés ‚Rose‘, die ‚Sitten Chinas‘, Madame Knips ‚Tauben‘, das große Werk über Ägypten usw. Mit einem Wort: richte dich nach dem geistreichen Ausspruch jener Prinzessin, der man erzählte, es sei wegen der Teuerung des Brotes ein Aufstand ausgebrochen, und die darauf erwiderte: „Warum essen denn die Leute keinen Kuchen?“

Vielleicht wird deine Frau eines Abends dir den Vorwurf machen, du seist verdrießlich und sprächest nicht; vielleicht wird sie dir sagen, du seist ein netter Kerl, wenn du ein Wortspiel gemacht hast; aber dies ist nur ein sehr geringfügiger Übelstand unseres Systems. Was macht es dir außerdem aus, daß die Frauenerziehung in Frankreich die lächerlichste aller Abgeschmacktheiten ist, und daß unser Finsterlingssystem dir eine Puppe in die Arme legt? Da du nicht Mut genug hast, an eine schönere Aufgabe heranzugehen — ist es nicht besser, du ziehst mit deiner Gattin ein altes ausgefahrenes, aber recht sicheres Geleise entlang, als daß du es wagst, sie kühn die schroffen Abhänge der Liebe erklimmen zu lassen? Deine Frau ist ja

die Mutter deiner Kinder — aber dir liegt eigentlich nicht so sehr daran, Gracchen zu Söhnen zu haben, sondern mehr daran, wirklich ‚pater quem nuptiae demonstrant' zu sein. Um dir nun zu helfen, zu diesem Ziele zu gelangen, müssen wir aus diesem Buch ein Zeughaus machen, worin ein jeder, je nach seinem Charakter oder dem seiner Frau, die Rüstung sich auswählen kann, die ihn instand setzen wird, den fürchterlichen Geist des Bösen zu bekämpfen, der stets in der Seele einer Ehegattin zu erwachen bereit ist. Und da, alles wohlerwogen, die unwissenden Männer die erbittertsten Feinde der Frauenbildung sind, so wird diese Betrachtung für die meisten Ehemänner ein wahres Brevier sein.

Eine Frau, die eine Männererziehung erhalten hat, besitzt allerdings die glänzendsten Fähigkeiten, die wie keine andern geeignet sind, ihr und ihrem Mann das Glück zu bringen; aber eine solche Frau ist selten wie das Glück selber, und wenn die deinige nicht eine solche Frau ist, so mußt du sie im Interesse eurer beiderseitigen Glückseligkeit in dem Ideenkreise erhalten, in dem sie geboren ist; denn man darf auch nicht vergessen, daß eine augenblickliche Aufwallung des Stolzes in ihr dein Unheil sein kann, wenn du eine Sklavin, die sofort in Versuchung sein wird, ihre Macht zu mißbrauchen, auf den Thron gesetzt hast.

Alles in allem wird ein überlegener Mann, der das in dieser Betrachtung angeratene System befolgt, nichts weiter zu tun brauchen, als daß er seine Gedanken in kleine Münze umsetzt, wenn er von seiner Frau verstanden sein will — vorausgesetzt überhaupt, dieser überlegene Mann habe die Dummheit begangen, solch ein armes Geschöpf zu heiraten, und nicht ein junges Mädchen, dessen Seele und Herz er in langer Prüfung als vollwertig erkannt hat.

Mit dieser letzten Bemerkung beabsichtigen wir nicht, allen bedeutenden Männern den Rat zu geben, sich eine

bedeutende Frau zu suchen; wir wünschen keineswegs, daß ein jeder unserer Grundsätze auf die Art der Frau von Staël ausgelegt werde, die einen so plumpen Versuch machte, Napoleons Gattin zu werden. Diese beiden Menschen wären sehr unglücklich in ihrer Ehe gewesen, und Josephine war für Napoleon eine ganz andere Gattin, als dieses Mannweib des neunzehnten Jahrhunderts es hätte sein können.

Nein, wenn wir die auf dieser Welt kaum aufzufindenden jungen Mädchen rühmen, die der Zufall so glücklich aufgezogen hat, die die Natur so vollkommen gebildet hat, daß ihre zarte Seele bei aller Zartheit die ungestüme Berührung jener großen Seele erträgt, die das ausmacht, was wir ‚einen Mann' nennen, so meinen wir damit jene edlen und seltenen Geschöpfe, von denen Goethe im Klärchen seines Egmont uns ein Muster gegeben hat: wir denken an jene Frauen, die keinen andern Ruhm suchen als den, ihre Aufgabe gut zu erfüllen; die sich mit erstaunlicher Geschmeidigkeit dem Begehren und Gelüsten des Mannes fügen, den die Natur ihnen zum Herrn gegeben hat; die sich zu den schwindelnden Höhen der Gedankenwelt ihres Gatten zu erheben vermögen und sich dann wieder zu der einfachen Aufgabe herablassen, ihn zu unterhalten, wie man mit Kindern spielt; die alle Sonderbarkeiten dieser von so heftigen Leidenschaften durchwühlten Seelen begreifen und zugleich das leiseste Wort und den flüchtigsten Blick zu deuten wissen; die glücklich sind, wenn ihr Mann sie zu schweigen bittet, und ebenso glücklich, wenn er sie zu munterm Geplauder auffordert — mit einem Wort: denen eine Ahnung sagt, daß ein Lord Byron nicht denselben Gedankengang und dieselbe Sittlichkeit haben kann, wie ein Strumpfwirker. Aber hier wollen wir Halt machen; die weitere Ausmalung dieser Schilderung würde uns zu sehr von unserm Gegenstand entfernen: es handelt sich um die Ehe und nicht um die Liebe.

HYGIENE DER EHE

DIESE Betrachtung bezweckt, der Aufmerksamkeit des Lesers ein neues Verteidigungsmittel zu unterbreiten, vermöge dessen er den Willen seiner Frau mit unwiderstehlicher Wucht wird beugen können. Es handelt sich um die Wirkungen, die das körperliche Befinden und eine vernunftgemäße Abstufung der Ernährungsweise auf die moralische Kraft auszuüben vermögen.

Diese wichtige philosophisch-medizinische Frage der Ehepolitik hat ohne Zweifel einen besondern Reiz für alle jene Gichtkrüppel, Impotente, Katarrhaliker und die ganze Legion von alten Herren, deren Gleichgültigkeit wir in dem Artikel über die Prädestinierten ein wenig aufgestachelt haben; den allergrößten Wert aber wird sie für die Ehemänner haben, die kühn genug sind, zu den Mitteln eines rücksichtslosen Machiavellismus zu greifen, wie jener große König von Frankreich, der das Glück der Nation zu begründen suchte, indem er die Köpfe einiger großer Lehnsvasallen fallen ließ. Die Frage ist ganz die gleiche. Es handelt sich stets darum, einige Glieder zu amputieren oder zu schwächen, damit das Ganze besser gedeihe.

Glaubst du im Ernst, ein Junggeselle, der von Haneakraut, von Gurken und Portulak lebt, der sich Blutegel an die Ohren setzen läßt, wie Sterne es empfiehlt — ein solcher Junggeselle wäre der rechte Mann, gegen die Ehre deiner Frau mit Erfolg Sturm zu laufen? Nimm an, ein Diplomat wäre so geschickt gewesen, auf Napoleons Schädel einen dauernden Breiumschlag von Leinsamen zu befestigen oder ihm jeden Morgen ein Honigklistier verabfolgen zu lassen — glaubst du, Napoleon, Napoleon der Große, hätte Italien erobert? Hat Napoleon während des russischen Feldzuges die entsetzlichen Schmerzen eines Harnzwanges auszuhalten gehabt oder nicht? Dieses ist

eine jener Fragen, die für den ganzen Erdball wichtig gewesen sind. Steht es nicht fest, daß abkühlende Mittel, Duschen, Bäder und dergleichen, auf mehr oder minder heftige Schmerzen des Gehirns bedeutenden Einfluß üben? Wenn in der Hitze des Juli jede deiner Poren die eiskalten Limonaden, die du in einem einzigen Zuge ausgeschlürft hast, langsam wieder durchsintern läßt und einer glühenden Atmosphäre zurückerstattet — hast du da jemals diesen Mut, diese Kraft des Gedankens, diese ungeschmälerte Energie in dir gespürt, durch die einige Monate früher das Dasein dir leicht und angenehm war?

Nein, nein, mag in den härtesten Stein ein Stück Eisen noch so genau eingefügt sein, es wird in dem dauerhaftesten Baudenkmal klaffende Risse hervorbringen, die zuletzt zu dessen Einsturz führen müssen — und der Grund dafür ist der geheime Einfluß der langsamen und unsichtbaren Übergänge von Wärme zu Kälte und von Kälte zu Wärme, die die Vorgänge in der Atmosphäre beherrschen. Wenn also die atmosphärischen Vorgänge Einfluß auf den Menschen haben, so wollen wir grundsätzlich zugeben, daß der Mensch einen noch stärkern Einfluß auf die Phantasie von seinesgleichen ausüben muß, indem er mit größerer oder geringerer Kraft seinen Willen zur Geltung bringt; denn dieser Wille umgibt ihn mit einer wirklichen Atmosphäre.

Von diesem Grundsatz geht jedes Schauspielertalent, geht jede Poesie, geht jeder Fanatismus aus — denn dieser ist eine Beredsamkeit in Handlungen, wie jene eine Beredsamkeit in Worten ist; mit einem Wort: wir haben hier den Anfang einer Wissenschaft, die in diesem Augenblick noch in den Windeln liegt.

Dieser ‚Wille', der so machtvoll von Mensch zu Mensch wirkt, diese nervöse und flüchtige, so ungemein leicht bewegliche und übertragbare Kraft ist selbst von dem wechselnden Zustand unserer Organisation abhängig, und viele

Umstände tragen dazu bei, in diesem schwachen Organismus Veränderungen hervorzubringen.

Hiermit schließen wir unsere metaphysische Bemerkung und kehren zur Betrachtung der Umstände zurück, die auf den Willen des Mannes wirken und diesen Willen zur höchsten Kraftentwicklung emporheben oder auf den Tiefpunkt der Schwäche herabbringen.

Jetzt bitten wir aber, nicht zu glauben, wir wollten dich auffordern, der Ehre deiner Frau Breiumschläge aufzulegen, sie in ein Schwitzbad einzuschließen oder sie zu versiegeln wie einen Brief. Nein. Wir wollen nicht einmal versuchen, dir das magnetische System auseinanderzusetzen, mit dessen Hilfe du deinen Willen in der Seele deiner Frau würdest zum Siege bringen können; kein Ehemann würde für das Glück einer ewigen Liebe den Preis einer solchen beständigen Anspannung seiner animalischen Kräfte bezahlen wollen. Wir wollen vielmehr versuchen, ein unfehlbares System der Hygiene näher zu erläutern, mit dessen Hilfe du jeden Kaminbrand deiner Ehe leicht löschen kannst.

In den Lebensgewohnheiten der Modenärrinnen in Paris und der Provinz — die Modenärrinnen bilden einen scharf unterschiedenen Teil der anständigen Frauen — finden wir genügende Mittel, zu unserm Zweck zu gelangen, ohne daß wir nötig hätten, im Arsenal der Heilmittellehre die vier kalten Keime, den Nenufar und tausend andere hexenmäßige Erfindungen zu suchen. Wir wollen sogar dem Älian sein Haneakraut und Sterne seinen Portulak und seine Gurken überlassen, die auf gar zu augenscheinliche antiphlogistische Absichten hindeuten.

Laß deine Frau ganze Tage lang sich auf jenen weichen Kanapees strecken, auf denen der Leib sozusagen in ein Daunen- oder Federnbad versinkt!

Begünstige mit allen Mitteln, die dein Gewissen verträgt, den Hang der Frauen, nur die parfümierte Luft eines selten

geöffneten Zimmers zu atmen, in das durch wollüstige, durchsichtige Musselinwolken kaum ein halbes Licht hineindringt!

Mit diesem System wirst du wunderbare Wirkungen erzielen, nachdem du allerdings zuvor unter den Ausbrüchen der Aufregung, die es hervorruft, wirst gelitten haben; wenn du aber stark genug bist, diese vorübergehende Nervenanspannung deiner Frau auszuhalten, wirst du bald sehen, wie ihre künstlich hervorgerufene Kraft wieder schwindet. Die Frauen wollen im allgemeinen schnell leben, aber wenn die Stürme ihrer sinnlichen Aufregungen verbraust sind, kommen Windstillen, die für das Glück eines Ehemanns beruhigend sind.

Beweist nicht Jean-Jacques durch seine wundervolle ‚Julie' deiner Frau, daß sie eine unendliche Anmut sich aneignen wird, indem sie ihren zarten Magen und ihren göttlichen Mund nicht dadurch entehrt, daß sie unedle Stücke Rindfleisch und riesige Hammelkeulen zu Speisesaft verarbeitet? Gibt es auf der Welt etwas Reineres, als die interessanten, stets frischen und geruchlosen Gemüse, die farbenprangenden Früchte, den Kaffee, die duftende Schokolade, Atalantas goldene Äpfel: die Orangen, Arabiens Datteln, die Brüsseler Zwiebäcke? Diese Speisen sind gesunde und liebliche Nahrung, mit der man befriedigende Erfolge erzielt, während sie zugleich einer Frau eine gewisse geheimnisvolle Originalität verleiht. Sie erlangt durch ihre Diät in ihren Kreisen eine kleine Berühmtheit — wie durch eine Toilette, durch eine gute Tat oder durch ein witziges Wort. Pythagoras muß ihre Leidenschaft sein, wie wenn Pythagoras ein Pudel oder ein Äffchen wäre.

Begehe niemals die Unvorsichtigkeit gewisser Männer, die, um sich den Anstrich eines starken Geistes zu geben, den weiblichen Glauben bekämpfen: daß man sich seinen guten Wuchs erhalte, indem man wenig esse. Frauen, die

Diät halten, werden nicht fett — das ist klar und unumstößlich; darüber kommt niemand hinweg.

Preise deiner Gattin die Kunst, womit Frauen von berühmter Schönheit sich diese zu erhalten wußten, indem sie mehrere Male täglich in Milch oder in einem Wasser badeten, das durch eigentümliche Zusätze die Haut zarter machte, indem es das Nervensystem schwächte.

Vor allen Dingen bitte sie im Interesse ihrer für dich so kostbaren Gesundheit auf das dringendste, sich aller Abwaschungen mit kaltem Wasser zu enthalten; stets sei heißes oder laues Wasser der wichtigste Bestandteil bei ihren Abspülungen aller Art.

Broussais wird dein Abgott sein! Beim geringsten Unwohlsein deiner Frau und unter jedem nur eingermaßen stichhaltigen Vorwande läßt du ihr tüchtig Blutegel ansetzen; laß sogar von Zeit zu Zeit dir selber ein paar Dutzend setzen, um dadurch in deinem Hause dem System des berühmten Doktors mehr Autorität zu verleihen. In deiner Eigenschaft als Ehemann bist du verpflichtet, deine Frau stets zu rot zu finden; versuche sogar, ihr von Zeit zu Zeit das Blut in den Kopf zu treiben, um daraus das Recht abzuleiten, in gewissen Augenblicken eine Abteilung Blutegel in deine Wohnung einrücken zu lassen.

Das Getränk deiner Frau sei Wasser, das durch einen angenehm schmeckenden, jedoch nicht tonischen Burgunderwein leicht gefärbt ist; jeder andere Wein wäre von Übel. Leide niemals, daß sie reines Wasser als Getränk nimmt. Du wärest verloren!

„Stürmisches Naß! Sobald du gegen die Schleusen des Gehirns andrängst, flugs geben sie deiner Wucht nach! In den Fluten taucht die Neugier auf und winkt ihren Gefährtinnen, sie möchten ihr folgen: sie stürzen sich mitten in den Strom. Träumend setzt sich die Phantasie ans Ufer. Sie folgt der Strömung mit den Augen und macht

aus Strohhalmen und Zweiglein Fockmast und Bugspriet. Kaum hat sich die Metamorphose vollzogen, so erscheint, mit der einen Hand ihr bis zum Knie aufgerafftes Kleid haltend, die Sehnsucht, sieht die Phantasiegebilde und bemächtigt sich ihrer. O ihr Wassertrinker! Mit Hilfe dieser Zauberkraft habt ihr wohl so oft nach eurem Belieben die Welt gewandelt, habt die Ohnmächtige mit Füßen getreten, ihr Antlitz zermalmt und zuweilen sogar Gestalt und Aussehen der Natur verändert?"

Solltest du durch dieses System der Untätigkeit in Verbindung mit unserer Ernährungsmethode noch keine befriedigenden Ergebnisse erlangen, so stürze dich ohne Zögern in ein anderes System, das wir dir näher auseinandersetzen wollen:

Der Mensch besitzt eine bestimmte Menge von Lebens- oder Willenskraft. Dieser Mann oder jene Frau verhält sich zu einem andern Menschen wie zehn zu dreißig oder wie eins zu fünf — und einen gewissen Höhegrad überschreitet kein einziger von uns. Die Menge von Lebens- oder Willenskraft, die ein jeder von uns besitzt, schwillt an und ab wie der Ton: bald ist sie stark, bald schwach; sie unterliegt Wandlungen, je nach der Anzahl von Oktaven, die sie durchmessen darf. Diese Kraft ist einzig in ihrer Art; obwohl sie sich in Begierden, in Leidenschaften, in geistigen Tätigkeiten oder in körperlichen Eigenschaften auflöst, eilt sie doch stets an den Ort, an den der Mensch sie ruft. Ein Boxer verausgabt sie in Faustschlägen; der Bäcker knetet mit ihr sein Brot; der Dichter verbraucht sie in einer seelischen Erregung, und zwar in ungeheuren Mengen; der Tänzer läßt sie in seine Beine strömen; kurzum jeder verteilt diese Kraft nach seiner Phantasie, und ich will heute abend den Minotauros ruhig auf meinem Bette sitzen sehen, wenn du nicht ebensogut wie ich weißt, wo der Mensch am meisten davon verausgabt. Fast alle Menschen verzehren in not-

wendigen Arbeiten oder in den Nervenzuckungen verderblicher Leidenschaften diese schöne Menge von Lebens- und Willenskraft, die die Natur ihnen zum Geschenk gemacht hat; aber vor allem sind unsere anständigen Frauen eine willenlose Beute der Launen und Angriffe dieser Macht, die nicht weiß, an welchem Punkt sie ihre Kräfte soll wirken lassen. Wenn die Energie deiner Frau nicht schon dem diätetischen Verfahren unterlegen ist, so bringe sie in eine stets an Schnelligkeit zunehmende Bewegung hinein. Bringe es dahin, daß die Gesamtsumme der Kraft, die dich belästigt, in einer Beschäftigung aufgeht, die sie völlig in Anspruch nimmt. Man braucht eine Frau nicht an eine Tretmühle zu fesseln — es gibt tausend Mittel, sie durch eine beständige Arbeit zu ermüden.

Die Mittel der Ausführung wollen wir dir anheimstellen, denn diese schwanken nach recht vielen Umständen; nur wollen wir dich auf den Tanz aufmerksam machen, der einer der schönsten Abgründe ist, in denen die Liebeleien ihr Grab finden. Da dieser Gegenstand von einem unserer Zeitgenossen recht angemessen behandelt worden ist, so wollen wir ihm das Wort lassen:

„So manches arme Opfer, das den Zauberkreis eines Tanzsaales bewundert, muß seine Erfolge recht teuer bezahlen. Welche Frucht darf man von Anstrengungen erwarten, die den Kräften des zarten Geschlechtes so wenig angemessen sind? Die Muskeln werden ohne Vernunft angestrengt und verbrauchen ohne Maß und Ziel die Kräfte der Tänzerin. Die Geister, deren Bestimmung es war, das Feuer der Leidenschaften und der Gehirntätigkeit zu nähren, werden von ihrem Wege abgelenkt. Die Abwesenheit von Begierden, die Vorliebe für Ruhe, die ausschließliche Wahl kräftiger Nahrungsmittel — dies alles deutet auf eine geschwächte Natur hin, die mehr nach Wiederherstellung ihrer Kräfte als nach Genüssen strebt. Mit

Recht sagte mir eines Tages ein Einheimischer der Kulissenwelt: ‚Wer mit Tänzerinnen gelebt hat, hat von Hammelfleisch gelebt; denn in ihrer Erschöpfung können sie dieser energischen Nahrung nicht entbehren.' Man glaube mir nur, die Liebe, die eine Tänzerin einflößt, ist recht trügerisch: voll Ärgers trifft man in einer künstlich gemachten Frühlingslandschaft auf einen kalten, geizigen Boden; die Sinne einer Tänzerin sind nicht zu entflammen. Die kalabrischen Ärzte verordnen den Tanz als Heilmittel für die hysterischen Leidenschaften, die unter den Frauen jenes Landes allgemein verbreitet sind, und die Araber behandeln so ziemlich nach demselben Rezept die edlen Stuten, deren zu geiles Temperament ihre Befruchtung verhindert. ‚Dumm wie ein Tänzer' — ist ein beim Theater allgemein gangbares Sprichwort. Kurz und gut, die besten Köpfe Europas sind überzeugt, daß jeder Tanz in sich eine außerordentlich abkühlende Wirkung trägt.

Um dies alles zu beweisen, müssen wir allerdings noch andere Beobachtungen anführen. Dem Leben der Hirten entsprangen zügellose Ausschreitungen der Liebe. Die Weberinnen waren in ganz Griechenland wegen ihrer abscheulichen Sitten verschrien. Die Italiener haben der sinnlichen Lüsternheit hinkender Weiber ein eigenes Sprichwort gewidmet. Die Spanier, in deren Adern durch so viele Blutmischungen auch die afrikanische Zügellosigkeit geriet, geben ihre geheimen Wünsche in einem Sprichwort kund: Muger y gallina pierna quebrantada — ‚Von Weibern und Hühnern sind die Humpelbeine die besten.' Das tiefe Verständnis der Orientalen für die Kunst der Sinnenfreuden enthüllt sich in seinem vollen Umfang durch den Erlaß des Kalifen Hakim, des Begründers der Sekte der Drusen, der bei Todesstrafe in seinen Ländern die Anfertigung irgendwelcher Fußbekleidungen für Frauen verbot. Wie es scheint, können auf dem ganzen Erdball die

Stürme des Herzens nur zum Ausbruch kommen, wenn die Beine Ruhe haben!"

Wundervolles Verfahren, eine Frau tanzen zu lassen und sie nur mit weißem Fleisch zu nähren!

Man glaube nur nicht, daß diese ebenso wahren wie geistreich ausgedrückten Beobachtungen unserm vorher entwickelten System zuwiderlaufen; durch das eine wie durch das andere wird es dir gelingen, bei einer Frau die so außerordentlich wünschenswerte Schlaffheit hervorzurufen, die eine Bürgschaft für Ruhe und Behagen ist. Bei Anwendung des zuletzt genannten Systems läßt du eine Tür offen, durch die der Feind entfliehen kann und soll; durch das andere System tötest du ihn.

Hier kommt es uns nun vor, wie wenn gewisse überbedenkliche und kurzsichtige Leute im Namen der Sittlichkeit und des Gefühls gegen unsere Hygiene Einsprache erhöben:

Ist denn nicht auch die Frau mit einer Seele begabt? Hat sie nicht Gefühlsbewegungen gerade wie wir? Mit welchem Recht mißachtet man ihre Schmerzen, ihre Ideen, ihre Bedürfnisse und bearbeitet sie wie ein gemeines Metall, woraus der Arbeiter ein Löschhorn oder einen Leuchter macht? Vielleicht weil diese armen Geschöpfe bereits schwach und unglücklich sind, maßt ein rücksichtsloser Mensch sich die Gewalt an, sie bloß zur Durchführung seiner mehr oder minder richtigen Ideen zu quälen? Und wenn ihr nun durch euer schwächendes oder erhitzendes Verfahren, das die Fibern größer oder weicher macht oder ihnen eine andere Form gibt, furchtbare und schmerzhafte Krankheiten verursachtet, wenn ihr eine Frau, die euch teuer ist, ins Grab brächtet; wenn, wenn usw.

Hierauf antworten wir:

Hast du jemals gezählt, wie viele verschiedene Formen Harlekin und Pierrot ihrem kleinen weißen Hütchen zu

geben wissen? Sie drehen und wenden es so geschickt, daß sie nach und nach einen Kreisel, ein Boot, ein Trinkglas, einen Halbmond, ein Barett, einen Korb, einen Fisch, eine Peitsche, einen Dolch, ein Kind, einen Menschenkopf u. a. m. daraus machen.

Genaues Abbild des Despotismus, womit du deine Frau bearbeiten und wieder bearbeiten mußt!

Die Frau ist ein Eigentum, das man vertragsmäßig erwirbt, und zwar ein bewegliches Eigentum, denn der Besitz ist so gut wie der Besitztitel; kurz und gut, die Frau ist im eigentlichen Sinne des Wortes nur ein Anhängsel des Mannes; also behaue sie nur, beschneide sie, stutze sie zu — sie ist in aller Form Rechtens dein. Beunruhige dich nicht im geringsten um ihr Stöhnen, ihr Schreien, ihre Schmerzen: die Natur hat sie zu unserm Gebrauch geschaffen, damit sie alles trage: Kinder, Kummer, Prügel und Schmerzen um den Mann.

Man beschuldige uns der Härte! In allen Gesetzbüchern der sogenannten Kulturvölker hat der Mann die Gesetze geschrieben, die das Schicksal der Frauen regeln. Sie tragen die blutige Überschrift: Vae victis! Wehe den Schwachen!

Endlich nimm dir die letzte Beobachtung zu Herzen, die vielleicht von allen, die wir bisher gemacht haben, am schwersten ins Gewicht fällt: wenn nicht du, der Gatte, es bist, der dieses reizende schwache Rohr unter seinen Willen beugt, so wird ihr ein viel schrecklicheres Joch beschieden sein: die Tyrannei eines launenhaften und despotischen Junggesellen — sie wird ein zwiefaches Joch anstatt eines einzigen zu ertragen haben. Alles wohl gegeneinander abgewogen, wird dich also auch schon die Menschlichkeit dazu auffordern, die Grundzüge unserer Hygiene zu befolgen.

PERSÖNLICHE MITTEL

VIELLEICHT haben die vorhergehenden Betrachtungen mehr allgemeine Verhaltungsmaßregeln angegeben, als daß in ihnen die Mittel behandelt wurden, gegen Gewalt Gewalt anzuwenden. Sie enthalten Pharmakopöen und geben keine örtlichen Heilmittel an. Hier zeigen wir dir jetzt auch die persönlichen Mittel, die die Natur dir zu deiner Verteidigung in die Hand gelegt hat; denn die Vorsehung hat niemanden vergessen: wenn sie dem Sepiafisch im Adriatischen Meer jene schwarze Farbe gegeben hat, mittels deren er eine Wolke hervorbringt, die ihn den Blicken seines Feindes entzieht, so kannst du dir wohl denken, daß sie auch einen Ehemann nicht ohne Schwert gelassen hat: und jetzt ist der Augenblick da, das deinige zu zücken.

Ohne Zweifel hattest du, als du dich verheiratetest, von deiner Frau verlangt, sie solle ihre Kinder selber nähren: gut, stürze sie jetzt in die Verlegenheiten und Mühen einer Schwangerschaft oder Säugezeit — du wirst dadurch die Gefahr zum mindesten um ein Jahr oder zwei hinausschieben. Eine Frau, die damit beschäftigt ist, ein Kleinchen in die Welt zu setzen oder zu nähren, hat wirklich nicht die Zeit, an einen Liebhaber zu denken, ganz abgesehen davon, daß sie vor und nach ihrer Niederkunft nicht imstande ist, sich in Gesellschaft zu zeigen. Denn wie könnte auch die unbescheidenste der distinguierten Frauen, von denen unser Werk handelt, es wagen, sich im Zustande der Schwangerschaft zu zeigen und mit dieser verborgenen Frucht, ihrem öffentlichen Ankläger, vor allen Leuten herumzugehen? O Lord Byron, du wolltest ja die Frauen nicht einmal essen sehen!

Wenn sechs Monate nach ihrer Niederkunft das Kindchen nach Herzenslust gesogen hat, fängt eine Frau kaum an, wieder ihre Frische und Freiheit zu genießen.

Wenn deine Frau ihr erstes Kind nicht genährt hat, so bist du zu klug, um nicht aus diesem Umstand Nutzen zu ziehen, und in ihr den Wunsch zu erwecken, das Kleine, das sie jetzt unter dem Herzen trägt, selbst zu nähren. Du liest ihr Rousseaus ‚Emile' vor, du entflammst ihre Einbildungskraft für Mutterpflichten, wendest dich an ihre höchsten moralischen Gefühle usw. Mit einem Wort: du bist ein Dummkopf oder ein kluger Mensch; im ersteren Fall würdest du stets minotaurisiert werden, auch wenn du dies Buch gelesen hättest; im zweiten Fall mußt du eine halbe Andeutung verstehen.

Dieses erste Mittel ist virtuell persönlich. Es wird dir einen weiten Spielraum geben, um die Anwendung der andern Mittel vorzubereiten.

Seitdem Alkibiades seinem Hunde die Ohren und den Schwanz abschnitt, um Perikles gefällig zu sein, weil diesem damals die Athener durch allzu großes Interesse für eine Art von spanischem Krieg und von Unterschleifen eines Armeelieferanten Ouvrard lästig wurden — seitdem hat es keinen Minister gegeben, der nicht versucht hätte, irgend einem Hunde die Ohren abzuschneiden.

Und wenn eine Entzündung an einem wichtigen Teil des menschlichen Körpers sich zeigt, so veranlaßt die Heilkunde eine kleine Gegenrevolution an einem andern Punkt durch Brennkegel, Schröpfköpfe, Akupunkturen und dergleichen.

Ein anderes Mittel besteht also darin, deiner Frau einen Brennkegel zu setzen oder ihr irgend eine Nadel in den Geist zu bohren, die sie fühlbar sticht und eine Ablenkung zu deinen Gunsten veranlaßt.

Ein sehr geistvoller Mann hatte seinen Honigmond auf eine Dauer von ungefähr vier Jahren gebracht; da nahm der Mond ab, und er begann den verhängnisvollen Halbbogen zu bemerken. Seine Frau war genau in dem Zu-

stand, in den, wie wir am Ende unseres ersten Teiles nachgewiesen haben, jede anständige Frau gerät: sie hatte an einem ziemlich erbärmlichen Gesellen ‚Geschmack gefunden' — er war noch dazu klein und häßlich, aber es war eben nicht ihr Mann. In dieser Lage der Dinge verfiel der Gatte auf ein Hundeschwanzabschneiden, das für mehrere Jahre seinem gebrechlichen Glück neue Lebenskraft gab. Seine Frau hatte sich so gewandt benommen, daß er sich in großer Verlegenheit befunden hätte, dem Liebhaber seine Tür zu verbieten, denn sie hatte ein sehr entferntes Verwandtschaftsverhältnis mit diesem ausfindig gemacht. Die Gefahr wurde von Tag zu Tag bedrohlicher. Minotaurosgeruch machte sich allüberall bemerkbar. Eines Abends erschien der Gatte, von einem tiefen Kummer niedergedrückt; augenscheinlich litt er furchtbar. Mit seiner Frau war es bereits so weit gekommen, daß sie mehr Freundschaft für ihn zur Schau trug, als sie selbst während ihres Honigmondes für ihn empfunden hatte; und so bestürmte sie ihn mit Fragen über Fragen. Von seiner Seite dagegen düsteres Schweigen. Verdoppelte Fragen — dem Herrn entschlüpfen halbe Andeutungen, die ein großes Unglück ahnen lassen! Na, er hatte ihr damit einen japanischen Brennkegel angesetzt, der brannte wie ein Autodafé von 1600. Sofort versuchte die Frau durch tausend Manöver zu erfahren, ob der Kummer ihres Ehemanns durch diesen Liebhaber in spe verursacht sei. Zur Durchführung dieser ersten Intrige wandte sie tausend Mittel an. Die Phantasie sprengte mit verhängtem Zügel daher. Vom Liebhaber — war nicht mehr die Rede. Mußte sie nicht vor allen Dingen das Geheimnis ihres Gatten entdecken? Eines Abends erliegt dieser dem Drange, seiner zärtlichen Freundin seinen Kummer anzuvertrauen: er erklärt ihr, ihr ganzes Vermögen sei verloren. Sie müßten auf ihre Equipage, auf die Loge in der Komischen Oper, auf Bälle, auf

Feste, auf Paris verzichten; vielleicht könnten sie alle Verluste wieder einholen, wenn sie sich für ein Jahr oder zwei freiwillig auf ihr Landgut verbannten. Er wendet sich an die Phantasie seiner Frau, an ihr Herz, er beklagt sie, daß sie ihr Schicksal an das Los eines Mannes geknüpft habe, der ja allerdings in sie verliebt sei, aber kein Vermögen habe; er rauft sich einige Haare aus, und es bleibt seiner Frau nichts anderes übrig, als sich ebenfalls von hohen Gefühlen der Ehre fortreißen zu lassen; und in dem ersten Fiebertaumel ihrer neuerwachten ehelichen Liebe führt er sie auf sein Landgut. Hier erhielt sie neue Schröpfköpfe, Senfpflaster über Senfpflaster; Erfindung etlicher neuer Arten von Hundeschwanzabschneiden: er ließ an das Schloß einen Flügel in gotischem Stil anbauen; die gnädige Frau stellte zehnmal den ganzen Park auf den Kopf, um Wasserkünste, Seen, neue Aussichten zu erhalten, usw.; endlich war auch der Mann inmitten all dieser Tätigkeit selber nicht untätig: er verschaffte ihr interessante Lektüre, umgab sie mit zarten Aufmerksamkeiten usw. Besonders zu beachten: niemals ließ er sich einfallen, seiner Frau diese List einzugestehen; daß das verlorene Vermögen sich wieder einfand, geschah gerade infolge des Anbaues des gotischen Flügels und durch die riesigen Geldausgaben, die die Anlage der langen Wasserläufe gekostet hatte; er bewies seiner Frau, der See liefere das Wasser für einen Wasserfall, durch diesen würden Mühlen getrieben usw.

Hier haben wir einen nach allen Regeln der Kunst angewandten ehelichen Brennkegel, denn dieser Ehemann vergaß weder das Kindermachen noch die Einladung langweiliger, dummer und alter Nachbarn; und wenn er im Winter nach Paris kam, stürzte er seine Frau in einen solchen Wirbel von Bällen und Besorgungen, daß sie für Liebhaber keine Minute Zeit übrig hatte. Liebhaber sind notwendige Früchte eines müßigen Lebens.

Reisen nach Italien, der Schweiz und Griechenland, plötzliche Krankheiten, die den Besuch von Bädern, und zwar möglichst weit entfernten Bädern, nötig machen, sind ziemlich gute Brennkegel. Übrigens muß ein kluger Mann deren tausend für einen zu finden wissen.

Fahren wir nunmehr in der Prüfung unserer persönlichen Mittel fort.

Hier wollen wir dich nun darauf aufmerksam machen, daß unsere Erörterungen auf einer Voraussetzung beruhen, die du ebenfalls als zutreffend anerkennen mußt, weil du sonst einfach unser Buch zuklappen könntest. Wir setzen nämlich voraus, daß dein Honigmond eine ziemlich anständige Zeitdauer gehabt hat und daß das Fräulein, das du zu deiner Frau machtest, Jungfrau war; im entgegengesetzten Fall würde nach den in Frankreich üblichen Sitten deine Frau dich nur zu dem Zweck geheiratet haben, um inkonsequent zu werden.

Im Augenblick, wo in deiner Ehe der Kampf zwischen der Tugend und der Inkonsequenz beginnt, läuft die ganze Frage darauf hinaus, daß deine Frau fortwährend unwillkürliche Vergleiche zwischen dir und einem Liebhaber anstellt.

Auch hierin liegt für dich ein Verteidigungsmittel; es ist ein durchaus persönliches und wird von Ehemännern selten zur Anwendung gebracht, doch machen Männer von überlegenem Geist ohne Furcht einen Versuch damit. Es besteht darin, den Liebhaber auszustechen, ohne daß deine Frau etwas von deiner Absicht merken kann. Du mußt sie dahin bringen, daß sie eines Abends beim Anlegen der Haarwickel voll Verdruß zu sich selber sagt: „Aber an meinem Mann ist ja mehr dran als an ihm."

Damit dir dies gelinge, hast du vor dem Liebhaber den bedeutenden Vorteil voraus, daß du den Charakter deiner Frau kennst und weißt, wodurch sie zu verletzen ist. Du

mußt mit der ganzen Feinheit eines Diplomaten diesen Liebhaber, ohne daß er etwas davon merkt, Ungeschicklichkeiten begehen lassen, durch die er sich deiner Frau mißliebig macht.

Nach Brauch und Herkommen wird dieser Liebhaber sich um deine Freundschaft bemühen, oder ihr werdet gemeinsame Freunde haben; du mußt ihm nun entweder durch diese Freunde oder durch ebenso geschickte wie perfide Insinuationen über Angelegenheiten, denen deine Frau Wichtigkeit beimißt, falsche Begriffe beibringen; und wenn du dich nur ein wenig geschickt benimmst, wirst du sehen, wie deine Frau ihrem Liebhaber den Laufpaß gibt, ohne daß weder sie noch er den wahren Grund davon erraten. Du dichtest damit innerhalb deiner vier Wände eine fünfaktige Komödie, in der du selbst die glänzenden Rollen Figaros oder Almavivas spielst; du wirst dich einige Monate lang ausgezeichnet dabei amüsieren, um so mehr, da deine Eigenliebe, deine Eitelkeit und dein persönliches Interesse lebhaft dabei in Frage kommen.

Ich hatte in meiner Jugend das Glück, einem alten Emigranten zu gefallen, der meiner Erziehung jenen letzten Schliff gab, den die jungen Leute gewöhnlich von den Frauen empfangen. Dieser Freund, dessen Andenken mir stets teuer sein wird, lehrte mich durch sein Beispiel die Anwendung jener diplomatischen Schachzüge, die ebensoviel Klugheit wie Anmut erfordern.

Der Graf von Nocé war von Koblenz nach Frankreich zurückgekehrt, als für Adelige der Aufenthalt dort sehr gefährlich war. Niemals war ein Mensch so mutig und so gütig, so verschlagen und so sorglos. Im Alter von etwa sechzig Jahren hatte er ein junges Mädchen von fünfundzwanzig geheiratet; zu dieser Torheit trieb ihn lediglich sein Mitleid: er entriß das arme Mädchen der Tyrannei einer launenhaften Mutter. „Wollen Sie meine Witwe

sein?“ hatte der liebenswürdige alte Herr zu Fräulein von Pontivy gesagt; aber seine Seele war zu liebebedürftig, und so hatte er sich inniger an seine Frau angeschlossen, als ein vernünftiger Mann es hätte tun dürfen. Da er während seiner Jugend bei einigen der geistreichsten Frauen vom Hofe Ludwigs des Fünfzehnten in die hohe Schule genommen war, so hegte er immerhin noch einige Hoffnung, die Gräfin vor jedem Straucheln bewahren zu können. Niemals habe ich einen Mann so geschickt wie ihn alle jene Lehren zur Ausführung bringen sehen, die ich den Ehemännern zu geben bemüht bin. Mit welchem Reiz wußte er durch seine angenehmen Manieren und seine geistreiche Unterhaltung das Leben zu umkleiden! Seine Frau erfuhr erst nach seinem Tode und durch mich, daß er die Gicht hatte. Seine Lippen troffen von Anmut, aus seinen Augen leuchtete reine Liebe. Vorsichtigerweise hatte er sich in die Abgeschiedenheit eines Tales, in eine Waldeinsamkeit zurückgezogen, und Gott weiß, was für Spaziergänge er mit seiner Frau machte! Sein glücklicher Stern wollte, daß Fräulein von Pontivy ein ausgezeichnetes Herz hatte und im hohen Grade jenes auserlesene Zartgefühl, jene schamhafte Empfindsamkeit besaß, die, wie ich glaube, das häßlichste Mädchen der Welt verschönen würden. Plötzlich kam einer seiner Neffen, ein hübscher Offizier, der der Katastrophe von Moskau entronnen war, auf Besuch zu seinem Onkel, teils um zu erfahren, ob er wohl künftige Neffen zu befürchten hätte, teils in der Hoffnung, einen lustigen Krieg mit der Tante zu führen. Seine schwarzen Haare, sein Schnurrbart, das gewandte Geplauder des Generalstabsoffiziers, eine gewisse ebenso elegante wie leichte ‚disinvoltura‘, lebhafte Augen; dies alles unterschied den Neffen vom Onkel. Ich kam gerade in dem Augenblick an, wo die junge Gräfin ihrem Verwandten das Tricktrack zeigte. Das Sprichwort sagt, die Frauen lernen dieses Spiel

nur von ihren Liebhabern und umgekehrt. Nun hatte Herrn von Nocé am selben Morgen während einer solchen Partie zwischen seiner Frau und dem Vicomte einer jener Blicke überrascht, die ein eigentümliches Gemenge von Unschuld, Furcht und Begierde enthalten. Am Abend schlug er uns einen Jagdausflug vor, den wir annahmen. Niemals sah ich ihn so gut aufgelegt und so lustig wie am nächsten Morgen, obwohl sich bereits die Anzeichen eines demnächstigen Gichtanfalles bemerkbar machten. Der Teufel selbst hätte nicht geschickter als er eine schlüpfrige Unterhaltung in Gang bringen können. Er war früherer Grauer Musketier und hatte Sophie Arnould gekannt. Das sagt alles. Die Unterhaltung unter uns dreien wurde bald im höchsten Grade ausgelassen; möge Gott sie mir verzeihen!

„Niemals hätte ich gedacht, daß mein Onkel ein so wackerer Degen wäre!" sagte der Neffe zu mir.

Wir machten eine Rast, und als wir alle drei auf dem Rasen einer der grünsten Lichtungen des Waldes saßen, hatte der Graf uns junge Leute so weit gebracht, daß wir über die Frauen Bemerkungen machten, wie nur ein Brantome und Aloysia.

„Ihr seid recht glücklich unter der jetzigen Regierung, ihr jungen Leute! Die Frauen haben Sitten!" — Um diesen Ausruf des alten Herrn so recht zu würdigen, müßte man die Greuel gehört haben, die der Kapitän erzählt hatte! — „Und", fuhr der Graf fort, „dies ist eine der Segnungen, die wir der Revolution verdanken. Dadurch erhalten die Leidenschaften einen viel größern Reiz des Geheimnisvollen. Früher waren die Frauen leicht zu haben; nun, meine Herren, Sie können sich kaum vorstellen, wie viel Geist und Gewandtheit man aufbieten mußte, um alle diese abgenutzten Temperamente aufzustacheln: wir waren stets auf dem qui vive. Andererseits wurde aber auch einer berühmt durch eine geschickt vorgebrachte Zote oder durch

eine glückliche Unverschämtheit. Die Weiber lieben so etwas, und dies wird stets das sicherste Mittel sein, es bei ihnen zu etwas zu bringen!" Diese letzten Worte sagte der Graf mit unterdrücktem Ärger. Plötzlich schwieg er und ließ den Hahn seines Gewehrs knacken, wie wenn er eine tiefe Erregung verbergen wollte.

„Ah bah!" sagte er, „meine Zeit ist vorüber! Die Phantasie muß jung sein ... und der Körper auch! Ach! Warum habe ich mich verheiratet! Und das Perfideste an den Mädchen, deren Mütter und Erzieherinnen während dieser Glanzzeit der Galanterie gelebt haben, ist das, daß sie eine unschuldige Miene zur Schau tragen, eine Zimperlichkeit ... es sieht aus, wie wenn der sanfteste Honig zu scharf für ihre zarten Lippen wäre, und wer sie kennt, der weiß, daß sie Salz als Leckerzeug essen würden!" Er stand auf, hob in einer Anwandlung von Wut sein Gewehr in die Höhe und stieß es auf die Erde, daß beinahe der ganze Kolben in dem feuchten Rasen verschwand.

„Wie es scheint, liebt die teure Tante die kleinen Scherze!" sagte der Offizier leise zu mir.

„Oder die Intrigen in beschleunigtem Tempo!" fügte ich hinzu.

Der Neffe zog seine Krawatte an, brachte seinen Kragen in Ordnung und hüpfte wie ein kalabrischer Ziegenbock. Gegen zwei Uhr nachmittags kamen wir nach Hause. Der Graf nahm mich bis zum Essen mit auf sein Zimmer unter dem Vorwande, einige Medaillen zu suchen, von denen er während unseres Heimweges mir erzählt hatte. Die Mahlzeit war trübselig. Die Gräfin behandelte ihren Neffen mit kalter Höflichkeit. Als wir in den Salon zurückgekehrt waren, sagte der Graf zu seiner Frau: „Ihr macht doch euer Tricktrack? Wir werden euch allein lassen."

Die junge Gräfin antwortete nicht. Sie sah ins Kaminfeuer und schien seine Worte nicht gehört zu haben. Ihr

Mann machte einige Schritte auf die Tür zu, indem er mich durch eine Handbewegung einlud, ihm zu folgen. Als sie seine Schritte hörte, wandte seine Frau mit einer lebhaften Bewegung den Kopf um und sagte:

„Warum wollen Sie uns verlassen? Sie haben wohl morgen vollkommen Zeit genug, dem Herrn Ihre Medaillen zu zeigen."

Der Graf blieb.

Ohne die kaum merkliche Verlegenheit zu beachten, in der sein Neffe, der bisher so gewandte Offizier, sich zu befinden schien, entfaltete der Graf während des ganzen Abends den unaussprechlichen Zauber seiner Unterhaltung. Niemals hörte ich ihn so glänzend erzählen, niemals sah ich ihn mit so zärtlichen Aufmerksamkeiten um seine Gemahlin beschäftigt. Wir sprachen viel über die Frauen. Die Scherze unseres Wirtes trugen das Gepräge des feinsten Zartgefühls. Ich selber sah nichts mehr von den weißen Haaren auf seinem alten Kopfe; denn dieser glänzte von jener Jugend des Herzens und des Geistes, die die Runzeln verwischt und den Schnee des Lebenswinters schmelzen läßt. Am andern Tage reiste der Neffe ab. Selbst nach dem Tode des Herrn von Nocé und in vertraulichen Plauderstündchen, in denen die Frauen nicht immer so sehr auf der Hut sind, ist es mir niemals gelungen, zu erfahren, welche Ungezogenheit der Vicomte damals gegen seine Tante begangen hatte. Diese Ungezogenheit mußte recht schlimm gewesen sein, denn seit jener Zeit hat Frau von Nocé niemals ihren Neffen wiedersehen wollen; sie kann selbst heute noch nicht seinen Namen nennen hören, ohne unwillkürlich ein wenig ihre Brauen zusammenzuziehen. Ich erriet damals nicht sofort den Zweck jener Jagdpartie des Grafen von Nocé; später aber schien mir, er habe damit ein recht gewagtes Spiel gespielt.

Wenn es dir jedoch gelingt, einen so großen Sieg zu erfechten wie Herr von Nocé, so vergiß nicht, das System der

Brennkegel mit ganz besonderer Behutsamkeit in Anwendung zu bringen; und bilde dir nicht ein, man könne ähnliche Gewaltstreiche ungestraft wiederholen. Wenn du mit deinen Talenten zu verschwenderisch umgingest, würdest du zuletzt deiner Frau gegenüber Bankrott machen; denn sie würde von dir immer das Doppelte von dem fordern, was du ihr gäbest, und es würde ein Augenblick kommen, wo du auf dem trockenen säßest. Die menschliche Seele ist in ihren Wünschen eine Art arithmetischer Progression unterworfen, deren Ziel ebenso unbekannt ist wie ihr Ursprung. Wie der Opiumesser stets die Dosis verdoppeln muß, um das gleiche Resultat zu erhalten, so verlangt auch unser ebenso gebieterischer wie schwacher Geist, daß Gefühle, Gedanken und Verhältnisse stets wachsen. Daraus entspringt die Notwendigkeit, bei einem dramatischen Werk das Interesse geschickt auf die einzelnen Szenen zu verteilen, und ebenso muß man in der Medizin die Heilmittel stufenweise wirken lassen. Du siehst also: wenn du dich jemals an die Anwendung dieser Mittel heranwagst, so mußt du dein kühnes Vorgehen nach recht vielen Umständen regeln, und der Erfolg wird stets davon abhängen, welche Triebfeder du zu benutzen weißt.

Hast du Einfluß, mächtige Freunde? Bekleidest du eine wichtige Stellung? Ein letztes Mittel wird das Übel an der Wurzel anfassen. Hast du nicht etwa die Macht, deiner Frau ihren Liebhaber durch eine Beförderung wegzunehmen, die ihn nach einem andern Ort bringt, oder, wenn er Soldat ist, ihn einfach nach einer andern Garnison versetzen zu lassen? Den Briefwechsel unterdrückst du; die Mittel dazu werden wir später angeben. Nun: sublata causa tollitur effectus. Diese lateinischen Worte könnte man frei übersetzen: Keine Wirkung ohne Ursache; kein Geld, kein Schweizer.

Trotzdem könnte, wie du wohl begreifst, deine Frau sich leicht einen andern Liebhaber wählen; aber nachdem du

zunächst diese vorläufigen Mittel angewandt hast, wirst du stets einen Brennkegel zur Hand haben; dadurch gewinnst du Zeit und kannst versuchen, dich durch einige neue Listen aus der Klemme zu ziehen.

Gut wäre es, wenn du das System der Brennkegel mit den mimischen Kunststücken Carlins verbinden könntest. Der unsterbliche Carlin, von der Italienischen Komödie, hielt eine ganze Gesellschaft in Aufmerksamkeit und heiterer Stimmung, indem er stundenlang mit vollendeter pantomimischer Kunst und in tausendfach verschiedener Betonung immer nur dieselben Worte sprach: „Der König sagte zur Königin. — Die Königin sagte zum König." Mache es wie Carlin. Richte es so ein, daß du fortwährend deiner Frau Schach bietest, damit du nicht selber matt wirst. Mache dein Examen in der Kunst des Versprechens bei den konstitutionellen Ministern. Gewöhne dich daran, im rechten Augenblick den Polichinell zu zeigen, womit du ein Kind dazu verlockst, daß es hinter dir herläuft, ohne daß es merkt, wie weit es schon gelaufen ist. Wir alle sind Kinder, und die Frauen sind durch ihre Neugier sehr dazu geneigt, ihre Zeit zu verlieren, indem sie hinter einem Irrwisch herlaufen. Ist nicht als leuchtende und nur zu bald erlöschende Flamme die Phantasie stets da, um dir zu helfen?

Endlich studiere die glückbringende Kunst, bei ihr zu sein und nicht bei ihr zu sein, den Augenblick zu erhaschen, wo du bei ihr etwas durchsetzen kannst, ohne sie jemals das Gewicht deiner Persönlichkeit, deiner geistigen Überlegenheit, ja auch nur ihres Glückes fühlen zu lassen. Wenn du sie in einer Unwissenheit erhältst, daß diese nicht ganz und gar ihren Geist erstickt hat, so wirst du es so einzurichten wissen, daß ihr euch gegenseitig noch einige Zeit nacheinander sehnt.

DIE WOHNUNG

DIE im vorhergehenden angegebenen Systeme und Mittel sind gewissermaßen rein moralischer Natur. Sie entsprechen der edlen Anlage unserer Seele und haben nichts Abstoßendes. Jetzt aber werden wir uns zu den Vorsichtsmaßregeln à la Bartolo wenden. Nur nicht weich werden! Es gibt einen Ehemannsmut, wie es einen Bürgermut und Soldatenmut, wie es einen Nationalgardistenmut gibt.

Was ist das erste, was ein kleines Mädchen tut, wenn es einen Papagei gekauft hat? Nicht wahr, sie sperrt ihn in einen schönen Käfig ein, aus dem er nicht ohne ihre Erlaubnis herauskommen kann?

Dieses Kind lehrt dich, was deine Pflicht ist.

Die ganze Einrichtung deines Hauses und die Anordnung der Zimmer muß also darauf abzielen, daß deine Frau sie nicht zu ihren Zwecken benutzen kann, falls sie beschlossen haben sollte, dich dem Minotauros zu überliefern; denn die Hälfte aller ehelichen Unglücksfälle ereignen sich infolge der bedauernswerten Bequemlichkeiten, die in dieser Hinsicht durch unsere Wohnungen dargeboten werden.

Vor allen Dingen halte darauf, daß dein Hausmeister ein alleinstehender Mann und dir persönlich völlig ergeben ist. Ein solcher Schatz ist leicht zu finden: welcher Ehemann hat nicht irgendwo in der Welt einen Pflegevater oder irgend einen alten Diener, der ihn früher hat auf seinen Knien reiten lassen?

Du mußt dafür sorgen, daß ein Haß wie zwischen Atreus und Thyest sich zwischen deiner Frau und diesem Nestor, dem Wächter deiner Tür, erhebt. Diese Tür ist das Alpha und das Omega einer Liebesintrige. Denn laufen nicht alle Liebesintrigen schließlich stets auf die Frage hinaus: hineinkommen, herauskommen?

Dein Haus würde dir nichts nützen, wenn es nicht vorne den Hof und hinten den Garten hätte und so gebaut wäre, daß es mit keinem andern Hause in Verbindung steht.

Zunächst beseitigst du in euren Empfangszimmern jeden noch so kleinen Hohlraum. Ein Wandschrank, und enthielte er nur sechs Töpfe mit Eingemachtem, muß vermauert werden. Du bereitest dich zum Kriege vor, und der erste Gedanke eines Generals ist stets, seinem Feinde die Lebensmittel abzuschneiden. Daher dürfen in den Wänden keine Unterbrechungen sein, damit sie dem Auge Linien darbieten, die sich leicht überblicken lassen, und an denen man sofort den geringsten fremden Gegenstand erkennen kann. Sieh dir die Überreste der antiken Bauwerke an, und du wirst finden, daß die Schönheit der griechischen und römischen Wohnungen besonders auf der Reinheit der Linien, der einfachen Klarheit der Wände, der geringen Anzahl der Möbel beruhte. Die Griechen hätten mitleidig gelächelt, hätten sie in einem Salon die Hiatus unserer Schränke bemerkt.

Dieses ausgezeichnete Verteidigungssystem muß besonders in den Gemächern deiner Frau zur Anwendung kommen. Laß sie niemals ihr Bett so drapieren, daß man in einem Labyrinth von Vorhängen darum herum spazieren gehen kann, sei unerbittlich hinsichtlich der Verbindung mit den andern Zimmern; ihr Zimmer muß am Ende eurer Empfangsräume liegen; dulde keinen andern Ausgang als auf die Salons, damit du mit einem einzigen Blick sehen kannst, wer zu ihr kommt und von ihr geht.

‚Figaros Hochzeit' wird dir ohne Zweifel gezeigt haben, daß das Zimmer deiner Frau in bedeutender Höhe über dem Erdboden liegen muß. Alle Junggesellen sind Cherubins.

Dein Vermögen gibt ohne Zweifel deiner Frau das Recht, ein Ankleidezimmer, ein Badegemach und ein Zimmer fürs Kammermädchen zu verlangen; da denke an Susanne und

begehe niemals den Fehler, dieses Zimmerchen unter den Gemächern der gnädigen Frau liegen zu lassen; bringe es stets oberhalb derselben an und scheue dich auch nicht, dein Haus durch häßliche Einschnitte in den Fenstern zu entehren.

Sollte das Unglück wollen, daß diese gefährliche Zofenkammer mit der Wohnung deiner Frau durch eine Hintertreppe in Verbindung steht, so berate dich lange und gründlich mit deinem Baumeister; er möge alle Hilfsquellen seines Geistes erschöpfen, um dieser unheildrohenden Treppe die Unschuld der Urtreppe, nämlich der Müllerleiter, zurückzugeben; diese Treppe — wir bitten dich himmelhoch — darf durchaus keinen perfiden Hohlraum enthalten; ihre rechtwinkligen steilen Stufen dürfen niemals jene wonnevolle Krümmung darbieten, die Faublas und Justine so gut zustatten kamen, als sie darauf warteten, daß der Marquis von B . . . ausginge. Heutzutage bauen die Architekten Treppen, die noch bequemer sind als Ottomanen. Wir raten dir, lieber die tugendhafte Wendeltreppe unserer Vorfahren wieder herzustellen.

Was nun die Kamine in den Zimmern deiner Frau anbetrifft, so mußt du durchaus in einer Höhe von fünf Fuß über dem Kaminmantel in den Schornsteinen ein eisernes Gitter anbringen lassen, selbst wenn man es bei jeder Reinigung des Kamins entfernen und wieder befestigen müßte. Sollte deine Frau diese Vorsichtsmaßregel lächerlich finden usw., so weise darauf hin, daß zahlreiche Mordtaten begangen worden sind, indem die Verbrecher sich durch die Kamine eingeschlichen haben. Fast alle Frauen haben Furcht vor Räubern.

Das Bett ist eines jener bedeutungsvollen Möbel, deren Konstruktion sorgfältig überlegt werden muß. Am Bette ist jeder einzelne Umstand von größter Wichtigkeit. Wir teilen im folgenden die Ergebnisse einer langen Erfahrung mit: gib diesem Möbel eine möglichst originelle Form, so

daß man es stets im schnellen Wechsel der Moden, die immer wieder die Schöpfungen unserer Tapezierer zerstören, ohne Mißvergnügen ansehen kann, denn es ist von wesentlicher Bedeutung, daß deine Frau nicht nach Laune und Willkür diesen Schauplatz des ehelichen Vergnügens wechseln kann. Der untere Teil dieses Möbels soll massiv sein; es darf kein heimtückischer Zwischenraum zwischen ihm und dem Fußboden sein. Und erinnere dich wohl, daß Byrons Doña Julia ihren Don Juan unter ihrem Kopfkissen versteckt hatte! Aber es wäre lächerlich, einen so zarten Gegenstand oberflächlich behandeln zu wollen.

LXI. Das Bett ist die ganze Ehe.

Wir werden uns daher sofort mit dieser wunderbaren Schöpfung des menschlichen Geistes beschäftigen — mit dieser Erfindung, der unsere Dankbarkeit einen viel höhern Platz anweisen muß, als dem Schiff, den Feuerwaffen, dem Fumadeschen Feuerzeug, dem Wagen mit seinen Rädern, der Dampfmaschine mit einfachem oder doppeltem Druck, mit Saugheber oder Abzug, einen höhern sogar als Fässern und Flaschen. Übrigens hat das Bett, wenn man nur ein wenig über seine Eigenschaften nachdenkt, eine gewisse Ähnlichkeit mit allen diesen Erfindungen; aber wenn man erst daran denkt, daß das Bett unser zweiter Vater ist, daß die ruhigste und die bewegteste Hälfte unseres Daseins unter seinem schützenden Thronhimmel sich abspielt, dann fehlen uns die Worte, es nach Gebühr zu preisen. (Siehe die Betrachtung ‚Theorie des Bettes'.)

Sobald der ‚Krieg', von dem wir in unserm dritten Teile sprechen werden, zwischen der gnädigen Frau und dir ausbricht, wirst du stets sinnreiche Vorwände haben, um ihre Kommoden und ihren Schreibtisch zu durchsuchen; denn wenn deine Frau sich's sollte einfallen lassen, eine Statue

vor dir zu verstecken, so liegt es in deinem Interesse, zu wissen, wo sie sie verborgen hat. Ein ‚Frauengemach', das nach diesem System eingerichtet ist, wird es dir ermöglichen, mit einem einzigen Blick zu erkennen, ob zwei Pfund Seide mehr darin enthalten sind als für gewöhnlich. Laß einen einzigen Schrank darin anbringen, und du bist verloren! Vor allen Dingen gewöhne während des Honigmondes deine Frau daran, in bezug auf das Aussehen der Wohnung eine peinliche Sorgfalt zu beobachten: nichts darf darin herumliegen. Wenn du sie nicht an die pünktliche Ordnung gewöhnst, wenn nicht stets dieselben Gegenstände auf demselben Platz zu finden sind, so würde sie dir eine solche Unordnung in der Wohnung machen, daß du nicht mehr sehen könntest, ob zwei Pfund Seide mehr oder weniger da sind oder nicht.

Die Vorhänge eurer Zimmer müssen stets aus sehr durchsichtigen Stoffen sein; abends machst du es dir zur Gewohnheit, in den Zimmern hin und her zu gehen, so daß deine Frau Gemahlin niemals überrascht sein kann, wenn du in scheinbarer Zerstreuung an ein Fenster trittst. Endlich — um das Thema der Fenster gleich hier zu behandeln — laß diese in deinem Hause so einrichten, daß die Fensterbank niemals so breit ist, um einen Sack Mehl daraufstellen zu können.

Ist einmal die Wohnung deiner Frau nach diesen Grundsätzen eingerichtet, so bist du in Sicherheit, und wären in deinem Hause so viele Nischen, daß alle Heiligen des Paradieses darin untergebracht werden könnten. Du könntest jeden Abend, im Einvernehmen mit deinem Freunde, dem Hausmeister, feststellen, daß nicht mehr Menschen ins Haus hineinkommen, als daraus fortgehen; und um deiner Sache ganz sicher zu sein, so würde dich ja nichts verhindern, dem Manne beizubringen, eine Liste der Besucher in zwei Exemplaren anzulegen.

Wenn du einen Garten hast, so rate ich dir, Hundefreund zu werden. Indem du stets einen dieser unbestechlichen Wächter unter deinem Fenster hast, wirst du den Minotauros in Schach halten, besonders wenn du deinen vierfüßigen Freund daran gewöhnst, nur von der Hand deines Hausmeisters Nahrung anzunehmen, damit taktlose Junggesellen ihn dir nicht vergiften können.

Alle diese Vorsichtsmaßregeln müssen auf eine natürliche Art ausgeführt werden, so daß sie keinen Verdacht erregen. Wenn Ehemänner so unvorsichtig gewesen sind, bei ihrer Verheiratung ihr eheliches Heim nicht nach diesen verständigen Grundsätzen einzurichten, so müssen sie so schnell wie möglich ihr Haus verkaufen und ein anderes kaufen, oder sie müssen die Notwendigkeit eines Umbaues vorschützen und das Haus völlig neu einrichten.

Ohne Gnade verbanne aus deiner Wohnung alle Kanapees, Ottomanen, Causeusen, Chaiselongues usw. Zunächst deshalb, weil diese Möbel jetzt in jeder kleinbürgerlichen Wohnung sind — man findet sie überall, sogar beim Friseur; vor allen Dingen aber deshalb, weil sie recht eigentlich Möbel des Verderbens sind: niemals habe ich sie ohne Schauder ansehen können, stets kam es mir vor, als sähe ich auf ihnen den Teufel mit seinen Hörnern und seinem Klumpfuß sitzen.

Am allergefährlichsten aber ist ein Lehnstuhl, und es ist ein recht großes Unglück, daß man die Frauen nicht zwischen ihren nackten vier Wänden einsperren kann. Welcher Ehemann kann sich auf einen wackeligen Lehnstuhl setzen, ohne stets zu denken, dieser müsse beim ‚Sofa' von Crébillon Sohn in die Lehre gegangen sein? Aber glücklicherweise haben wir deine Wohnung nach einem so vorsichtigen System eingerichtet, daß nichts Schlimmes darin passieren kann, wenn du nicht etwa selbst durch deine Nachlässigkeit eine stillschweigende Einwilligung dazu gibst.

Ein Fehler, den du dir angewöhnen mußt — und den du niemals ablegen darfst — ist eine Art von zerstreuter Neugier, die dich dazu treibt, unaufhörlich in jede Schachtel hineinzugucken und in den Nähtischchen und Arbeitsbeuteln deiner Frau herumzustöbern. Bei dieser Haussuchung mußt du dich recht originell und voll Anmut benehmen und mußt jedesmal ihre Verzeihung erlangen, indem du deine Frau zum Lachen bringst.

Ebenfalls mußt du stets das größte Erstaunen an den Tag legen, wenn du in dieser so sauber eingerichteten Wohnung ein neues Möbel erblickst. Laß dir sofort den Zweck desselben auseinandersetzen; hierauf strenge deinen Geist an und suche zu erraten, ob das Möbel nicht etwa irgend einem geheimen Zweck dient und ob es keine heimtückischen Verstecke enthält.

Doch dies ist noch nicht alles. Du bist zu klug, um nicht zu fühlen, daß dein hübscher Papagei nur so lange in seinem Käfig bleiben will, wie dieser Käfig schön ist. Eleganz und Geschmack müssen sich also in den geringsten Einzelheiten aussprechen. Das Ganze muß stets ein einfaches und anmutiges Bild darbieten. Erneuere oft die Wandbehänge und Musselingardinen. Die Frische und Schönheit des Wohnungsschmuckes ist etwas zu Wesentliches, als daß du in dieser Hinsicht sparen dürftest. Sie ist wie die Miere, die die Kinder jeden Morgen sorgfältig ihren Vögeln an die Käfige stecken, damit diese glauben sollen, sie seien auf ihren grünen Wiesen. Eine Wohnung dieser Art ist dann die Ultima ratio der Ehemänner: eine Frau hat nichts zu sagen, wenn man ihr alles verschwenderisch gegeben hat.

Die Ehemänner, die dazu verdammt sind, in Mietswohnungen zu hausen, befinden sich in der allerfürchterlichsten Lage.

Welchen glücklichen oder verhängnisvollen Einfluß kann der Hausmeister auf ihr Schicksal ausüben!

Wird nicht ihr Haus in der rechten und linken Flanke eingefaßt sein? Allerdings wird die Gefahr sich um die Hälfte vermindern, wenn die Zimmer der Frau auf die eine Seite verlegt werden. Sind aber nicht diese Ehemänner trotzdem genötigt, Alter, Stand, Vermögen, Charakter, Lebensgewohnheiten der Mieter des Nachbarhauses auswendig zu lernen und reiflich zu überdenken? Ja, müssen sie nicht sogar deren Freunde und Verwandte kennen?

Ein vernünftiger Ehemann wird niemals eine Parterrewohnung nehmen.

Jeder Mann kann bei seiner Wohnung die Vorsichtsmaßregeln anbringen lassen, die wir dem Besitzer eines eigenen Hauses angeraten haben; und alsdann wird der Mieter vor dem Eigentümer den Vorteil voraus haben, daß eine Wohnung, die weniger Raum einnimmt, sich viel besser überwachen läßt.

ZOLLREVISION

ABER nein, meine Gnädige, nein ..."

„Denn, mein Herr, das wäre in einer Weise unschicklich ..."

„Glauben Sie denn, gnädige Frau, wir verlangten eine Art Leibesdurchsuchung der Personen, die Ihre Gemächer betreten oder heimlich verlassen, um zu sehen, ob sie nicht irgend ein Juwel bei Ihnen einschmuggeln wollen? Nun, das wäre allerdings nicht anständig; unserm Vorgehen dagegen, meine Gnädige, wird nichts Widerwärtiges anhaften, nichts Fiskalisches: beruhigen Sie sich!"

„Mein Herr, von allen Hilfsmitteln dieses Ihres zweiten Teiles verlangt diese Ehezollprüfung von Ihnen vielleicht am meisten Takt, am meisten Klugheit und am meisten Kenntnisse, die a priori, das heißt vor der Heirat erworben sein müssen. Um sie in Anwendung bringen zu können,

muß ein Ehemann durch ein tiefes Studium des Lavaterschen Buches in alle Grundsätze desselben eingedrungen sein, muß sein Auge und seinen Verstand daran gewöhnt haben, mit Blitzesschnelle die leichtesten physischen Anzeichen zu erfassen, durch die der Mensch seinen Gedanken verrät."

Lavaters Physiognomik hat eine wirkliche Wissenschaft geschaffen. Sie hat jetzt endlich einen Platz unter den menschlichen Kenntnissen eingenommen. Das erste Erscheinen dieses Buches rief allerdings einige Zweifel und manche scherzhaften Bemerkungen hervor; seitdem aber hat der berühmte Doktor Gall durch seine Schädellehre das System des Schweizers vervollständigt und dessen feinen und lichtvollen Bemerkungen wissenschaftliche Gründlichkeit verliehen. Geistvolle Menschen, Diplomaten, Frauen — alle jene, wenn auch nicht zahlreichen, so doch um so eifrigeren Jünger dieser beiden berühmten Männer — haben oft Gelegenheit gehabt, noch ganz andere augenfällige Zeichen zu beobachten, an denen man den Gedanken eines Menschen errät. Körperliche Angewohnheiten, die Handschrift, der Klang der Stimme, die Manier haben mehr als einmal die liebende Frau, den glattzüngigen Diplomaten, den tüchtigen Beamten oder den Herrscher eines Landes instand gesetzt, mit einem einzigen Blick Liebe, Verrat oder Tüchtigkeit zu erkennen. Der Mensch, dessen Seele in heftiger Erregung ist, gleicht dem armen Leuchtkäfer, der unwillkürlich durch alle seine Poren Licht entströmen läßt. Er bewegt sich in einer glänzenden Sphäre, in der jede Anstrengung eine Erschütterung der leuchtenden Luft hervorruft und in langen feurigen Zügen jede Bewegung abzeichnet.

Dies sind nun alle Elemente der Kenntnisse, die du besitzen mußt, denn die Ehezollprüfung besteht einzig und allein in einem schnellen, aber tief eindringenden Überblick

über das sittliche und körperliche Wesen aller Menschen, die in dein Haus kommen, um deine Frau zu besuchen, oder es verlassen, nachdem sie bei ihr gewesen sind. In dieser Hinsicht gleicht ein Ehemann einer Spinne, die, im Mittelpunkt ihres kaum wahrnehmbaren Netzes sitzend, von der geringsten Bewegung einer unbesonnenen kleinen Fliege einen Stoß empfängt und schon von weitem die Beute oder den Feind hört, sieht und beurteilt.

Die Möglichkeit nun, den Junggesellen, der an deiner Tür klingelt, genau zu prüfen, bietet sich dir bei zwei scharf voneinander unterschiedenen Gelegenheiten: wenn er eintreten will und wenn er eingetreten ist.

Wie viel sagt er schon im Augenblick vor dem Eintreten, ohne auch nur die Lippen zu öffnen! Nämlich:

Mit einer leichten Handbewegung, oder indem er sich mehrere Male mit dem Finger durch die Haare fährt, streicht er sich die charakteristische Tolle glatt oder in die Höhe.

Er summt eine lustige oder traurige, italienische oder französische Melodie mit einer Tenor-, Kontralto-, Sopran- oder Baritonstimme.

Er vergewissert sich, ob der Zipfel seiner so bedeutungsvollen Krawatte immer noch anmutig sitzt.

Er streicht das sauber gefältete oder unordentliche Jabot eines Tag- oder Nachthemdes glatt.

Er tastet mit einer verstohlenen Bewegung, ob seine blonde oder braune, gelockte oder glattgekämmte Perücke immer noch an ihrem richtigen Platze ist.

Er sieht nach, ob seine Nägel sauber und gut beschnitten sind.

Er streicht sich mit einer weißen oder ungepflegten Hand, oder mit einer Hand, die in einem eleganten oder unsaubern Handschuh steckt, seinen Schnurrbart oder seinen Backenbart, oder er fährt mit den Zähnen eines kleinen Schildpattkammes durch seine Barthaare.

Er sucht durch eine Anzahl sanfter Bewegungen sein Kinn genau in die Mitte seiner Krawatte zu bringen.

Er wiegt sich von einem Fuß auf den andern, wobei er die Hände in den Taschen hat.

Er wippt mit der Stiefelspitze, wobei er sie ansieht, wie wenn er sagen wollte: „Ei! Das ist aber ein Fuß, der ganz gewiß nicht übel geformt ist! . . .“

Er kommt zu Fuß oder im Wagen, er streicht sich die leichte Schmutzkruste von seinem Schuh ab oder nicht.

Er steht unbeweglich da, phlegmatisch wie ein rauchender Holländer.

Er hält die Augen auf die Tür gerichtet und sieht aus wie eine Seele, die aus dem Fegefeuer kommt und auf den heiligen Petrus mit seinen Schlüsseln wartet.

Er greift zögernd nach der Klingelschnur; er erfaßt sie nachlässig, eilig, mit einer vertraulichen Bewegung, oder wie jemand, der seiner Sache sicher ist.

Er läutet entweder schüchtern, so daß in der Stille der Wohnung ein leises Klingeln ertönt, wie im Winter in einem Minimenkloster der erste Ton der Frühbetglocke; oder er hat lebhaft geschellt und läutet gleich darauf noch einmal, da es ihn ungeduldig macht, nicht sofort die Schritte eines Lakaien zu hören.

Er gibt seinem Atem einen angenehmen Duft, indem er ein Kachondeplätzchen ißt.

Er nimmt mit wichtiger Miene eine Prise Tabak, worauf er sorgfältig die Körnchen entfernt, die die Weiße seiner Wäsche beeinträchtigen könnten.

Er sieht um sich und macht dabei ein Gesicht, wie wenn er ein Möbelhändler oder Bauunternehmer wäre, der den Preis der Treppenlampe, des Teppichs, des Geländers abschätzt.

Endlich ist es von Wichtigkeit, ob dieser Junggeselle jung oder alt aussieht, ob ihm kalt oder warm ist, ob er langsam, traurig oder vergnügt ankommt usw.

Du begreifst, daß hier, auf deinem Treppenabsatz, eine erstaunliche Menge von Beobachtungen zu machen sind. Die leichten Pinselstriche, mit denen wir versucht haben, diese Gestalt zu malen, zeigen dir in ihr ein wahres moralisches Kaleidoskop mit seinen Millionen verschiedener Anordnungen. Und dabei haben wir absichtlich keine Frau auf diesem an Enthüllungen so reichen Plätzchen vor deiner Schwelle stehen lassen; denn unsere ohnehin schon recht zahlreichen Bemerkungen wären unzählig geworden und leicht wie Sandkörner vom Meeresstrande.

Vor dieser verschlossenen Tür glaubt nämlich ein Mensch ganz allein zu sein; und wenn er nur ein wenig dort warten muß, so beginnt er einen stummen Monolog, ein schwer zu beschreibendes Selbstgespräch, in welchem alles, sogar sein Schritt, dir enthüllt, welche Hoffnungen, Wünsche, Absichten, Geheimnisse, Eigenschaften, Mängel, Tugenden er hat, usw.; kurzum, ein Mensch auf einem Treppenabsatz gleicht einem jungen Mädchen von fünfzehn Jahren, das am Tage vor seiner ersten Kommunion in einem Beichtstuhl kniet.

Willst du den Beweis dafür? ... Betrachte nur die plötzliche Veränderung im Gesichtsausdruck und Manieren dieses Junggesellen, sobald er von draußen in die Wohnung hineinkommt. Der Maschinist der Oper, die Temperatur, die Wolke oder die Sonne verwandeln nicht schneller das Aussehen einer Bühne, der Atmosphäre oder des Himmels.

Sobald er die erste Parkettfliese deines Vorzimmers betreten hat, bleibt von all den Myriaden von Gedanken, die dieser Junggeselle dir so unschuldig auf dem Treppenabsatz verraten hat, nicht einmal ein Blick, an den man eine Beobachtung anknüpfen könnte. Die Grimasse des gesellschaftlichen Herkommens hat alles mit einem dichten Schleier umhüllt; aber ein gescheiter Ehemann hat bereits mit einem einzigen Blick den Zweck des Besuches erraten,

und in der Seele des Ankömmlings wie in einem Buche lesen müssen.

Die Art, wie er deine Frau begrüßt, wie er mit dir spricht, wie er sie ansieht, wie er ihr seine Verbeugung macht, wie er sich von ihr verabschiedet — in all diesem liegen ganze Bände von Beobachtungen, von denen die eine immer feiner ist als die andere.

Der Klang der Stimme, die Haltung, Verlegenheit, Lächeln, Schweigen, Traurigkeit, Zuvorkommenheit gegen dich — dies sind lauter Anzeichen, und ein jedes derselben muß mit einem Blick ganz unauffällig studiert werden. Die unangenehmste Entdeckung mußt du unter dem ungezwungenen Benehmen und der Gesprächsgewandtheit eines Salonmenschen zu verbergen wissen. Da es uns völlig unmöglich ist, die unermeßlich zahlreichen Einzelheiten dieses Themas aufzuzählen, so verlassen wir uns völlig auf den Scharfblick des Lesers, der die große Ausdehnung dieser Wissenschaft bemerken muß; sie beginnt mit der Analyse eines Blickes und endigt mit der Wahrnehmung der ungeduldigen Bewegung einer unter der Seide eines Schuhes oder unter dem Leder eines Stiefels verborgenen großen Zehe.

Aber der Abgang! ... denn wir müssen auch den Fall voraussehen, daß du die sorgfältige Prüfung an der Türschwelle versäumt haben solltest, und alsdann gewinnt der Abgang ein ganz besonderes Interesse, um so mehr, da diese neue Beobachtung des Junggesellen auf denselben Grundprinzipien beruhen, aber in der umgekehrten Reihenfolge vorgenommen werden muß wie die erste.

Beim Abgang gibt es jedoch eine ganz besondere Situation, nämlich den Augenblick, wo der Feind über alle Befestigungswerke hinaus ist, von denen aus er beobachtet werden konnte, den Augenblick, wo er die Straße betritt! Hier muß ein kluger Mann den ganzen Verlauf eines Be-

suches erraten, indem er den Besucher unter einem Torweg stehen sieht. Die Anzeichen sind allerdings viel spärlicher — aber wie klar sind sie auch dafür! Es ist die Lösung des Knotens, und der Besucher verrät sie auf der Stelle durch den ganz einfachen Ausdruck von Glück, Kummer oder Freude.

Beobachtungen sind in solchem Fall leicht zu machen: er wirft einen Blick auf das Haus oder auf die Fenster der Wohnung; er geht mit langsamen, müßigen Schritten; der Dummkopf reibt sich die Hände, der Geck entfernt sich mit tänzelnden Schritten, der von einer tiefen Erregung Erfüllte bleibt unwillkürlich stehen; auf dem Treppenabsatz konntest du deine Fragen so klar und deutlich stellen, wie wenn eine Provinzialakademie einen Hunderttalerpreis für eine Abhandlung aussetzt; beim Abgang sind die Antworten klar und deutlich. Es würde die Kräfte eines Menschen übersteigen, wenn man uns die Aufgabe zuschieben wollte, die verschiedenen Arten aufzuzählen, wie die Menschen ihre Empfindungen verraten: hier kommt alles auf Takt und Gefühl an.

Wenn du nun diese Beobachtungsgrundsätze auf Fremde anwendest, so wirst du natürlich erst recht deine Frau denselben Förmlichkeiten unterwerfen.

Ein verheirateter Mann muß das Gesicht seiner Frau zum Gegenstand eines tiefen Studiums gemacht haben. Dieses Studium ist leicht; man betreibt es sogar ganz unwillkürlich und in allen Augenblicken. Für ihn darf dieses schöne Frauenantlitz keine Geheimnisse mehr haben. Er weiß, wie auf ihm die Empfindungen sich malen und unter welchem Ausdruck sich diese Empfindungen vor seinem glühenden Blick zu verbergen suchen.

Da steht diese Frau: alle sehen sie an, und niemand vermag ihren Gedanken zu verstehen. Aber für dich ist ihr Augapfel mehr oder weniger schön gefärbt, größer oder

kleiner; ihre Wimper hat gezuckt, ihre Braue hat sich bewegt; eine Falte ist auf ihrer Stirn erschienen und so schnell wieder verschwunden wie eine Wellenfurche auf dem Meer; ihre Lippe hat sich eingezogen, leicht gekrümmt oder gezuckt — für dich hat die Frau gesprochen.

Wenn du in jenen schwierigen Augenblicken, wo eine Frau in Gegenwart ihres Mannes sich verstellt, mit der Seele der Sphinx sie zu erraten weißt — so begreifst du wohl, daß die Grundsätze der Ehezollprüfung ihr gegenüber nur noch ein Kinderspiel sind.

Wenn deine Frau nach Hause kommt oder ausgeht, überhaupt wenn sie sich allein glaubt, ist sie so unvorsichtig wie eine Elster; sie wäre imstande, sich selber laut ihr Geheimnis zu erzählen: wenn im Augenblick, wo sie dich sieht, ihre Züge plötzlich einen andern Ausdruck annehmen, so findet doch bei aller Schnelligkeit dieses Zusammenziehen nicht schnell genug statt, als daß du nicht den Ausdruck erkennen könntest, den ihr Gesicht in deiner Abwesenheit gehabt hat; daher mußt du in ihrer Seele lesen wie in einem Kirchengesangbuch. Endlich wird auch deine Frau oft vor der Schwelle stehen, wo die Selbstgespräche gehalten werden, und hier kann ein Ehemann in jedem Augenblick sich der Gefühle seiner Frau vergewissern.

Sollte ein Mann gegen die Geheimnisse der Liebe so gleichgültig sein, daß er nicht manches Mal den leichten, trippelnden, koketten Schritt einer Frau bewundert hätte, die zu einem Stelldichein eilt? Sie schlüpft durch die Menschenmenge hindurch wie eine Schlange durchs Gras. Die Moden, die Stoffe und die glänzenden Lockmittel, die die Wäschegeschäfte ihr in den Weg legen, entfalten vergeblich alle Künste ihrer Verführungen; sie geht, sie geht, wie das treue Tier, das die unsichtbare Spur seines Herrn sucht, taub für alle Komplimente, blind für alle Blicke, sie merkt nicht einmal etwas von jenen weichen Berüh-

rungen, die sich im Gewoge der Pariser Menschenflut nicht vermeiden lassen. Oh! wie fühlt sie den Wert einer Minute! Ihr Gang, ihr Anzug, ihr Gesicht begehen tausend Indiskretionen. Aber was für ein entzückendes Bild für den Pariser Spaziergänger, was für ein böser Anblick für einen Ehemann ist die Physiognomie dieser Frau, wenn sie aus dieser geheimen Klause zurückkehrt, die ihre Seele ohne Unterlaß bewohnt! Ihr Glück verrät sich sogar in der stets bemerkbaren Nachlässigkeit ihrer Frisur, deren anmutiger Aufbau, deren wellige Locken unter dem zerbrochenen Kamm des Junggesellen nicht jenen leuchtenden Schimmer haben annehmen können, jenen eleganten und sichern Schwung, den ihnen die geschickte Hand ihrer Kammerzofe zu verleihen wußte. Und was für ein wundervolles Sichgehenlassen in ihrem Gang! Wie sollen wir dieses Gefühl wiedergeben, das so reiche Farben über ihre Haut breitet, das ihren Augen all ihre Zuversicht nimmt, das so innig zugleich mit Schwermut und Frohsinn, mit Scham und Stolz verknüpft ist!

Diese Anzeichen, die eigentlich in die Betrachtung über die ‚Letzten Symptome' gehören und einer Situation eigentümlich sind, worin die Frau versucht, alles zu verhehlen, sie ermöglichen es dir, auf die reiche Ernte von Beobachtungen zu schließen, die du wirst einheimsen können, wenn deine Frau nach Hause kommt und in ihrer Unschuld, da die große Freveltat noch nicht begangen ist, das Geheimnis ihrer Gedanken ausliefert. Wir selber haben niemals einen Treppenabsatz gesehen, ohne Lust zu bekommen, auf ihm eine Windrose und eine Magnetnadel zu befestigen.

Da die Art und Weise, wie man aus seinem Hause einen Beobachtungsposten machen kann, völlig von Ort und Umständen abhängen, so verlassen wir uns in bezug auf die Ausführung der in dieser Betrachtung gegebenen Vorschriften auf die Geschicklichkeit der Eifersüchtigen.

KONSTITUTIONELLE EHEREGIERUNG

ICH gestehe, daß ich in Paris eigentlich nur ein einziges Haus kenne, das nach dem in den beiden vorhergehenden Betrachtungen auseinandergesetzten System eingerichtet ist. Aber ich muß auch hinzufügen, daß ich das System nach dem Hause ausgearbeitet habe. Diese bewunderungswürdige Festung gehört einem von Liebe und Eifersucht trunkenen jungen Staatsrat, einem der Berichterstatter über die Bittschriften.

Als er erfuhr, daß es einen Menschen gäbe, der sich ausschließlich mit der Vervollkommnung der Ehe in Frankreich beschäftigte, war er so höflich, mir die Türen seines Hauses zu öffnen und mir die Frauengemächer zu zeigen. Ich bewunderte den tiefen Geist, der mit so großer Geschicklichkeit die Vorsichtsmaßregeln einer beinahe orientalischen Eifersucht unter der Eleganz der Möbel, unter der Schönheit der Teppiche und der glänzenden Neuheit der Tapeten verborgen hatte. Ich mußte zugeben, daß es seiner Frau unmöglich wäre, sich ihrer Wohnung als eines Hilfsmittels bei einer Untreue zu bedienen.

„Mein Herr," sagte ich zu dem Staatsrat-Othello, dessen Leistungen in der höhern Ehepolitik mir sehr bedeutend erschienen, „ich bezweifle nicht, daß es der Frau Vicomtesse viel Vergnügen macht, in diesem kleinen Paradiese zu leben; es muß ihr sogar ein ganz außerordentliches Vergnügen machen, besonders wenn Sie selbst oft dort sind; aber es wird ein Augenblick kommen, wo sie genug davon hat, denn, mein Herr, man bekommt von allem genug, selbst vom Erhabenen. Was werden Sie dann machen, wenn Frau Vicomtesse an allen Ihren Erfindungen nicht mehr den ursprünglichen Reiz findet, den Mund zum Gähnen öffnet und Ihnen vielleicht eine Bittschrift einreicht, in der sie um zwei Rechte nachsucht, die zu ihrem Glück unum-

gänglich notwendig sind: um die persönliche Freiheit, das heißt, die Erlaubnis, gehen und kommen zu dürfen, wie Laune und Wille sie treibt; und um Preßfreiheit, das heißt, die Erlaubnis, Briefe zu schreiben und zu empfangen, ohne Ihre Zensur befürchten zu müssen?"

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, so preßte der Herr Vicomte de V . . . mir stark den Arm und rief:

„Ja, da sieht man die Undankbarkeit der Frauen! Wenn es etwas Undankbareres als einen König gibt, so ist es ein Volk; aber, mein Herr, die Frau ist noch undankbarer als sie alle. Eine verheiratete Frau macht es mit uns, wie die Bürger einer konstitutionellen Monarchie es mit einem König machen: da schafft man ihnen eine schöne Existenz in einem schönen Lande; da gibt eine Regierung sich eine riesige Mühe mit Gendarmen, Abgeordnetenkammern, einer Verwaltung und dem ganzen Apparat der bewaffneten Macht, um ein Volk nicht Hungers sterben zu lassen, um auf Kosten der Bürger die Städte mit Gas zu beleuchten, um allen ihren Untertanen die Sonnenwärme des fünfundvierzigsten Breitengrades zu verschaffen und um allen Leuten, mit Ausnahme der Steuereinnehmer, zu verbieten, Geldforderungen einzutreiben, um Wege zu pflastern, so gut es eben gehen will — nun, von allen diesen Vorzügen einer so schönen Utopie findet kein einziger Anerkennung! Die Bürger wollen etwas anderes! Ohne sich zu genieren, verlangen sie auch noch das Recht, nach freiem Belieben auf diesen Straßen herumgehen zu dürfen; sie wollen wissen, wo das Geld bleibt, das sie den Steuereinnehmern geben — mit einem Wort: der Monarch wäre genötigt, einem jeden ein kleines Teilchen von seinem Throne abzutreten, wenn er auf das Geschwätz einiger Kritiker hören oder auf gewisse dreifarbige Ideen eingehen müßte, eine Art von Hanswursten, die eine Truppe sogenannter Patrioten spielen läßt; und diese Patrioten sind lauter Erzgalgen-

stricke, die stets bereit sind, um eine Million eine anständige Frau oder um eine Herzogskrone ihre Gewissen zu verkaufen."

„Herr Vicomte," unterbrach ich ihn, „in diesem letzten Punkte bin ich vollkommen Ihrer Meinung; aber was werden Sie tun, um einer Antwort auf die berechtigten Forderungen einer Frau auszuweichen?"

„Mein Herr, ich werde tun . . ., und ich werde antworten, was die Regierungen tun und antworten, die nicht so dumm sind, wie die Mitglieder der Opposition sie ihren Wählern schildern möchten. Zunächst würde ich feierlich eine Art Verfassung erlassen, auf Grund deren meine Frau für völlig frei erklärt wird. Ich erkenne in vollem Umfang ihr Recht an, kommen und gehen zu dürfen, woher und wohin sie will, zu schreiben, an wen sie will, und Briefe zu empfangen, um deren Inhalt ich mich nicht bekümmern darf. Meine Frau wird alle Rechte des englischen Parlaments haben: ich lasse sie sprechen, so viel sie will, lasse sie starke und energische Maßregeln beantragen und diskutieren, aber ohne daß sie sie zur Ausführung bringen kann, und nachher . . . werden wir schon sehen!"

„Beim heiligen Joseph!" sagte ich bei mir selbst, „das ist einmal einer, der ebensogut wie ich selber die Wissenschaft der Ehe begriffen hat." Um aber noch weitere Aufklärungen zu erhalten, antwortete ich laut: „Was Sie sehen werden, mein Herr? Sie werden sehen, daß Sie eines schönen Morgens gerade so gut ein Hahnrei sind wie irgend ein anderer."

„Mein Herr," fuhr er ernst fort, „erlauben Sie mir erst, zu Ende zu sprechen. Wir haben da, was die großen Politiker eine Theorie nennen; aber sie wissen in der Praxis diese Theorie vollständig in Rauch aufgehen zu lassen; und die Minister verstehen noch besser als alle Advokaten der Normandie die Form an Stelle des Kerns der Sache zu

setzen. Herr von Metternich und Herr de Pilat, zwei höchst bedeutende Männer, fragen sich seit langer Zeit, ob auch Europa bei gesundem Verstande ist, ob es träumt, ob es weiß, wohin es treibt, ob es jemals vernünftig gedacht hat — was doch für die große Menge, für eine Nation als Ganzes und für die Frauen ein Ding der Unmöglichkeit ist. Die Herren Metternich und Pilat sehen mit Entsetzen, daß in unserm Jahrhundert die Sucht nach Verfassungen herrscht, wie das vorhergehende durch die Philosophie und wie das Jahrhundert Luthers durch die Sehnsucht nach Abschaffung der Mißbräuche der römischen Religion beherrscht wurde; denn es hat wirklich den Anschein, als ob die Generationen Verschwörern gleichen, deren Handlungen alle auf ein Ziel hinarbeiten, nachdem sie ein gemeinsames Losungswort empfangen haben.

„Aber sie haben unrecht, wenn sie darob erschrecken, und nur dieses tadle ich an ihnen — denn sie haben völlig recht, daß sie die Macht ausüben wollen, ohne daß eines schönen Tages die Bürgersleute aus allen Winkeln ihrer sechs Königreiche hervorkommen, um sie zu ärgern. Wie ist es möglich, daß so bedeutende Männer nicht die tiefe Moral herausgefunden haben, die das konstitutionelle Possenspiel enthält, und daß sie nicht sehen, daß es die allerklügste Politik ist, dem Jahrhundert einen Knochen zum Benagen zu lassen? In bezug auf die Souveränität denke ich vollkommen wie sie. Eine ‚Regierungsgewalt' ist ein moralisches Wesen, das an seiner Erhaltung ein ebenso großes Interesse hat, wie ein Mensch an dem seinigen. Das Gefühl der Erhaltung wird durch einen Hauptgrundsatz gelenkt, der sich in drei Worten ausdrücken läßt: nur nichts verlieren! Um nichts zu verlieren, muß man wachsen oder unendlich groß bleiben; denn eine Regierungsgewalt, die stillsteht, ist so gut wie gar keine. Wenn sie Rückschritte macht, ist sie keine Gewalt mehr, sondern wird durch eine andere Ge-

walt fortgerissen. Ich weiß so gut wie jene Herren, in welcher falschen Lage eine unbeschränkte Gewalt bleibt, die ein Zugeständnis macht: sie läßt in ihrer Existenz eine andere Gewalt entstehen, die ihrem Wesen nach danach streben muß, größer zu werden. Notwendigerweise muß die eine Gewalt die andere vernichten, denn jedes Wesen strebt nach der größtmöglichen Entwicklung seiner Kräfte; eine Gewalt macht also niemals Zugeständnisse, ohne zu versuchen, sie wieder zurückzunehmen. Auf diesem Kampf zwischen den beiden Gewalten beruhen unsere Regierungen, deren Spiel ganz ohne Grund dem Patriarchen der österreichischen Diplomatie Furcht einflößt; denn wenn man Komödie mit Komödie vergleicht, so ist die ungefährlichste und einträglichste die von England und Frankreich gespielte Komödie. Diese beiden Vaterländer haben zum Volk gesagt: ‚Du bist frei!' Und das Volk ist damit zufrieden gewesen; es bildet für die Regierung eine Menge Nullen, die dem Einer Wert verleihen. Will aber das Volk unruhig werden, so führt man mit ihm die Mahlzeit Sancho Pansas auf, wobei der zum Beherrscher einer Festlandsinsel beförderte Schildknappe zu essen versuchte. Diese wunderbare Szene sollten wir Männer alle in unserer Häuslichkeit nachahmen. So hat denn also meine Frau wohl das Recht, auszugehen, aber sie muß mir erklären, wohin sie geht, ob zu Fuß oder im Wagen, aus welchem Anlaß sie geht und wann sie wiederkommen wird. Doch stelle ich diese Fragen nicht mit der Brutalität unserer Polizei — die ohne Zweifel eines Tages besser sein wird — sondern ich bediene mich dabei mit aller Sorgfalt der liebenswürdigsten Formen. Auf meinen Lippen, in meinen Augen, in meinen Gesichtszügen erscheinen abwechselnd Neugier und Gleichgültigkeit, Ernst und Scherz, Widerspruch und Liebe. Es sind für uns kleine Ehestandsszenen voller Geist, Feinheit und Anmut, die zu spielen ein großes Vergnügen ist. An dem Tage, an dem ich

meiner Frau ihren Kranz von Orangenblüten vom Kopf nahm, begriff ich, daß wir, wie bei einer Königskrönung, die ersten scherzhaften Auftritte einer langen Komödie gespielt hatten. — Ich habe Gendarmen! Ich habe meine Königsgarde, ich habe meine Oberstaatsanwälte, jawohl!" fuhr er mit einer Art von Begeisterung fort. „Denken Sie, ich dulde jemals, daß meine Frau Gemahlin zu Fuß ausgeht, ohne von einem Lakaien in Livree begleitet zu werden? Zeugt das nicht vom allerbesten Ton? Dabei rechne ich gar nicht, wie angenehm es für sie ist, überall sagen zu können: ‚Ich habe Dienerschaft.' Aber mein konservatives Prinzip hat vor allen Dingen darin bestanden, mit den Ausgängen meiner Frau stets meine eigenen zu verbinden, und seit zwei Jahren habe ich ihr zu beweisen gewußt, daß es für mich ein ewig neues Vergnügen sei, ihr den Arm zu bieten. Wenn das Wetter zum Gehen zu schlecht ist, versuche ich, sie mit Eleganz ein munteres Pferd lenken zu lehren — aber ich schwöre Ihnen, ich richte das so ein, daß sie es nicht so bald lernen wird! Sollte sie zufällig, oder weil sie es ausdrücklich will, ohne Paß entschlüpfen wollen, das heißt in ihrer Equipage und allein, so habe ich ja doch einen Kutscher, einen Heiducken, einen Reitknecht. So kann also meine Frau gehen, wohin sie will, sie hat eine ganze heilige Hermandad bei sich, und ich bin vollkommen ruhig. Und, mein werter Herr, wie viele Mittel besitzen wir nicht, die Konstitution der Ehe durch die Praxis und den Buchstaben durch die Auslegung aufzuheben. Ich habe bemerkt, daß mit den Sitten der hohen Gesellschaft ein Müßiggang verbunden ist, der die Hälfte von dem Leben einer Frau verschlingt, ohne daß sie überhaupt merkt, daß sie lebt. Ich für mein Teil habe den Plan gefaßt, auf geschickte Weise meine Frau bis ans vierzigste Jahr zu führen, ohne daß sie an Ehebruch denkt — wie der selige Musson sich den Spaß machte, einen Bürgersmann von der Rue

Saint Dénis nach Pierrefitte zu führen, ohne daß dieser eine Ahnung davon hatte, den Schatten des Kirchturms von Saint Leu verlassen zu haben."

„Wie!" unterbrach ich ihn, „sollten Sie zufällig die wunderbaren Täuschungen erraten haben, die ich in einer Betrachtung unter dem Titel: ‚Die Kunst, den Tod ins Leben zu bringen' zu beschreiben gedachte...? Ach! Ich glaubte der erste zu sein, der diese Wissenschaft entdeckt hätte. Dieser treffende Titel war mir eingefallen, als ein junger Arzt mir den Inhalt einer ausgezeichneten noch unveröffentlichten Erzählung von Crabbe mitteilte. In diesem Werk hat der Dichter ein phantastisches Wesen personifiziert, das er ‚das Leben im Tode' nennt. Diese Gestalt verfolgt durch alle Ozeane der Welt ein lebendes Skelett, das ‚der Tod im Leben' genannt wird. Ich erinnere mich, daß wenige von den Gästen des Lebemanns, der das englische Gedicht übersetzt hatte, den geheimnisvollen Sinn dieser ebenso wahren wie phantastischen Fabel begriffen. Ich war vielleicht der einzige, der, in ein dumpfes Schweigen versunken, an jene ganzen Generationen dachte, die, vom Leben vorwärts getrieben, dahinschwinden, ohne zu leben. Frauengestalten erhoben sich vor mir zu Tausenden, zu Zehntausenden, alle tot, mit verhärmten Gesichtern und Tränen der Verzweiflung vergießend, indem sie auf die verlorenen Stunden ihrer unwissenden Jugend blickten. In der Ferne sah ich eine boshafte ‚Betrachtung' entstehen, ich hörte bereits ihr satanisches Gelächter; und nun werden Sie ohne Zweifel diese Betrachtung töten ... Aber hören Sie, teilen Sie mir doch schnell die von Ihnen gefundenen Mittel mit, durch die Sie einer Frau die flüchtigen Augenblicke verschwenden helfen, wo sie in der Blüte ihrer Schönheit, in der Kraft ihrer Begierden ist ... vielleicht haben Sie einige strategische Züge, einige Listen entdeckt, die ich noch nicht beschrieben habe."

Der Vicomte lachte über diese Enttäuschung eines Schriftstellers und sagte selbstzufrieden zu mir:

„Meine Frau hat wie alle jungen Mädchen unseres glücklichen Jahrhunderts drei oder vier Jahre lang mit ihren Fingern die Tasten eines Pianos bearbeitet, das nichts dafür konnte. Sie hat Beethoven zusammengestümpert, Rossinis Arietten gesummt und die Cramerschen Übungen durchgenommen. Ich habe es mir nun angelegen sein lassen, ihr die Überzeugung beizubringen, daß sie eine hervorragende Begabung für Musik besitze: zu diesem Zweck habe ich applaudiert, habe, ohne zu gähnen, die langweiligsten Sonaten von der Welt angehört und habe mich dazu herbeigelassen, ihr eine Loge in der Komischen Oper zu geben. Dadurch habe ich denn drei friedliche Abende gewonnen, drei von den sieben, die Gott in der Woche geschaffen hat. Ich bin immer auf der Suche nach ‚musikalischen Häusern.' In Paris gibt es Salons, die genau wie jene deutschen Tabaksdosen mit Musik sind, eine Art von beständigen ‚Componiums'; in diesen hole ich mir regelmäßig musikalische Magenbeschwerden, die meine Frau Konzerte nennt. Dafür begräbt sie sich aber den größten Teil ihrer Zeit unter ihren Notenheften . . ."

„Ei, Herr Vicomte, wissen Sie nicht, wie gefährlich es ist, eine Frau Geschmack am Singen finden zu lassen und sie allen Aufregungen einer sitzenden Lebensweise preiszugeben? Es fehlte ja bloß noch, daß Sie ihr Hammelfleisch zu essen gäben und sie Wasser trinken ließen!"

„Meine Frau ißt stets nur das Weiße vom Geflügel, und ich halte darauf, daß auf ein Konzert stets ein Ball folgt, auf eine Vorstellung der Italienischen Oper stets ein Rout! So ist es mir denn auch gelungen, es dahin zu bringen, daß sie während sechs Monaten des Jahres niemals vor ein oder zwei Uhr morgens zu Bett kommt. Ah, die segensreichen Folgen dieses späten Zubettgehens sind unberechenbar!

Zunächst wird eine jede dieser notwendigen Vergnügungen ihr bewilligt, wie wenn es eine besondere Gunst wäre, und dabei hat es den Anschein, als täte ich damit stets nur meiner Frau einen Gefallen; ferner bringe ich ihr die Überzeugung bei, daß sie von sechs Uhr abends, wo wir speisen und sie in großer Toilette erscheint, bis elf Uhr früh, wo wir aufstehen, sich beständig amüsiert."

„O Herr Vicomte, wie dankbar muß sie Ihnen sein für ein so schön ausgefülltes Leben!"

„Ich habe also eigentlich nur noch drei gefährliche Stunden auszufüllen; aber hat sie nicht ihre Sonaten zu studieren, ihre Arien einzuüben? Ferner schlage ich ihr fortwährend Spazierfahrten im Boulogner Hölzchen vor, ab und zu ist ein neuer Wagen zu probieren, es sind Besuche abzustatten, usw. Und das ist noch nicht alles. Der schönste Schmuck einer Frau ist eine auserlesene Sauberkeit, die größte Sorgfalt in dieser Hinsicht kann niemals übertrieben und niemals lächerlich sein; ihre Toilette gibt mir ebenfalls noch Mittel an die Hand, sie um die schönsten Augenblicke ihres Tages zu bringen."

„Sie sind würdig, meine Lehren zu vernehmen!" rief ich. „Herr Vicomte, Sie werden sie täglich vier Stunden beschäftigen, wenn Sie ihr eine Kunst beibringen wollen, die den elegantesten Modedamen unserer Zeit unbekannt ist! Schildern Sie Ihrer Frau Gemahlin die wunderbaren Toilettenkünste, die der orientalische Luxus der römischen Damen geschaffen hatte, zählen Sie ihr die Sklavinnen auf, die bloß im Bade von der Kaiserin Poppäa gebraucht wurden! Erzählen Sie ihr von jener Menge von Sklavinnen, die Mirabeau in seinem ‚Erotika Biblion' aufgerechnet hat. Wenn sie nun versucht, alle diese Leute zu ersetzen, so bekommen Sie dadurch schöne Stunden der Ruhe, ganz abgesehen von den persönlichen Annehmlichkeiten, die Sie dadurch haben, daß in Ihrem Hause die Toilettenkunst

dieser berühmten Römerinnen Eingang findet, deren kunstvoll frisierte Haare mit Wohlgerüchen betaut wurden, deren Adern von einem neuen Blut durchströmt zu werden schienen, indem ihr Leib zu den Klängen einer wollüstigen Musik mit Myrrhen, Linnen, Wohlgerüchen, klaren Wassern und Blumen gepflegt wurde."

„Ei, mein werter Herr!" versetzte der Ehemann, der immer mehr in Aufregung geriet, „bietet mir nicht ihre Gesundheit wunderbare Vorwände? Diese so kostbare und mir so teure Gesundheit erlaubt mir, ihr jedes Ausgehen bei schlechtem Wetter zu untersagen, und damit gewinne ich ein volles Viertel des Jahres. Auch habe ich den lieblichen Brauch eingeführt, daß keines von uns beiden jemals ausgeht, ohne dem andern den Abschiedskuß zu geben und dazu zu sagen: ‚Mein lieber Engel, ich gehe aus.' Endlich habe ich auch für die Zukunft vorzusorgen gewußt und meine Frau für immer zu einer Gefangenen ihrer Häuslichkeit gemacht, wie einen Soldaten, der in seinem Schilderhause steht! Ich habe ihr eine unglaubliche Begeisterung für die geheiligten Pflichten der Mutterschaft eingeflößt."

„Wohl, indem Sie ihr widersprachen?" fragte ich.

„Sie haben's erraten!" sagte er lachend. „Ich behauptete ihr gegenüber, es sei einer Dame der feinen Welt unmöglich, ihre gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen, ihren Haushalt zu führen, sich allen Launen der Mode sowie denen eines geliebten Gatten hinzugeben, und dabei ihre Kinder zu erziehen. Darauf behauptete sie, sie würde nach Catos Beispiel, der die Amme überwachte, wie sie die Windeln des großen Pompejus wechselte, keinem andern Menschen die sorgfältige Pflege der bildsamen Geister und der zarten Körperchen dieser kleinen Wesen überlassen, deren Erziehung in der Wiege beginnt. Sie begreifen, mein Herr, meine Ehestandsdiplomatie würde mir nicht viel nützen,

wenn ich mich nicht eines unschuldigen Machiavellismus bediente, der darin besteht, sie beständig dazu aufzufordern, sie möge nur tun, was sie wolle, und sie bei allem und jedem um ihre Meinung zu befragen. Da nun diese Scheinfrage eine recht geistreiche Frau täuschen soll, so bringe ich selbst alle möglichen Opfer, um meine Gemahlin zu überzeugen, daß sie die freieste Frau in ganz Paris sei; und um diesen Zweck zu erreichen, hüte ich mich wohl, eine jener groben politischen Tölpeleien zu begehen, die unsere Minister sich so oft entschlüpfen lassen."

„Ich verstehe Sie!" sagte ich; „wenn Sie Ihrer Frau eins der in der Hausverfassung ihr gewährleisteten Rechte eskamotieren wollen, so nehmen Sie eine sanfte und gemessene Miene an, verbergen den Dolch unter Rosen, bohren ihn ihr vorsichtig ins Herz und fragen dabei mit der Stimme eines besorgten Freundes: ‚Mein Engel, tut es dir weh?' Wie gewisse Leute, denen man auf den Fuß getreten hat, wird sie Ihnen vielleicht antworten: ‚Im Gegenteil!'"

Er lächelte unwillkürlich und sagte:

„Wird meine Frau nicht beim Jüngsten Gericht recht erstaunt sein?"

„Ich weiß nicht," antwortete ich ihm, „wer von Ihnen beiden am erstauntesten sein wird: Sie oder sie."

Der Eifersüchtige zog bereits die Brauen zusammen, aber sein Antlitz wurde wieder heiter, als ich fortfuhr:

„Ich danke dem Zufall, der mir das Vergnügen verschafft hat, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ohne die Unterhaltung mit Ihnen würde ich ganz gewiß einige Ideen, die uns beiden gemeinsam waren, weniger gut vorgetragen haben, als Sie es getan. Daher bitte ich Sie auch um Erlaubnis, diese Unterhaltung veröffentlichen zu dürfen. Wo wir beide politische Künste hoher Art gesehen haben, werden andere vielleicht mehr oder minder beißende Ironien entdecken,

und ich werde in den Augen beider Parteien für einen gescheiten Mann gelten."

Während ich versuchte, dem Vicomte — dem ersten Ehemann, der so recht nach meinem Herzen war — meinen Dank auszusprechen, führte er mich noch einmal durch seine ganze Wohnung, in der ich nichts fand, was einen Tadel verdient hätte.

Ich wollte mich von ihm verabschieden, als er die Tür eines kleinen Boudoirs öffnete und es mir mit einer Miene zeigte, wie wenn er sagen wollte: „Kann hier die geringste Unordnung vorgehen, ohne daß mein Auge sie sofort bemerkt?"

Ich antwortete auf die stumme Frage durch eine Neigung des Kopfes, wie die Gäste als Zeichen der Anerkennung für ihren Gastgeber sie machen, wenn sie eine besonders gelungene Speise kosten.

„Mein ganzes System", sagte er mir leise, „ist mir durch drei Worte eingegeben, die mein Vater den Kaiser Napoleon im Staatsrat aussprechen hörte, als dort über das Ehescheidungsgesetz beraten wurde. ‚Der Ehebruch', rief der Kaiser, ‚ist eine Kanapeeangelegenheit!' Nun sehen Sie her: Ich habe mir aus diesen Mitschuldigen der Ehebrecherin Spione gemacht." Bei diesen Worten zeigte mir der Staatsrat einen Diwan, der mit einem teefarbenen Kasimir überzogen war. Die Kissen des Kanapees waren ein wenig zerknittert. „Sehen Sie, hieran erkenne ich, daß meine Frau Kopfschmerzen gehabt und sich auf diesem Diwan ausgeruht hat."

Wir näherten uns dem Diwan und sahen auf dem verhängnisvollen Möbel das Wort SOT[1]) gebildet, und zwar durch neckische Verschlingungen von vier Haaren.

„Niemand in meinem Hause hat schwarze Haare!" sagte der Ehemann erbleichend.

[1]) Dummkopf, Hahnrei.

Ich machte, daß ich davonkam, denn ich fühlte mich von einer Lachlust ergriffen, die ich nicht leicht hätte unterdrücken können.

„Der Mann ist gerichtet und abgetan!“ sagte ich bei mir selber. „Er hat mit allen diesen Hindernissen, mit denen er seine Frau umgeben hat, nichts weiter erreicht, als daß er ihr ein ungeheures Vergnügen gemacht hat.“

Dieser Gedanke betrübte mich. Das Erlebnis machte drei meiner wichtigsten Betrachtungen ganz oder gar zuschanden, und die katholische Unfehlbarkeit meines Buches war in ihrem innersten Wesen angegriffen. Ich hätte bereitwilligst für die eheliche Treue der Vicomtesse der Frau de V... eine Summe bezahlt, womit viele Leute einen einzigen Fehltritt von ihr hätten erkaufen mögen. Aber es war bestimmt, daß ich mein Geld für ewige Zeiten behalten sollte.

Drei Tage nachher traf ich nämlich den Herrn Staatsrat im Foyer der Italienischen Oper. Sowie er mich erblickte, kam er auf mich zu; einem gewissen Schamgefühl folgend, suchte ich ihm auszuweichen; er aber nahm meinen Arm und flüsterte mir ins Ohr:

„Ach! Ich habe drei fürchterliche Tage verlebt. Zum Glück ist meine Frau unschuldig, unschuldiger vielleicht als ein neugetauftes Kind . . .“

„Sie hatten mir bereits gesagt, Frau Vicomtesse sei sehr geistreich . . .“ erwiderte ich mit einer etwas boshaften Naivität.

„O, heute abend kann ich schon einen Spaß vertragen, denn heute morgen habe ich unwiderlegbare Beweise für die Treue meiner Frau erhalten. Ich war sehr frühzeitig aufgestanden, um eine dringliche Arbeit fertig zu machen. Als ich in der Zerstreutheit einen Blick in meinen Garten werfe, sehe ich plötzlich den Kammerdiener eines Generals, dessen Haus neben dem meinigen liegt, über die Mauer klettern. Die Zofe meiner Frau streckte ihren Kopf aus

dem Hausflur heraus, streichelte meinen Hund und deckte auf diese Weise den Rückzug des Galans. Ich nehme mein Fernrohr, richte es auf den Schlingel . . . der Kerl hat pechkohlschwarze Haare! Ah! Niemals habe ich das Gesicht eines Christenmenschen mit größerm Vergnügen angesehen! Aber wie Sie sich wohl denken können, noch im Laufe des Tages ist das Gitterwerk des Spaliers von der Gartenmauer entfernt worden. Also, mein werter Herr," fuhr er fort, „wenn Sie sich verheiraten, legen Sie Ihren Hund an die Kette und bestreuen Sie alle Ihre Mauerkronen mit Flaschenscherben."

„Und hat Frau Vicomtesse Ihre Unruhe während dieser drei Tage bemerkt?"

„Halten Sie mich für ein Kind?" antwortete er mir achselzuckend. „Niemals in meinem Leben bin ich so heiter gewesen."

„Sie sind ein unbekannter großer Mann!" rief ich, „und Sie sind kein . . ."

Er ließ mich nicht zu Ende sprechen; denn er verschwand, da er in diesem Augenblick einen seiner Freunde bemerkte, der die Absicht zu haben schien, die Vicomtesse zu begrüßen.

Könnten wir noch etwas hinzufügen, was nicht eine langweilige Umschreibung der in diesem Gespräch enthaltenen Lehren wäre? Jedes Wort desselben ist entweder Keim oder Frucht. Und doch, ihr seht es, o Ehemänner: euer Glück hängt an einem Haar!

THEORIE DES BETTES

Es war ungefähr sieben Uhr abends. Auf ihren akademischen Sesseln saßen sie in einem Halbkreis vor einem ungeheuren Kamin, worin traurig ein Steinkohlenfeuer brannte — ewiges Symbol des Gegenstandes ihrer wichtigen Beratung. Wenn man die ernsten und dabei

leidenschaftlichen Gesichter aller Mitglieder dieser Versammlung sah, so erriet man leicht, daß ihr Spruch für Leben, Schicksal und Glück von ihresgleichen entscheidend war. Wie die Beisitzer eines geheimnisvollen Gerichtshofes der alten Zeit hatten sie ihre Vollmacht nur von ihrem eigenen Gewissen erhalten; aber sie vertraten ungeheuer viel größere Interessen, als die von Königen oder Völkern: sie sprachen im Namen der Leidenschaften und des Glückes der unzähligen Menschengeschlechter der Zukunft.

Der Enkel des berühmten Boulle saß vor einem runden Tisch, auf dem das mit außerordentlicher Geschicklichkeit angefertigte Beweisstück stand; ich saß an diesem Tisch, der als Schreibtisch diente, als bescheidener Sekretär, um bei dieser Sitzung das Protokoll zu führen.

„Meine Herren!" sagte ein alter Herr. „Die erste Frage, über die Sie zu beraten haben, steht klar und deutlich in der folgenden Stelle eines Briefes, den die Witwe Monsieurs, des Bruders Ludwigs des Vierzehnten, die Mutter des Regenten, an die Prinzessin von Wales, Karoline von Ansbach, schrieb: ‚Die Königin von Spanien besitzt ein sicheres Mittel, um ihren Mann dahin zu bringen, daß er alles sagt, was sie will. Der König ist fromm; er würde glauben, in Ewigkeit verdammt zu sein, wenn er eine andere Frau anrührte als die seinige, und dabei ist dieser brave Fürst von sehr verliebter Naturanlage. Hierdurch erhält die Königin von ihm alles, was sie will. Sie hat nämlich das Bett ihres Mannes mit Rollen versehen; verweigert er ihr etwas, so schiebt sie sein Bett weit von dem ihrigen ab. Bewilligt er ihr ihre Bitte, so nähern sich die Betten wieder einander, und sie erlaubt ihm den Zutritt in das ihrige. Und das größte Glück des Königs, der eine ganz außerordentliche Anlage ...' Weiter werde ich nicht zitieren, meine Herren, denn die tugendhafte Freimütigkeit der deutschen Prinzessin könnte hier für Unmoralität ausgegeben werden.

„Dürfen vernünftige Ehemänner Rollenbetten benutzen? Dies ist das Problem, dessen Lösung uns obliegt."

Die Einhelligkeit der Stimmen ließ keinen Zweifel über die Meinung der Anwesenden. Ich erhielt den Befehl, in das Protokollbuch einzutragen, daß, wenn zwei Ehegatten in zwei getrennten Betten, aber in demselben Zimmer schliefen, die Betten auf keinen Fall Rollfüße haben dürften.

„Indessen darf diese Entscheidung", bemerkte eines der Mitglieder, „in keiner Weise den Beschlüssen Eintrag tun, durch die wir feststellen wollen, auf welche Weise Eheleute ihre Schlafzimmer am besten einrichten."

Der Präsident reichte mir ein elegant gebundenes Buch: es war die im Jahre 1788 veröffentlichte Originalausgabe der Briefe von Madame Charlotte Elisabeth von der Pfalz, Witwe Monsieurs, des einzigen Bruders Ludwigs des Vierzehnten — und während ich die zitierte Stelle abschrieb, fuhr er fort:

„Aber meine Herren, Sie haben jedenfalls die Tagesordnung in Ihre Wohnung zugeschickt bekommen und wissen daher, wie unsere zweite Frage lautet."

„Ich bitte ums Wort!" rief der jüngste der hier versammelten Eifersüchtigen.

Der Präsident setzte sich, nachdem er durch eine Handbewegung dem jungen Herrn das Wort erteilt hatte.

„Meine Herren," sagte der junge Ehemann, „sind wir auch genügend vorbereitet, um über einen so wichtigen Gegenstand zu beraten, wie es die fast allgemeine Unvollkommenheit der Betten ist? Hat diese Frage nicht eine größere Tragweite, ist sie nicht mehr als eine einfache Schwierigkeit, die ein geschickter Schreiner lösen könnte? Ich für mein Teil sehe darin ein Problem, mit dem die Intelligenz des Menschengeschlechts sich zu befassen hat. Die Geheimnisse der Empfängnis, meine Herren, sind noch von

Finsternissen umhüllt, mit deren Zerstreuung die moderne Wissenschaft erst einen schwachen Anfang gemacht hat. Wir wissen nicht, bis zu welchem Grade äußere Umstände die mikroskopisch kleinen Lebewesen beeinflussen, deren Entdeckung wir der unermüdlichen Geduld eines Hill, Baker, Joblot, Eichhorn, Gleichen, Spallanzani verdanken, und besonders der eines Müller und an letzter Stelle eines Bory de Saint-Vincent. Die Unvollkommenheit des Bettes umschließt eine musikalische Frage von der allerhöchsten Bedeutung, und ich für mein Teil erkläre hiermit, daß ich soeben erst nach Italien geschrieben habe, um eine bestimmte Auskunft zu erhalten, auf welche Weise dort für gewöhnlich die Betten eingerichtet sind ... Wir werden unverzüglich erfahren, ob es dort viele Bettgardinenstangen, Schrauben, Rollen gibt, ob die Machart schlechter ist als in andern Ländern, und ob nicht die durch die Wirkung der Sonnenstrahlen hervorgerufene Trockenheit des Holzes ‚ab ovo' die Harmonie erzeugt, deren Gefühl den Italienern angeboren ist ... aus diesen Gründen beantrage ich Vertagung."

„Ei was! Sind wir denn hier, um uns mit Musik zu befassen?" rief ein Herr aus dem Westen, indem er ungestüm aufsprang. „Vor allem handelt es sich um die Sitten, und die sittliche Frage geht allen andern vor ..."

„Mir scheint indessen," sagte eines der einflußreichsten Mitglieder der Versammlung, „wir sollten die von dem ersten Redner ausgesprochene Meinung nicht so von der Hand weisen. Im vorigen Jahrhundert, meine Herren, beklagte sich einer unserer Schriftsteller, der einer der philosophischsten Witzbolde und einer der witzigsten Philosophen war, ich meine Lawrence Sterne — beklagte sich, sage ich, Sterne darüber, daß die Menschen mit so geringer Sorgfalt gemacht würden: ‚O Schande!' rief er; ‚wer das göttliche Antlitz des Menschen kopiert, empfängt Lorbeer-

kränze und Beifall, während derjenige, der das Originalwerk hervorbringt, das Vorbild einer mimischen Nachahmung, seinen ganzen Lohn, wie die Tugend, nur in der Arbeit selbst suchen muß!' Müßte man sich nicht statt mit der Verbesserung der Pferderassen zuvor mit der Verbesserung der Menschenrassen beschäftigen? Meine Herren, ich kam einmal in eine kleine Stadt im Orléanais, wo die ganze Bevölkerung aus Buckligen und aus Menschen mit mürrischen und vergrämten Mienen bestand, aus wahren Unglückskindern ... Nun erweckte mir die Bemerkung des ersten Redners die Erinnerung, daß dort alle Betten in sehr schlechtem Zustande waren und daß die Zimmer den Augen der Gatten nur einen häßlichen Anblick boten. Können denn nun, meine Herren, unsere Geister sich in gleichem Zustande befinden wie unsere Ideen, wenn statt einer Musik von Engeln, die im Himmel, in den wir eintreten, umherfliegen, die schreiendsten Töne der unangenehmsten, ungeduldigsten, abscheulichsten Erdenmelodie plötzlich losdonnern? Vielleicht verdanken wir die schönen Geniusse, die die Ehre der Menschheit sind, nur gut gezimmerten Betten, und die unruhige Bevölkerung, die die französische Revolution ins Werk gesetzt hat, ist vielleicht auf allen möglichen wackeligen Möbeln mit schiefen und unsoliden Füßen gezeugt worden; die Orientalen dagegen, bei denen wir so schöne Rassen finden, befolgen ein ganz eigentümliches System bei der Herstellung ihrer Ruhelager. Ich bin für die Vertagung." Und der Herr setzte sich.

Ein Herr, der der Sekte der Methodisten angehörte, stand auf und sprach:

„Wozu die Frage auf ein anderes Gebiet hinüberspielen? Es handelt sich hier weder um die Verbesserung der Rasse noch um die Vervollkommnung des Werkes. Wir dürfen nicht die Interessen der ehelichen Eifersucht und die Grundsätze einer gesunden Moral aus dem Auge verlieren.

Wissen Sie denn nicht, daß das Geräusch, über das Sie sich beklagen, von der Gattin, die zu dem Verbrechen noch nicht fest entschlossen ist, mehr gefürchtet wird, als die schmetternde Stimme der Posaunen des Jüngsten Gerichts? Vergessen Sie, daß alle Prozesse wegen strafbaren Verkehrs von den Ehemännern nur dank dieser den Ehefrauen so ärgerlichen Eigenschaft des Bettes gewonnen worden sind? Ich empfehle Ihnen, meine Herren, sehen Sie sich die Ehescheidungsprozesse des Lords Abergaveny, des Viscount Bolingbroke an, den der verstorbenen Königin, den der Elisa Draper, den der Frau Harris, und überhaupt alle, die in den zwanzig Bänden stehen, die von... veröffentlicht worden sind." (Der Sekretär konnte den Namen des englischen Herausgebers nicht deutlich verstehen.)

Es wurde beschlossen, die Sitzung zu vertagen. Das jüngste Mitglied machte den Vorschlag, eine Sammlung zu veranstalten, zur Belohnung für den Verfasser der besten Abhandlung, die über diese von Sterne als so wichtig erachtete Frage bei der Gesellschaft würde eingereicht werden; aber bei Schluß der Sitzung fanden sich im Hut des Präsidenten nur achtzehn Schillinge.

Dieser Sitzungsbericht der vor kurzem in London zur Besserung der Sitten und der Ehe gegründeten und von Lord Byron mit seinen boshaften Spöttereien verfolgten Gesellschaft ist uns durch die Freundlichkeit des ehrenwerten W. Hawkins, Esq., eines Vetters des berühmten Kapitän Clutterbuck, zugegangen.

Dieser Protokollauszug kann dazu beitragen, die Schwierigkeiten zu lösen, die bei einer Abhandlung über die Theorie des Bettes in bezug auf die Machart desselben auftreten können.

Aber der Verfasser dieses Buches findet, daß die englische Gesellschaft dieser doch nur vorläufigen Frage zu

große Wichtigkeit beigemessen hatte. Es lassen sich in bezug auf die Lagerstatt vielleicht ebenso gute Gründe für den Standpunkt des ‚Rossinisten' wie für den des ‚Solidisten' anführen, und der Verfasser gesteht, daß die Lösung dieser Schwierigkeit über seine Kräfte geht oder unter seiner Würde ist. Er denkt mit Lawrence Sterne, daß es eine Schande für die europäische Kultur ist, daß so wenig physiologische Beobachtungen über die Kalipädie existieren, und er verzichtet darauf, die Ergebnisse seines Nachdenkens über diesen Gegenstand mitzuteilen, weil diese sich nicht gut in eine für prüde Ohren geeignete Sprache fassen lassen, und weil sie daher entweder mangelhaft verstanden oder falsch ausgelegt werden würden. Durch diese Unterlassung wird allerdings an dieser Stelle seines Buches eine ewige Lücke entstehen; aber er wird dafür gewiß die süße Genugtuung haben, dem nächsten Jahrhundert ein viertes Werk zu vermachen; so bereichert er das neue Jahrhundert um alles, was er selber nicht macht — eine negative Freigebigkeit, deren Beispiel von allen jenen befolgt werden wird, die nach ihrer Behauptung viele Ideen haben.

Die Theorie des Bettes wird uns viel wichtigere Fragen zur Lösung unterbreiten, als die Fragen der Rollfüße und des Geflüsters strafbarer Unterhaltungen, mit denen unsere Nachbarn sich beschäftigt haben.

Wir unterscheiden bei den zivilisierten Nationen und besonders für den Gebrauch der bevorrechtigten Klassen, denen dies Buch gewidmet ist, nur drei verschiedene Arten der Einrichtung eines Bettes — das Wort ‚Bett' in dem im allgemeinen ihm beigelegten Sinne verstanden.

Diese drei verschiedenen Arten sind:

1. die beiden Zwillingsbetten,
2. zwei getrennte Zimmer,
3. ein und dasselbe Bett.

Ehe wir zur Prüfung dieser drei Arten des Zusammenwohnens übergehen, die notwendigerweise ganz verschiedene Einflüsse auf das Glück der Frauen und der Ehemänner ausüben müssen, haben wir zunächst einen schnellen Blick auf die Aufgabe des Bettes zu werfen, sowie auf die Bedeutung, die in der politischen Ökonomie des menschlichen Lebens ihm zukommt.

Völlig unbestreitbar ist der Grundsatz, daß das Bett erfunden worden ist, um darin zu schlafen.

Es wäre leicht, nachzuweisen, daß der Brauch, zusammenzuschlafen, im Vergleich mit dem Alter der Einrichtung der Ehe recht neuen Datums ist.

Durch welche Gründe ist der Mann dazu gelangt, einen für das Glück, für die Gesundheit, für das Vergnügen, ja auch für die Eigenliebe so verhängnisvollen Brauch in die Mode zu bringen? Eine solche Untersuchung müßte recht interessant sein.

Wenn du wüßtest, einer deiner Nebenbuhler hätte ein Mittel ausfindig gemacht, dich den Blicken des dir teuren Weibes in einer Stellung preiszugeben, worin du im höchsten Grade lächerlich wärest: zum Beispiel mit schiefem Munde wie eine Theatermaske, oder während deine beredten Lippen wie das kupferne Mundstück eines mit seinem Naß geizenden Brunnens Tropfen um Tropfen eines reinen Wassers absonderten — wenn du das wüßtest, du würdest ihn vielleicht erdolchen. Dieser Nebenbuhler ist der Schlaf. Gibt es auf der Welt einen Menschen, der wirklich weiß, wie er aussieht und was er macht, während er schläft?

Im Schlaf sind wir lebende Leichname, sind die Beute einer unbekannten Macht, die sich gegen unsern Willen unserer bemächtigt und sich durch die sonderbarsten Wirkungen kundgibt: einige Menschen haben einen geistvollen Schlaf, andere einen dummen.

Es gibt Leute, die auf die albernste Art von der Welt mit offenem Munde daliegen.

Andere schnarchen, daß die Balken erzittern.

Die meisten gleichen jenen von Michelangelo in Marmor ausgehauenen jungen Teufeln, die die Zunge ausstrecken, um sich über die Vorübergehenden lustig zu machen.

Ich kenne auf der ganzen Welt nur eine einzige Person, die mit vornehmem Anstand schläft, das ist auf dem Guérinschen Bilde Agammemnon, wie er in seinem Bette schläft, während Klytämnestra auf Antrieb des Ägisthus sich heranschleicht, um ihn zu ermorden. Daher habe ich denn auch stets den Ehrgeiz gehabt, auf meinem Kopfkissen zu liegen, wie der König der Könige lag, solange ich noch die schreckliche Angst haben werde, daß mich während meines Schlafes andere Augen als die der Vorsehung erblicken können. Auch habe ich seit jenem Tage, wo ich meine alte Amme ‚Erbsen blasen' sah — um mich eines volksmäßigen, aber durch den Gebrauch geheiligten Ausdrucks zu bedienen —, sofort der ganz besondern Litanei, die ich meinem Schutzpatron, dem heiligen Honorius, herzusagen pflege, ein Gebet hinzugefügt, er möge mich vor dieser jämmerlichen Beredsamkeit bewahren.

Wenn ein Mann am Morgen aufwacht, mit verstörtem Gesicht und mit der grotesken Kopfbedeckung einer hellseidenen Mütze, deren Zipfel ihm über die linke Schläfe fällt, dann sieht er ganz gewiß recht komisch aus, und es ist nicht leicht, in ihm jenen glorreichen Ehegemahl zu erkennen, den Rousseaus Strophen gefeiert haben. Immerhin aber dringt ein Schimmer von Leben durch die Dummheit dieses halbtoten Gesichts. Und wenn ihr, o Künstler, wunderbare Karikaturen sammeln wollt, dann reiset im Postwagen und seht euch bei jedem Dörfchen, wo der Postillion einen Chausseegeldeinnehmer aufweckt, diese Provinzialen-

gesichter an! Aber wäret ihr auch noch hundertmal komischer in eurem Schlaf, als diese Bureaukratengesichter, in diesem Augenblick habt ihr doch wenigstens den Mund zu, die Augen offen, und euer Antlitz trägt doch irgend einen Ausdruck. Wißt ihr, wie ihr eine Stunde vor eurem Erwachen aussaht, oder während der ersten Stunde eures Schlafes, als ihr weder Mensch noch Tier waret und unter der Herrschaft der Träume standet, die durch das hörnerne Tor kommen? Dies ist ein Geheimnis zwischen eurer Frau und euch!

Wollten etwa die Römer sich stets an die dummen Gesichter, die man im Schlaf macht, erinnern, indem sie am Kopfende ihres Bettes einen Eselskopf anbrachten? . . . Die Aufklärung dieses Punktes wollen wir den Herren Mitgliedern der Akademie der Inschriften überlassen.

Ganz gewiß muß der erste, der durch eine Eingebung des Teufels auf den Gedanken kam, selbst während des Schlafes seine Frau nicht zu verlassen, tadellos zu schlafen verstanden haben. Und nun wird man nicht mehr vergessen, zu den Wissenschaften, die man sich vor der Verheiratung zu eigen gemacht haben muß, auch die Kunst des eleganten Schlafens zu rechnen. Wir fügen daher an dieser Stelle als einen Zusatz zum Axion XXV des Ehestandskatechismus die beiden nachstehenden Aphorismen bei:

Ein Ehemann muß einen so leichten Schlummer haben wie eine Dogge, damit ihn niemals ein Mensch sieht, während er schläft.

Ein Mann muß sich von Kindheit an daran gewöhnen, barhäuptig zu Bette zu gehen.

Einige Poeten möchten wahrscheinlich in der Scham, in den angeblichen Mysterien der Liebe einen Grund dafür sehen, daß Ehegatten in demselben Bett zusammenschlafen;

aber es steht fest, daß der Mensch ursprünglich nur darum das Dunkel der Höhlen, das Moos der Schluchten, das felsige Dach der Grotten aufgesucht hat, weil die Liebe ihn wehrlos seinen Feinden ausliefert. Nein, es ist ebensowenig natürlich, daß zwei Köpfe auf demselben Kopfkissen ruhen, wie daß man sich den Hals mit einem Musselinfetzen einschnürt, aber die Zivilisation ist gekommen, sie hat eine Million Menschen auf den Raum von vier Quadratmeilen eingesperrt; sie hat sie in Straßen, Häuser, Wohnungen, Zimmer, Kämmerchen von acht Quadratfuß eingepfercht; ein Weilchen noch, und sie wird versuchen, einen Menschen in den andern zu stopfen wie die Teile eines Fernrohres.

Hierdurch und aus vielen andern Gründen noch — wie zum Beispiel aus Sparsamkeit, Furcht, übel angebrachter Eifersucht — ist das Zusammenwohnen von Ehegatten Sitte geworden; und aus dieser Gewohnheit entstand das gleichzeitige Aufstehen und Zubettegehen zu bestimmten Stunden.

Und so wird die kapriziöseste Sache von der ganzen Welt, so wird das allerbeweglichste Gefühl, das nur durch seine prickelnden Inspirationen Wert erhält, dessen Zauber nur in der Plötzlichkeit der von ihm erregten Wünsche besteht, das nur durch die Wahrhaftigkeit seiner Kundgebungen gefällt — so wird, mit einem Wort, die Liebe nach einer Klosterordnung und nach den geometrischen Berechnungen einer Seewarte geregelt!

Wenn ich Vater wäre, würde ich ein Kind hassen, das pünktlich wie eine Uhr morgens und abends einen Gefühlsausbruch hätte und auf Befehl zu mir käme, um mir guten Morgen oder guten Abend zu wünschen: denn auf diese Weise erstickt man alles Großherzige und Augenblickliche in den menschlichen Gefühlen. Schließt aus diesem Beispiel darauf, was Liebe zur festgesetzten Stunde ist!

Nur der Urheber aller Dinge kann morgens und abends in einer immer herrlichen, immer neuen Pracht die Sonne aufgehen und untergehen lassen, und niemand hienieden — das wage ich Jean-Baptiste Rousseaus Hyperbel zum Trotz zu sagen — kann die Rolle der Sonne spielen.

Aus diesen vorläufigen Beobachtungen geht hervor, daß es nicht natürlich ist, wenn zwei Menschen sich unter einem Betthimmel befinden;

daß ein Mensch im Schlafe fast immer lächerlich ist;

daß endlich das beständige Zusammensein die Ehemänner unvermeidlichen Gefahren aussetzt.

Wir wollen also versuchen, unsere Gebräuche den Gesetzen der Natur anzupassen, und Natur und Brauch so zu vereinigen, daß ein Ehemann in dem Mahagoni seines Bettes ein brauchbares Hilfs- und Verteidigungsmittel findet.

1. Die beiden Zwillingsbetten

Wenn der glänzendste, schönste, geistreichste aller Ehemänner nach einer einjährigen Ehe minotaurisiert sein will, so wird ihm dies unfehlbar gelingen, wenn er so unvorsichtig ist, zwei Betten unter der wollüstigen Wölbung eines und desselben Alkovens zu vereinigen.

Das Urteil lautet kurz und bündig; die Begründung desselben ist folgende:

Der erste Ehemann, dem die Erfindung der Zwillingsbetten zuzuschreiben ist, war ohne Zweifel ein Geburtshelfer, der aus Angst, er könnte während seines Schlafes unwillkürlich unruhige Bewegungen machen, das von seiner Frau unter dem Herzen getragene Kind vor den Fußtritten schützen wollte, die er ihm hätte geben können.

Oder nein — es war wohl eher irgend ein Prädestinierter, der irgend einen Katarrh befürchtete oder sich selber mißtraute.

Vielleicht war es auch ein junger Mann, der das Übermaß seiner eigenen Zärtlichkeit befürchtete, und daher stets entweder dicht am Rande des Bettes, so daß er in Gefahr war, herauszufallen, oder nahe bei seiner entzückenden Gemahlin lag, deren Schlummer er auf diese Art störte.

Oder sollte es nicht irgend eine Maintenon gewesen sein, die diese Einrichtung mit Hilfe ihres Beichtvaters durchsetzte? oder etwa eine ehrgeizige Frau, die ihren Gatten beherrschen wollte? oder, was allerdings gewiß noch wahrscheinlicher ist, irgend eine hübsche kleine Pompadour, die an jenem kleinen Pariser Übel litt, worüber Herr de Maurepas jenen scherzhaften Vierzeiler machte, der ihm seine so lange dauernde Ungnade eintrug und ganz gewiß zu den unglücklichen Ereignissen der Regierung Ludwigs des Sechzehnten viel beitrug:

Iris, on aime vos appas,
Vos grâces tont vives et franches
Et les fleurs naissent sur vor pas —
Mais ce ne sont que des fleurs ... blanches ...

Endlich, warum sollte dieser Erfinder nicht ein Philosoph gewesen sein, den die unvermeidliche Ernüchterung erschreckte, die eine Frau beim Anblick eines schlafenden Mannes empfinden muß? Und dieser Philosoph wird ein Mann gewesen sein, der sich stets in seine Decke eingewickelt und keine Nachtmütze getragen hat.

Unbekannter Erfinder dieser jesuitischen Methode — wer du auch seist, im Namen des Teufels, Heil dir und Brudergruß! Du hast an so manchem Unglück schuld. Dein Werk trägt den Charakter aller halben Maßregeln; es liefert in keiner Weise befriedigende Resultate, und es haften ihm die Unannehmlichkeiten der beiden andern Methoden an, ohne daß es deren Vorzüge bietet.

Was für ein Mensch ist der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts! Ein Wesen von höchster und überlegenster Intelligenz, hat er eine übernatürliche Macht entfaltet, hat er alle Hilfsquellen seines Geistes aufgeboten, um das Triebwerk seines Daseins zu verhüllen, um seine Bedürfnisse zu vergöttlichen, damit er sie nicht zu beachten braucht, hat er sogar chinesischen Blättern, ägyptischen Bohnen, mexikanischen Körnern ihre Düfte, ihre Schätze, ihre Seelen abgeborgt; hat er sogar Kristalle ziseliert, Silber gedrechselt, Gold geschmolzen, Ton bemalt, mit einem Wort: alle Künste aufgeboten, um seinen Futternapf auszuschmücken und größer zu machen! Wie kann nun dieser König, nachdem er die zweite seiner Armseligkeiten mit Musselinfalten umhüllt, mit Diamanten bedeckt, mit Rubinen übersät, unter schneeigem Linnen, unter baumwollenem Gewebe, unter buntfarbiger Seide, unter reichverschlungenen Spitzen versteckt hat — wie kann er schließlich all diesen Luxus durch zwei Holzbetten zunichte machen? Was hat es für einen Zweck, die ganze Welt an unserm Dasein, an unsern Lügen, an dieser Poesie mitarbeiten zu lassen? Was hat es für einen Zweck, Gesetze, sittliche Gebote, Religionen zu machen, wenn die Erfindung eines Tapezierers — denn schließlich kann ja auch der Tapezierer vielleicht der Erfinder der Zwillingsbetten sein — unserer Liebe alle ihre Illusionen nimmt, sie ihres majestätischen Gefolges beraubt und ihr nur das Allerhäßlichste und Allergarstigste läßt? Denn darauf läuft die ganze Frage der beiden Zwillingsbetten hinaus.

LXII. Wir hatten einen Wunsch, und dieser hat uns schließlich vor die Wahl gestellt, entweder erhaben oder grotesk zu erscheinen.

Wird unsere Liebe geteilt, so ist sie erhaben; aber schlaft in zwei Zwillingsbetten, und eure Liebe wird stets grotesk

sein. Die Sinnwidrigkeiten, zu denen diese halbe Trennung Anlaß gibt, lassen sich in zwei Situationen zusammenfassen, in denen wir die Ursachen gar manches Unglücks erkennen werden.

Es ist kurz vor Mitternacht; gähnend legt eine junge Frau ihre Haarwickel an. Ich weiß nicht, ob ihre Schwermut von einer Migräne herrührt, die sich auf die rechte oder auf die linke Seite ihres Gehirns stürzen will, oder ob sie einem jener Anfälle von Langeweile unterliegt, während deren wir alles schwarz sehen; aber wenn ich sie so vor mir sehe, wie sie nachlässig sich die Haare für die Nacht zurechtmacht, wie sie langsam das Bein erhebt, um ihr Strumpfband loszumachen — da scheint es mir klar, daß sie lieber ertrinken möchte, wenn sie nicht durch einen stärkenden Schlummer ihr Leben wieder auffrischen könnte. Sie ist in diesem Augenblick unter dem soundso vielten Grade dicht beim Nordpol, auf Spitzbergen oder in Grönland. Gedankenlos und kalt hat sie sich zu Bett gelegt, und dabei vielleicht, wie etwa Frau Walter Shandy, gedacht, morgen sei ein Krankheitstag, ihr Mann komme recht spät nach Hause, die Schneeballen, die sie gegessen, seien nicht genug gezuckert gewesen, sie sei ihrer Schneiderin mehr als fünfhundert Franken schuldig — mit einem Wort: sie denkt an irgend etwas, woran nach der Meinung der Männer eine Frau denkt, die sich langweilt. Inzwischen kommt ein derber Bursche von Ehemann, der eine geschäftliche Verabredung gehabt und dabei Punsch getrunken, und zwar zuviel Punsch getrunken hat. Er zieht die Stiefel aus, wirft seine Kleider auf die Stühle, läßt seine Schuhe auf einem Sofa, den Stiefelknecht vor dem Kamin stehen; und während er sich ein rotes Seidentuch um den Kopf bindet, ohne sich die Mühe zu geben, die Zipfel desselben wegzustecken, wirft er seiner Frau ein paar Sätze mit Ausrufungszeichen hin, kleine eheliche Liebenswürdigkeiten,

die manchmal in diesen Dämmerstunden, wo in unserer Leibesmaschine die eingeschlafene Vernunft fast gar kein Licht mehr von sich gibt, die ganze Unterhaltung eines Ehepaares ausmachen: „Du bist schon zu Bett! — Teufel, ist es heute abend kalt! — Du sagst nichts, meine Liebe! — Du hast dich schon in deinem Bett zusammengerollt! — Spitzbübin! du tust, wie wenn du schliefest!“ Zwischen diesen Redensarten gähnt er fortwährend; und nach einer Menge kleiner Einzelheiten, die je nach den Gewohnheiten des betreffenden Ehepaares in diese Vorrede der Nacht einige Abwechslung bringen werden, stürzt mein Mann sich in sein Bett, das dabei einen dumpfen Ton von sich gibt. Aber auf einmal erscheinen ihm auf der phantastischen Leinwand, die gleichsam vor uns ausgespannt ist, wenn wir die Augen schließen, die verführerischen Bilder irgend eines hübschen Gesichtchens, irgendwelcher eleganter Glieder: die zur Liebe lockenden Umrisse von Bildern, die er tagsüber gesehen hat. Ihn quälen stürmische Begierden ... er wirft die Augen auf seine Frau. Er sieht ein reizendes Gesicht, das von den zartesten Stickereien eingesäumt ist; mag ihr Blick eingeschlummert sein, trotzdem scheint dessen Feuer die Spitzenrüschen zu verbrennen, die ihre Augen nur unvollkommen verbergen; endlich deuten sich himmlische Formen unter den verräterischen Falten der Bettdecke an ... „Mein Mäuschen?“ ... — „Aber ich schlafe, lieber Freund ...“

Wie kann der Schiffer in einem solchen Lappland landen? Ich nehme an, du seist jung, schön, geistvoll, verführerisch. Wie willst du über das Meer hinübergelangen, das Grönland von Italien trennt? Der Abstand zwischen dem Paradiese und der Hölle ist nicht größer als der Zwölftelzoll, um den eure beiden Betten einander genähert zu werden brauchten, um ein einziges zu bilden: denn deine Frau ist kalt, und du brennst von der ganzen Glut einer Begierde.

Wäre auch nichts weiter zu tun, als aus dem einen Bett ins andere zu klettern — schon diese Bewegung bringt einen Ehemann, der ein Tuch um den Kopf trägt, in die unschönste Lage von der Welt. Unter Liebenden verschönt die Gefahr, die Kürze der Zeit, die Gelegenheit — mit einem Wort alles — das Unglückliche dieser Situationen, denn die Liebe hat einen Mantel aus Purpur und Gold, den sie über alles wirft, selbst über die rauchenden Trümmer einer mit Sturm genommenen Stadt; dagegen braucht Hymen alle Zauberkunststücke der Welt, um nicht auf den buntesten Teppichen, unter den entzückendsten Seidenfalten Trümmer zu erblicken. Brauchtest du auch nur eine Sekunde, um dich in Besitz deiner Frau zu setzen, so hat doch die Pflicht, die die Gottheit der Ehe ist, Zeit genug, ihr in ihrer ganzen Häßlichkeit zu erscheinen.

Wie albern muß einer kalten Frau ein Mann erscheinen, wenn er durch die Begierden nach und nach zornig und zärtlich, frech und demütig, beißend wie ein Epigramm und sanft wie ein Madrigal wird; mit einem Wort: mehr oder weniger geistreich die Szene aufführt, worin im ‚Geretteten Venedig' der geniale Orway uns den Senator Antonio vorgeführt hat, wie er zu Aquilinas Füßen hundertmal wiederholt: ‚Aquilina, Quilina, Lina, Aqui, Nacki!' — ohne etwas anderes von ihr zu erhalten als Peitschenhiebe, wenn er sich einfallen läßt, zudringlich zu werden. Jede Frau findet einen Mann, selbst ihren rechtmäßigen Ehemann, um so lächerlicher, je leidenschaftlicher er sich bei einer solchen Gelegenheit benimmt. Er ist widerwärtig, wenn er befiehlt; er wird minotaurisiert, wenn er seine Gewalt mißbraucht. Erinnere dich bei dieser Gelegenheit einiger Aphorismen des Ehekatechismus, und du wirst sehen, daß du die heiligsten Vorschriften derselben verletzest. Mag eine Frau dem Verlangen des Mannes nachgeben oder nicht — die beiden Zwillingsbetten bringen in

die Ehe etwas so Unzartes, etwas so Deutliches, daß die keuscheste Frau und der geistreichste Mann schließlich auf Schamlosigkeiten verfallen.

Das Gegenstück dieses Auftritts, der sich auf tausenderlei verschiedene Arten abspielt und zu dem tausend andere Anlässe führen können, bildet die andere Situation, die weniger komisch, aber viel fürchterlicher ist.

Eines Abends unterhielt ich mich über diesen wichtigen Gegenstand mit dem verstorbenen Grafen von Nocé, von dem ich bereits zu sprechen Gelegenheit gehabt habe. Ein großer alter Herr mit weißen Haaren, sein intimer Freund — den ich nicht nennen will, weil er noch lebt — sah uns mit ziemlich trübseliger Miene an. Wir errieten, daß er uns irgend eine Skandalgeschichte erzählen wollte, und sahen ihn ungefähr mit demselben Gesicht an, womit der Stenograph des ‚Moniteur' einen Minister, dessen improvisierte Rede er bereits in der Tasche hat, die Tribüne besteigen sieht. Der Erzähler war ein alter emigrierter Marquis, dessen Vermögen, Frau und Kinder in den Katastrophen der Revolution zugrunde gegangen waren. Und da die Marquise eine der inkonsequentesten Frauen der vergangenen Zeit gewesen war, so fehlte es ihm nicht an Beobachtungen über die weibliche Natur. Da er jetzt in einem Alter stand, worin man menschliche Angelegenheiten, sozusagen, bereits aus dem Grabe betrachtet, so sprach er von sich selber, wie wenn es sich um Marcus Antonius oder Kleopatra gehandelt hätte. Da ich die letzte Äußerung getan hatte, so erwies er mir die Ehre, folgende Ansprache an mich zu halten:

„Mein junger Freund! Ihre Betrachtungen erinnern mich an einen Abend, wo einer meiner Freunde sich derartig benahm, daß er für immer die Achtung seiner Frau verlor. Zu jener Zeit aber konnte eine Frau sich mit wunderbarer Leichtigkeit rächen, denn es war nicht weit vom Kelches-

rand zur Lippe. Die beiden Eheleute schliefen in zwei getrennten Betten, die aber unter dem Himmel eines und desselben Alkovens vereinigt waren. Sie kamen von einem sehr glänzenden Ball zurück, den der kaiserliche Gesandte, Graf von Mercy, gegeben hatte. Der Mann hatte eine ziemlich große Summe im Spiel verloren und war daher völlig von seinen Gedanken in Anspruch genommen. Am nächsten Tage waren sechstausend Taler zu bezahlen! und — du erinnerst dich wohl, Nocé? — man hätte zuweilen keine hundert Taler gefunden, wenn man das bare Vermögen von zehn Musketieren zusammengeschüttet hätte ... Die junge Frau — das bleibt ja in solchen Fällen niemals aus — war von einer Heiterkeit, die den Gatten zur Verzweiflung bringen konnte. ‚Geben Sie dem Herrn Marquis,' sagte sie dem Kammerdiener, ‚alles, was er für seine Toilette braucht.' Zu jener Zeit kleidete man sich für die Nacht an. Diese ziemlich merkwürdigen Worte vermochten meinen Ehemann nicht aus seiner Betäubung zu reißen. Da beginnt die Gnädige, der ihre Kammerfrau beim Umkleiden hilft, tausend Koketterien zu machen: ‚War ich heute abend nach Ihrem Geschmack?' fragt sie. — ‚Sie gefallen mir immer!' antwortet der Marquis und geht weiter im Zimmer auf und ab. — ‚Sie sind recht düster! Sprechen Sie doch zu mir, Herr Dunkelschön!' sagt sie, indem sie sich im verführerischsten Nachtkleide vor ihn hinstellt ... Aber Sie werden sich niemals einen Begriff machen, was für Hexenkünste die Marquise anstellte; Sie müßten sie gekannt haben. Du, Nocé, hast die Frau gesehen!" rief er dazwischen mit einem ziemlich spöttischen Lächeln. — „Kurz und gut, trotz all ihrer Feinheit und all ihrer Schönheit scheiterten alle ihre Listen an den sechstausend Talern, die der Dummkopf von Mann nicht aus seinem Kopf loswerden konnte, sie legte sich schließlich allein zu Bett. Aber die Frauen haben stets einen hübschen

Vorrat von Listen; und im Augenblick, wo mein guter Mann Miene macht, sich ebenfalls zu Bett zu legen, ruft die Marquise: ‚Oh! Wie ist mir kalt!' — ‚Mir auch!' erwidert er; ‚aber warum legen unsere Leute denn auch keine Wärmpfannen in unsere Betten?' Und damit klingelt er ..."

Unwillkürlich lachte Graf von Nocé laut heraus, und der alte Marquis schwieg ganz sprachlos still.

Daß man die Wünsche einer Frau nicht errät, daß man schnarcht, wenn sie wacht, daß man in Sibirien ist, wenn sie sich unter den Tropen befindet — das sind noch die geringsten Unzuträglichkeiten der Zwillingsbetten. Was wird eine leidenschaftliche Frau nicht alles wagen, wenn sie einmal gemerkt hat, daß ihr Mann einen festen Schlaf hat?

Ich verdanke Beyle eine italienische Anekdote, der seine trockene und sarkastische Vortragsweise einen unendlichen Reiz verlieh, als er sie mir als ein Beispiel weiblicher Kühnheit erzählte.

Ludovico hat seinen Palast an dem einen Ende von Mailand; am andern Ende der Stadt liegt der Palast der Gräfin Pernetti. Um Mitternacht dringt Ludovico, entschlossen, alles zu wagen, um eine Sekunde lang ein angebetetes Gesicht zu sehen, mit Lebensgefahr in den Palast seiner Liebsten ein. Es gelingt ihm wie durch Zauberkunst. Er kommt vor das eheliche Schlafgemach. Elisa Pernetti, deren Herz vielleicht den Wunsch ihres Geliebten geteilt hat, hört das Geräusch seiner Schritte und erkennt ihn am Gang. Sie sieht durch die Wände hindurch ein von Liebe entflammtes Gesicht. Sie erhebt sich vom Ehebett. Leicht wie ein Schatten eilt sie an die Schwelle der Tür, umfängt mit einem Blick Ludovico vom Kopf bis zu den Füßen, ergreift seine Hand, winkt ihm und zieht ihn mit sich fort.

„Aber er wird dich töten!" sagt er.

„Vielleicht." — —

Aber dies alles ist noch gar nichts. Wir wollen zugeben, daß viele Ehemänner einen leichten Schlaf haben. Wir wollen ihnen zugeben, daß sie ohne zu schnarchen schlafen und daß sie stets erraten, unter welchem Breitengrad ihre Frau sich gerade befindet! Noch mehr, alle zur Verurteilung der Zwillingsbetten von uns angeführten Gründe fallen, wenn man will, nicht schwer ins Gewicht. Indessen es bleibt noch eine letzte Erwägung übrig, die unbedingt gegen den Gebrauch von zwei Betten in einem und demselben Alkoven sprechen muß:

In der Lage, in der ein Ehemann sich befindet, haben wir das Ehebett als ein Verteidigungsmittel angesehen. Nur im Bette kann er jede Nacht erfahren, ob die Liebe seiner Frau im Zunehmen oder im Abnehmen ist. Das Bett ist der Barometer der Ehe. Wenn man nun Zwillingsbetten benutzt, so heißt dies absichtlich auf jedes Wissen verzichten. Wenn wir — im dritten Teil — zum ‚Häuslichen Krieg' gelangen, so wirst du erfahren, welchen unglaublichen Nutzen ein Bett bringt und wie viele Geheimnisse eine Frau unwillkürlich darin verrät.

Laß dich also niemals durch die falsche Harmlosigkeit der Zwillingsbetten verführen!

Sie sind die dümmste, heimtückischste und gefährlichste Erfindung, die es auf der ganzen Welt gibt. Schande und Fluch ihrem Erfinder!

Aber so verderblich diese Methode für junge Eheleute ist, ebenso heilsam und angemessen ist sie für Gatten, die das zwanzigste Jahr ihrer Ehe erreichen. Mann und Frau haben es dann viel bequemer bei den Duetten, die für ihre beiderseitigen Katarrhe nötig sind. Manchmal werden sie einer Klage, die ihnen ein Rheumatismus oder eine hartnäckige Gicht abpressen, oder vielleicht auch schon der Bitte um eine Prise Tabak die etwas mühseligen Wohltaten einer Nacht verdanken, die durch einen Abglanz

ihrer ersten Liebestaten beseelt wird — immer vorausgesetzt, daß der Husten nicht ganz unerbittlich ist.

Wir haben es nicht für angebracht gehalten, die Ausnahmen zu erwähnen, die zuweilen einem Ehemann das Recht geben, Zwillingsbetten zu benutzen. Man hat zuweilen Ungemach zu bestehen. Bonaparte war indessen der Meinung, daß, wenn Gatten einmal ‚ihre Seele und ihren Schweiß' vermischt hätten — dies sind seine eigenen Worte — nichts mehr sie trennen dürfte, auch Krankheit nicht. Dieser Punkt ist zu heikel, als daß man bestimmte Grundsätze dafür aufstellen dürfte.

Gewisse beschränkte Köpfe könnten auch den Einwand machen, daß es mehrere patriarchalische Familien gibt, in deren Gesetzbuch der erotischen Angelegenheiten der Paragraph über den Alkoven mit zwei Betten unerschütterlich feststeht, und daß in diesen Familien das Glück sich ‚vom Vater auf den Sohn' vererbt. Hierauf gibt der Verfasser gar keine Antwort, sondern erklärt einfach, daß er viele sehr ehrenwerte Leute kennt, die ihr Leben damit hinbringen, daß sie dem Billardspiel zusehen.

Diese Art der Schlafzimmereinrichtung überlassen wir also hiermit dem Urteil aller verständigen Leute und gehen nunmehr zur zweiten Methode über.

2. Getrennte Schlafzimmer

Es kommen in Europa auf jede Nation keine hundert Ehemänner, die die Wissenschaft der Ehe — oder, wenn man will, des Lebens — bis zu dem Grade beherrschen, daß sie ein von dem Zimmer ihrer Frau getrenntes Zimmer bewohnen können.

Dieses System durchführen können — das ist der höchste Grad geistiger und männlicher Kraft.

Zwei Gatten, die getrennte Zimmer haben, haben sich entweder getrennt, oder sie haben das Glück zu

finden gewußt, sie verabscheuen sich oder sie beten sich an.

Wir wollen es nicht unternehmen, hier die bewunderungswürdigen Vorschriften dieser Theorie auseinanderzusetzen, deren Zweck es ist, aus der Beständigkeit und Treue ein leichtes und köstliches Ding zu machen. Diese Zurückhaltung legt der Verfasser sich aus Ehrfurcht auf und nicht aus Unvermögen. Es genügt ihm, die Tatsache ausgesprochen zu haben, daß durch bloße Anwendung dieses Systems zwei Ehegatten die Träume so vieler schöner Seelen verwirklichen können: er wird von allen Gläubigen begriffen werden.

Allerdings die Profanen! Nun, mit den neugierigen Fragen dieser Leute wird der Verfasser bald fertig sein, indem er ihnen sagt, daß diese Einrichtung den Zweck hat, eine einzige Frau glücklich zu machen. Wer von ihnen möchte die Gesellschaft aller Talente, mit denen er sich ausgestattet wähnt, berauben wollen — und zu wessen Gunsten? Zugunsten einer Frau! Indessen, seine Lebensgefährtin glücklich machen, ist der schönste Ruhmestitel, den man im Tale Josaphat erwerben kann, da nach der Genesis Eva nicht mit dem irdischen Paradiese zufrieden gewesen ist. Es trieb sie das Gelüste, von der verbotenen Frucht zu kosten — ewiges Sinnbild des Ehebruchs.

Aber ein entscheidender Grund verbietet uns, diese glänzende Theorie ausführlich zu entwickeln; sie wäre in diesem Werke überhaupt nicht an ihrem Platz! Wir sind davon ausgegangen, daß eine Ehe sich in ganz besonderer Lage befindet — und der Mann, der so unvorsichtig wäre, in dieser Lage von seiner Frau getrennt zu schlafen, hätte nicht einmal auf Mitleid Anspruch, da er sich sein Unglück selber ins Haus gerufen haben würde.

Fassen wir also das bisher Gesagte noch einmal zusammen:

Nicht alle Männer sind imstande, das Wagnis zu unternehmen und in einem Zimmer zu schlafen, das von dem Zimmer ihrer Frau getrennt ist; dagegen können alle Männer sich einigermaßen mit den Schwierigkeiten abfinden, die mit der Benutzung eines einzigen Bettes verbunden sind.

Wir wollen uns also damit beschäftigen, die Schwierigkeiten zu lösen, welche oberflächliche Geister auch an diesem letztern Verfahren zu bemerken glauben könnten. Wir selber hegen für dieses eine ausgesprochene Vorliebe.

Möge aber dieser Abschnitt, wenn er auch gewissermaßen stumm ist und von uns in dieser Form den Auslegungen mehr als eines Ehepaares überlassen wird, als Piedestal für die erhabene Gestalt Lykurgs dienen, dem von allen Gesetzgebern des Altertums die Griechen die tiefsten Gedanken über die Ehe verdankten. Möchte sein System von den künftigen Geschlechtern verstanden werden können! Und wenn die Sitten der Neuzeit zu sehr verweichlicht sind, als daß das ganze System angenommen werden könnte — möchten sie doch wenigstens von dem kräftigen Geist dieser bewunderungswürdigen Gesetzgebung sich durchdringen lassen!

3. Ein und dasselbe Bett

In einer Dezembernacht betrachtete der Große Friedrich den Himmel, dessen Sterne jenes lebhafte und reine Licht ausstrahlten, das auf einen harten Frost hindeutet, und rief: „Dies Wetter wird Preußen viele Soldaten verschaffen!"

In diesem einzigen Satze brachte der König den Hauptübelstand zum Ausdruck, der mit dem beständigen Zusammenschlafen von Eheleuten verbunden ist. Ein Napoleon und ein Friedrich mögen vor einer Frau eine höhere oder geringere Achtung haben, je nach der Zahl ihrer

Kinder; aber ein begabter Ehemann muß nach den in der Betrachtung über die persönlichen Mittel aufgestellten Grundsätzen die Erzeugung eines Kindes nur als ein Verteidigungsmittel betrachten, und es ist seine Sache, zu wissen, wann es notwendig ist, ein solches hervorzubringen.

Diese Beobachtung führt uns zu Mysterien, auf die die physiologische Muse sich nicht einlassen darf. Sie ist allerdings bereit gewesen, eheliche Schlafzimmer zu betreten, solange diese unbewohnt waren; aber als spröde Jungfrau errötet sie beim Anblick von Liebesspielen.

Da nun an dieser Stelle des Buches diese Muse ihre weißen Hände vor die Augen hält, und zwar nicht etwa, um wie ein junges Mädchen durch die Fingerspalten hindurchzulugen, so wird sie diese Anwandlung von Schamhaftigkeit benutzen, um unsern Sitten einen ernsten Tadel auszusprechen.

In England ist das eheliche Schlafgemach ein geheiligter Ort. Nur die beiden Gatten haben das Vorrecht, es zu betreten; es gibt sogar, wie man sagt, mehr als eine Lady, die sich ihr Bett selbst macht. Wie kommt es, daß von allen Manieren, die jenseits des Kanals im Schwange sind, wir gerade die einzige abgelehnt haben, deren geheimnisvolle Anmut allen zarten Seelen des europäischen Festlandes hätte gefallen müssen? Zartfühlende Frauen verdammen die Schamlosigkeit, womit man in Frankreich fremden Menschen Zutritt in das Allerheiligste der Ehe gestattet. Unsere Meinung darüber kann nicht zweifelhaft sein; wir haben uns ja schon mit allem Nachdruck gegen die Frauen ausgesprochen, die mit ihrer Schwangerschaft Staat machen. Wenn wir verlangen, daß der Junggesellenstand Respekt vor dem Ehestand haben soll, so müssen auch die verheirateten Leute Rücksichten auf die leichte Entzündlichkeit der Junggesellen nehmen.

Alle Nächte bei seiner Frau zu schlafen, kann allerdings — dies müssen wir zugeben — als eine höchst anmaßende Geckenhaftigkeit gelten.

Viele Ehemänner werden sich fragen, wie jemand, der den Anspruch erhebt, die Ehe vervollkommnen zu wollen, es wagen kann, einem Ehemann eine Lebensweise vorzuschreiben, durch die ein Liebhaber sich zugrunde richten würde.

Indessen — so lautet die Entscheidung des Doktors der ehelichen Künste und Wissenschaften:

Zunächst ist für einen Ehemann — falls er nicht etwa jede Nacht außer dem Hause schläft — dieser Entschluß der einzige, der ihm übrigbleibt, da wir die Gefahren der beiden vorhergehenden Systeme nachgewiesen haben. Wir müssen also ferner den Beweis zu führen versuchen, daß diese dritte Art der Schlafzimmereinrichtung mehr Vorteile und weniger Unannehmlichkeiten bietet, als es hinsichtlich der beiden ersten in der von uns angenommenen kritischen Lage einer Ehe der Fall ist.

Aus unsern Bemerkungen über die Zwillingsbetten haben die Ehemänner entnehmen müssen, daß sie gewissermaßen verpflichtet sind, stets auf den Wärmegrad gestimmt zu sein, der die harmonische Organisation ihrer Frauen temperiert. Und da meinen wir nun, diese vollkommene Gleichheit der Gefühlsstimmungen muß sich unter der weißen Ägide, die die beiden Gatten mit ihrem schützenden Linnen bedeckt, auf recht natürliche Weise einstellen; dies ist aber bereits ein unermeßlicher Vorteil!

Denn nichts ist leichter, als zu jeder Stunde bei einer Frau den Grad von Liebe und Anschmiegungsbedürfnis festzustellen, wenn dasselbe Kissen die Köpfe der beiden Gatten aufnimmt.

Der Mensch — wir sprechen hier von der Gattung Mensch — hat bei sich eine Art von stets in Ordnung gehaltenem

Inventarverzeichnis, worauf deutlich und ohne Irrtum die Summe der ihm innewohnenden Sinnlichkeit angegeben ist. Dieser geheimnisvolle ‚Gynometer' ist die menschliche Hand. Die Hand ist ohne Zweifel von unsern Organen dasjenige, das unsere sinnlichen Erregungen am unmittelbarsten überträgt. Die ‚Chirologie' ist ein fünftes Werk, das ich meinen Nachfolgern vermache, denn ich werde mich damit begnügen, hier nur auf die für meinen Gegenstand in Betracht kommenden Grundzüge dieser Wissenschaft aufmerksam zu machen.

Die Hand ist das recht eigentliche Werkzeug des Tastsinnes. Nun ist aber der Tastsinn gerade derjenige Sinn, der noch am wenigsten unvollkommen alle andern Sinne zu vertreten vermag, während keiner dieser Sinne ihn ersetzen kann. Die Hand, die ganz allein alles ausgeführt hat, was bis jetzt der Mensch ersann, ist gewissermaßen geradezu gleichbedeutend mit ‚Handlung.' Durch sie betätigt sich die Gesamtsumme ihrer Kraft, und es ist bemerkenswert, daß fast alle Menschen von mächtiger Intelligenz schöne Hände gehabt haben, deren Vollkommenheit das charakteristische Anzeichen eines hohen Geschickes ist. Jesus Christus hat alle seine Wunder durch Handauflegen gewirkt. Die Hand schwitzt gewissermaßen Leben aus, und überall, wo sie hingelegt wird, läßt sie die Spuren einer Zaubermacht zurück; daher kommt denn auch auf ihre Rechnung die Hälfte aller Wonnen der Liebe. Sie verrät dem Arzt alle Geheimnisse unseres Organismus. Mehr als irgend ein anderer Teil des Körpers strömt sie Nervenfluidum aus, den geheimnisvollen Stoff, den wir in Ermanglung eines andern Ausdrucks als ‚Willen' bezeichnen müssen. Das Auge kann den Zustand unserer Seele malen, aber die Hand teilt gleichzeitig die Geheimnisse des Körpers und die des Gedankens mit. Wir bringen es dahin, unsern Augen, unsern Lippen, unsern Brauen,

unserer Stirn Schweigen zu gebieten; aber die Hand heuchelt nicht, und kein einziger unserer Züge läßt sich an Reichtum der Ausdrucksfähigkeiten mit ihr vergleichen. Die Wärme und die Kälte der Hand weisen so unmerkliche Nuancen auf, daß diese der Wahrnehmung oberflächlicher Menschen entgehen; aber wer sich auch nur ein wenig mit der Anatomie der Gefühle und der Dinge des Menschenlebens beschäftigt hat, der weiß diese Nuancen zu unterscheiden. So ist die Hand zum Beispiel auf tausendfach verschiedene Art trocken, feucht, glühendheiß, eiskalt, weich, rauh, fettig. Sie zuckt, sie wird fettig, wird hart, wird weich. Mit einem Wort: sie ist ein unerklärliches Phänomen, das man als die ‚Verkörperung des Gedankens' bezeichnen möchte. Sie bringt den Bildhauer und den Maler zur Verzweiflung, wenn sie das wechselnde Labyrinth ihrer geheimnisvollen Linienverschlingungen wiedergeben wollen. Einem Menschen die Hand hinstrecken, heißt: ihn retten. Sie ist das Unterpfand aller unserer Gefühle. Zu allen Zeiten haben Zauberinnen behauptet, sie könnten in ihren Linien unsere künftigen Geschicke lesen; die Linien haben nichts Phantastisches an sich, sondern entsprechen den Grundursachen unseres Lebens und Charakters. Wenn eine Frau einen Mann des Mangels an ‚Takt' beschuldigt, so verurteilt sie ihn unwiderruflich. Endlich spricht man ja auch von der ‚Hand der Gerechtigkeit', von der ‚Hand Gottes'; und von einem ‚Handstreich', wenn man eine besonders kühne Unternehmung bezeichnen will.

Durch die barometerartigen Veränderungen der Hand, die eine Frau fast immer ohne Mißtrauen ihrem Manne überläßt, die Gefühle erkennen zu lernen, das ist ein weniger undankbares und sichereres Studium als die Physiognomik.

Du kannst dich also, indem du dir diese Wissenschaft zu eigen machst, mit einer großen Macht bewaffnen. Du erhältst damit einen Faden, der im Labyrinth der un-

durchdringlichsten Herzen dich führen wird. Und so siehst du, daß du dein Zusammenschlafen von sehr vielen Mängeln freisprechen und daß du ihm sehr viele Schätze zugestehen mußt.

Und glaubst du jetzt wirklich allen Ernstes, du müßtest ein Herkules sein, weil du jeden Abend mit deiner Frau dich in ein Bett legst? Albernheit! Ein geschickter Ehemann verfügt in dieser Lage über viel mehr Mittel, sich mit Anstand aus der Sache herauszuziehen, als Frau von Maintenon, wenn sie genötigt war, anstatt einer Schüssel eine Geschichte aufzutischen.

Wie Buffon und einige Physiologen behaupten, werden unsere Organe durch die Begierde viel mehr als durch die lebhaftesten Genüsse angegriffen. Bedeutet nicht in der Tat die Begier eine Art von Besitz, der nur in der Einbildung uns zuteil wird? Verhält sie sich nicht zur sichtbaren Handlung wie die Ereignisse des geistigen Lebens, deren Genuß wir im Schlafe haben, sich zu den Ereignissen unseres körperlichen Lebens verhalten? Erfordert nicht diese energische ‚Vorstellung' von Dingen eine innere Bewegung, die mächtiger ist als die äußerliche Handlung? Wenn unsere Gebärden nur die Äußerung von Vorgängen sind, die in unserm Denken bereits vollzogen waren — welche Mengen von Lebenskraft müssen dann wohl oft wiederholte Begierden verbrauchen! Durchfurchen nicht die Leidenschaften, die nichts weiter als Massen von Begierden sind, mit ihren Blitzen die Gesichter der Spieler, der Ehrgeizigen, verzehren sie nicht deren Körper mit einer wunderbaren Schnelligkeit?

So müssen denn diese Beobachtungen die Keime eines geheimnisvollen Systems enthalten, dessen Schutzheilige Platon und Epikur zugleich sind; mit dem Schleier der ägyptischen Götterbilder verhüllt, überlassen wir es dem Nachdenken der Leser.

Aber der größte Irrtum, den die Menschen begehen können, ist der Glaube, die Liebe bestehe nur in jenen flüchtigen Augenblicken unseres Lebens, die nach Bossuets prachtvollem Vergleich Nägeln gleichen, die hier und da in eine Wand eingeschlagen sind: sie erscheinen dem Auge zahlreich; aber sammle sie — und sie finden in deiner Hand Platz.

Die Liebe besteht fast nur aus Gesprächen. Bei einem Liebenden gibt es nur ein Einziges, was unerschöpflich ist: nämlich Güte, Anmut und Zartgefühl. Alles fühlen, alles erraten, alles schon im voraus tun; Vorwürfe machen, ohne die zärtliche Liebe zu betrügen; ein Geschenk ohne jeden Stolz darzubringen wissen; den Wert irgend einer Handlung durch eine sinnreiche Form verdoppeln; mit Taten und nicht mit Worten schmeicheln; lieber sich selbst verständlich machen, als gar zu lebhaft auf das von der Frau Gesagte eingehen; zart berühren, nicht schlagen; mit dem Blick und sogar mit dem Klang der Stimme liebkosen; niemals in Verlegenheit bringen; unterhalten, ohne den guten Geschmack zu beleidigen; immer das Herz zu streicheln wissen; zur Seele sprechen — das ist es, was alle Frauen wünschen; sie geben gerne die Wonnen aller Nächte einer Messalina darum, wenn sie mit einem Wesen zusammenleben können, das sie mit diesen Liebkosungen der Seele überhäuft, nach denen sie so lecker sind, und die einen Mann nichts kosten als ein wenig Aufmerksamkeit.

Diese Zeilen enthalten den größten Teil der Geheimnisse des Ehebettes. Scherzbolde werden vielleicht diese lange Definition der Höflichkeit für eine Definition der Liebe halten, während sie doch, alles in allem genommen, nichts weiter ist als eine Empfehlung, deine Frau so zu behandeln, wie du den Minister behandeln würdest, der die von dir begehrte Stellung zu vergeben hat.

Hier höre ich Tausende von Stimmen schreien: dieses Werk trete öfter für die Sache der Frauen ein als für die Sache der Männer.

Die meisten Frauen seien einer solchen zarten Sorgfalt unwürdig und würden sie mißbrauchen.

Es gebe Frauen, die von einem Hang zu zügelloser Sinnlichkeit besessen wären; diese würden sich mit einem Verfahren, das sie als Mystifikation bezeichnen würden, nicht recht zufriedengeben.

Die Frauen seien durch und durch verkörperte Eitelkeit und dächten nur an ihre Fähnchen.

Sie setzten sich manchmal Dinge in den Kopf, auf eine Weise, die einfach unerklärlich sei.

Manchmal ärgerten sie sich über eine höfliche Aufmerksamkeit.

Sie seien dumm, sie verständen nichts, sie taugten nichts, usw.

Als Antwort auf all dieses Geschrei wollen wir hier einen Satz hersetzen, der — um uns eines Ausdrucks von Beaumarchais zu bedienen — vielleicht nach einem Gedanken aussehen wird, weil er zwischen zwei weißen Zeilen steht.

LXIII. Die Frau ist für ihren Mann, was ihr Mann aus ihr gemacht hat.

In dem Ehebett besitzest du einen treuen Dolmetscher, der mit tiefer Wahrheit die Gefühle einer Frau überträgt; du machst sie dadurch zur Spionin ihrer selbst; du befindest dich stets auf der Höhe ihrer Liebestemperatur; du verläßt sie niemals, du kannst ihren Schlummer hören, kannst alle jene Unvernünftigkeiten vermeiden, die so viele Ehen unglücklich machen — und dies sind die Gründe, aus denen ein Ehebett für beide Gatten den beiden andern Arten

der Einrichtung des ehelichen Schlafgemachs vorgezogen werden muß.

Da es aber nichts Gutes ohne eine kleine Beimischung von Unbequemlichkeit gibt, so mußt du elegant zu schlafen verstehen, mußt unter der Nachtmütze ein würdiges Aussehen zu bewahren wissen, höflich sein, einen leichten Schlaf haben, nicht zu viel husten und mußt es machen wie die modernen Schriftsteller, die mehr Vorreden als Bücher produzieren.

EHE-REVOLUTIONEN

ES kommt stets ein Augenblick, wo die Völker und die Frauen, selbst die dümmsten, merken, daß man ihre Unschuld mißbraucht. Die allergeschickteste Politik vermag allerdings lange Zeit zu täuschen; aber die Menschen wären zu glücklich, wenn sie stets täuschen könnte; dadurch würde Völkern und Eheleuten viel Blut erspart werden.

Wir wollen indessen hoffen, daß die in den vorhergehenden Betrachtungen angegebenen Verteidigungsmittel einer gewissen Menge von Ehemännern genügen werden, um sich aus den Klauen des Minotauros zu retten!

Oh! Gebt doch dem Doktor der Ehewissenschaft recht, wenn er behauptet, daß mehr als eine Liebschaft, die als geheime Verschwörung angesponnen ist, durch die Mittel der Ehehygiene vernichtet werden oder dank der Ehepolitik ihr Ende finden wird. Ja — und ist es ein Irrtum, so ist er wenigstens tröstlich — ja! mehr als ein Liebhaber wird durch die persönlichen Mittel vertrieben werden. Mehr als ein Ehemann wird mit einem undurchdringlichen Schleier die geheimen Triebfedern seines Machiavellismus zu verhüten wissen, und mehr als einer wird bessern Erfolg haben, als jener alte Philosoph, welcher ausrief: ‚Nolo coronari!‘ — ‚Ich will nicht gekrönt werden!‘

Leider aber sind wir gezwungen, eine traurige Wahrheit anzuerkennen. Der Despotismus hat seine Sicherheit; diese gleicht jener Stunde, die einem Gewitter vorausgeht, und in deren tiefem Schweigen der auf vergilbtem Grase ausgestreckte Wanderer eine Viertelmeile weit den Gesang einer Grille zu hören vermag. Eines Morgens also entdeckt eine anständige Frau — und wie sie werden es die meisten unserer anständigen Frauen machen — mit Adlerblick die geschickten Manöver, die aus ihr das Opfer einer teuflischen Politik gemacht haben. Zunächst ist sie ganz wütend, so lange Zeit tugendhaft gewesen zu sein. In welchem Alter, an welchem Tage wird diese furchtbare Revolution ausbrechen? Diese chronologische Frage hängt ganz und gar von der Geschicklichkeit eines jeden Ehemannes ab; denn nicht alle sind berufen, mit demselben Talent die Vorschriften unseres Ehe-Evangeliums zu befolgen.

„Man muß recht wenig Liebe empfinden," wird die hinters Licht geführte Ehefrau ausrufen, „um sich mit derartigen Berechnungen abzugeben! Was! Vom ersten Tage an hat er mich fortwährend im Verdacht gehabt? Das ist ja ungeheuerlich, eine Frau wäre einer so grausamen und heimtückischen Kunst nicht fähig!"

Dies ist das Thema. Die Variationen, die der Charakter der von ihm zu seiner Lebensgefährtin erwählten jungen Eumenide dazu liefern wird, kann jeder Ehemann selber erraten.

In diesem verhängnisvollen Augenblick sagt eine Frau nichts. Sie schweigt und verstellt sich. Ihre Rache wird geheimnisvoll sein. Nur hattest du seit jenem kritischen Augenblick, der nach unserer Annahme das Ende eures Honigmondes bezeichnete, bloß mit einem Schwanken ihres Herzens zu kämpfen; jetzt dagegen wirst du mit einem festen Entschluß zu kämpfen haben. Sie hat be-

schlossen, sich zu rächen. Von diesem Tage an trägt sie für dich eine Gesichtsmaske, die ehern ist wie ihr Herz. Du warst ihr gleichgültig; unvermerkt wirst du ihr unerträglich werden. Der Bürgerkrieg wird erst in dem Augenblick beginnen, wo ein Ereignis dich ihr verhaßt gemacht hat, wie ein Wassertropfen ein volles Glas zum Überlaufen bringt; ob dieses Ereignis an sich mehr oder weniger wichtig ist, das scheint uns schwer zu bestimmen. Indessen ist der Zeitraum, der jedenfalls zwischen dem Tage, wo deine Frau deine Anstalten bemerkt hat, und jener letzten Stunde verstreichen wird, die das verhängnisvolle Ende eures guten Einvernehmens bezeichnet, immerhin beträchtlich genug, so daß du eine Anzahl von Verteidigungsmitteln anwenden kannst, die wir hiermit ausführlicher behandeln wollen.

Bis dahin hast du deine Ehre nur geschützt, indem du völlig geheime Kräfte spielen ließest. Von nun an wird das Räderwerk deiner Maschinen für den Ehekrieg offen zutage liegen. Bisher suchtest du das Verbrechen zu verhindern. Jetzt gilt es, loszuschlagen. Du hast mit Unterhandlungen begonnen und steigst zuletzt zu Pferde, mit gezogenem Säbel, wie ein Pariser Stadtgendarm. Du wirst deinen Gaul Kapriolen machen lassen, wirst deinen Säbel schwingen, wirst aus vollem Halse schreien und wirst versuchen, den Auflauf zu zerstreuen, ohne jemanden zu verwunden.

Wie der Verfasser dieses Buches einen Übergang von der Schilderung der geheimen Mittel zu der der offenen Mittel hat finden müssen, so ist es auch für einen Ehemann notwendig, die ziemlich schroffe Veränderung seiner Politik zu rechtfertigen; denn in der Ehe wie in der Literatur besteht die ganze Kunst in der Anmut der Übergänge. Für dich ist diese von der höchsten Bedeutung. In welche abscheuliche Lage würdest du dich bringen, wenn in diesem

Augenblick, der vielleicht der kritischste des ganzen Ehelebens ist, deine Frau sich über dein Benehmen zu beklagen hätte!

Du mußt also ein Mittel finden, die geheime Tyrannei deiner ersten Politik zu rechtfertigen; ein Mittel, das den Geist deiner Frau auf die von ihr zu ergreifenden schroffen Maßregeln vorbereitet; ein Mittel, durch das du nicht ihre Achtung verlierst, sondern sie dir im Gegenteil gewinnst; ein Mittel, das dich der Verzeihung würdig macht, das dir sogar ein klein wenig von jenem Zauber wieder verleiht, durch den du sie vor eurer Heirat verführtest.

„Aber bei was für einer Politik sollte man ein solches Aushilfsmittel suchen? Gibt es überhaupt ein solches?"

Ja.

Aber welche Geschicklichkeit, welchen Takt, welche Schauspielerkunst muß ein Mann besitzen, um die mimischen Reichtümer des Schatzes zu entfalten, den wir ihm zugänglich machen wollen! Um die Leidenschaft zu spielen, deren Feuer aus dir einen neuen Menschen machen wird, mußt du die ganze Tiefe eines Talma besitzen.

Diese Leidenschaft ist die Eifersucht.

„Mein Mann ist eifersüchtig. Er war es seit Anbeginn unserer Ehe. Er verbarg mir dies Gefühl mit einer raffinierten Zartheit. Er liebt mich also noch? Ich werde ihn lenken können!"

Diese Entdeckungen muß eine Frau nach und nach machen, nachdem du mit ihr bewunderungswürdige Komödienszenen aufgeführt hast, bei denen du dich köstlich unterhalten wirst; und ein Weltmann müßte recht dumm sein, wenn es ihm nicht gelänge, einer Frau etwas einzureden, was ihr schmeichelt.

Mit welcher vollendeten Heuchelei mußt du alle deine Handlungen nacheinander so einrichten, daß du die Neugier deiner Frau erweckst, sie mit einem neuen Studium

beschäftigst, sie im Labyrinth deiner Gedanken umherirren läßt!

Ausgezeichneter Schauspieler, errätst du, durch welches diplomatische Schweigen, durch was für listige Gebärden, geheimnisvolle Worte, doppelsinnige Flammenblicke eines Abends deine Frau zu dem Versuch verlockt wird, dir das Geheimnis deiner Leidenschaft zu entreißen?

Oh! In seinen Bart hineinlachen, während man Tigeraugen macht; nicht lügen und nicht die Wahrheit sagen; sich des kapriziösen Geistes einer Frau zu bemächtigen und ihr den Glauben zu lassen, sie halte ihren Mann, während dieser ihr ein Halseisen anlegt! ... Oh! Komödie ohne Publikum, die von Herzen zu Herzen gespielt wird und bei der ihr alle beide im Gefühl eines sichern Erfolges euch selber Beifall klatscht!

Deine Frau wird dir mitteilen, daß du eifersüchtig seist; sie wird dir nachweisen, daß sie dich besser kennt als du selber, sie wird dir darlegen, daß deine Listen völlig überflüssig seien, sie wird dich vielleicht herausfordern. Freudetrunken triumphiert sie im Gefühl der Überlegenheit, die sie dir gegenüber zu besitzen glaubt; du gewinnst in ihren Augen an Vornehmheit; denn sie findet dein Verhalten ganz natürlich. Nur war selbstverständlich dein herausforderndes Benehmen überflüssig: denn wenn sie dich verraten wollte, wer könnte sie daran verhindern?

Dann, eines Abends, wirst du dich von der Leidenschaft fortreißen lassen: du nimmst irgend eine Kleinigkeit zum Vorwand und machst eine Szene, bei der du in deinem Zorn das Geheimnis der strengen Maßregeln verrätst, zu denen zu greifen du dich entschlossen hättest. Dies ist der Augenblick, wo unser neues Gesetzbuch in Kraft tritt.

Du brauchst nicht zu befürchten, daß eine Frau sich darüber ärgern wird. Sie braucht deine Eifersucht. Sie wird sogar deine strengen Maßregeln herausfordern. Zu-

nächst deshalb, weil sie darin die Rechtfertigung ihres Benehmens suchen wird; ferner findet sie ungeheure Vorteile dabei, vor der Welt die Rolle eines Opfers zu spielen — denn was für köstliche Beteuerungen des Mitleids wird sie da anhören dürfen! Ferner wird sie sich daraus eine Waffe gegen dich selbst machen, in der Hoffnung, sich derselben bedienen zu können, um dich in eine Schlinge zu locken.

Sie sieht bereits klar und deutlich tausend neue Wonnen in ihrer künftigen Untreue, und ihre Phantasie begrüßt mit freudigem Lächeln alle Schranken, mit denen du sie umgibst: wird es nicht herrlich sein, darüber hinwegspringen zu müssen?

Die Frauen verstehen besser als wir die Kunst, die beiden menschlichen Gefühle zu analysieren, mit denen sie sich gegen uns bewaffnen, und deren Opfer sie sind. Sie besitzen den Instinkt der Liebe, weil die Liebe ihr ganzes Leben ist; und sie besitzen den Instinkt der Eifersucht, weil diese so ziemlich ihr einziges Mittel ist, um uns zu beherrschen. In ihnen ist die Eifersucht ein wahres Gefühl: sie geht aus dem Instinkt der Selbsterhaltung hervor; sie läßt ihnen die Wahl zwischen Leben und Tod. Beim Manne aber ist diese beinahe unerklärliche Leidenschaft fast immer ein Unsinn, wenn er sich ihrer nicht als eines Mittels bedient.

Auf eine Frau, von der man geliebt wird, eifersüchtig zu sein, deutet auf ganz eigentümliche Denkfehler hin. Wir werden geliebt, oder wir werden nicht geliebt: von diesen beiden Extremen aus angesehen, ist die Eifersucht für den Mann ein überflüssiges Gefühl; sie läßt sich vielleicht ebensowenig erklären wie die Furcht, und vielleicht ist die Eifersucht nichts weiter, als die der Liebe beigemischte Furcht. Aber dies heißt nicht: an seiner Frau zweifeln, dies heißt: an sich selber zweifeln.

Eifersüchtig sein bedeutet gleichzeitig: den Gipfel der Ichsucht, den Bankrott der Eigenliebe und die Erregung

einer falschen Eitelkeit. Die Frauen nähren mit außerordentlicher Sorgfalt dieses lächerliche Gefühl, weil sie ihm Kaschmirschals, ihr Nadelgeld und Diamanten verdanken, und weil sie für sie das Thermometer ihrer Macht ist. Daher würde auch deine Frau auf ihrer Hut sein, wenn du nicht den Eindruck hervorriefest, wie wenn die Eifersucht dich blind mache; denn es gibt nur eine einzige Schlinge, vor der sie nicht auf der Hut ist: nämlich die Schlinge, die sie sich selber legt. Daher muß eine Frau leicht von einem Ehemann übertölpelt werden, der geschickt genug ist, der unvermeidlichen, früher oder später doch eintretenden Revolution die von uns bezeichnete und von der Klugheit gebotene Richtung zu geben.

Du wirst dadurch auf deine Ehe jene eigentümliche Erscheinung übertragen, die uns die Geometrie in den Asymptoten bietet: deine Frau wird stets dich zu minotaurisieren versuchen, ohne daß es ihr jemals gelänge. Wie es Knoten gibt, die sich niemals so fest zusammenziehen, wie wenn man sie aufzulösen versucht, so wird sie im Interesse deiner Macht arbeiten, während sie glaubt, für ihre Unabhängigkeit zu arbeiten.

Ein Fürst ist auf dem höchsten Grad der Verstellungskunst angelangt, wenn er seinem Volk die Überzeugung beibringt, es schlage sich für sich selber, während er in Wirklichkeit es für seinen Thron abschlachten läßt.

Aber viele Ehemänner werden gleich zu Anfang bei der Ausführung dieses Feldzugsplanes eine Schwierigkeit finden. Wenn die Frau über eine tiefgehende Verstellungskunst verfügt, an welchen Zeichen soll man dann den Augenblick erkennen, wo sie die geheimen Triebfedern der langdauernden Mystifikation bemerkt?

Hierauf antworten wir: zunächst haben die Betrachtungen ‚über die Ehezollrevision' und die ‚Theorie des Bettes' bereits mehrere Mittel angegeben, um den Ge-

danken der Frau zu erraten; aber wir erheben nicht den Anspruch, in diesem Buche alle die unermeßlichen Hilfsquellen des menschlichen Geistes erschöpfen zu wollen. Hier nur ein Beispiel: am Saturnalientag entdeckten die Römer in zehn Minuten mehr über die Eigenschaften ihrer Sklaven, als sie sonst während des ganzen übrigen Jahres erfahren konnten! Du mußt in deiner Ehe Saturnalien einzurichten verstehen, mußt es machen wie Geßler, der ohne Zweifel, als er Wilhelm Tell den Apfel vom Kopfe seines Kindes herunterschießen sah, zu sich selber gesagt hat: „Den Mann da muß ich mir vom Halse schaffen, denn er würde mich nicht fehlen, wenn er mich totschießen wollte."

Du begreifst: sollte deine Frau Roussillonwein trinken, Hammelfilet essen, zu jeder beliebigen Stunde ausgehen und die Enzyklopädie lesen wollen — so mußt du sie auf die dringlichste Weise dazu auffordern. Zunächst deshalb, weil sie gegen ihre eigenen Wünsche mißtrauisch werden wird, wenn sie dich in vollkommenem Gegensatz zu den früher von dir befolgten Systemen handeln sieht. Sie wird sich einbilden, du müssest ein ganz besonderes Interesse daran haben, daß du deine Politik diesen neuen Kurs einschlagen läßt, und darum wird gerade der Umstand, daß du ihr alle Freiheit läßt, sie dermaßen beunruhigen, daß sie gar keinen Genuß davon haben wird. Wenn nun auch eine solche Änderung des Verhaltens dieses oder jenes Unglück mit sich bringen könnte, so wird auch dafür die Zukunft Rat schaffen. In Revolutionszeiten ist es der allererste Grundsatz, das Übel, das man nicht verhindern kann, einem guten Ziel zuzulenken und durch Blitzableiter den Blitz anzuziehen, um ihn in einen Brunnen zu leiten.

Und nun stehen wir endlich vor dem letzten Akt der Komödie.

Der Liebhaber, der von dem Tage an, wo das schwächste von allen ‚Ersten Symptomen' bei deiner Frau aufgetreten

ist, bis zu dem Augenblick, wo die Eherevolution sich vollzieht, teils als körperliches Wesen, teils als ein Gebilde ihrer Phantasie eure Ehe umschwebt hat — der Liebhaber, durch einen Wink von ihr herangerufen, hat gesagt: „Da bin ich."

DER LIEBHABER

WIR überliefern die folgenden Denksprüche dem Nachdenken der Leser.

Man müßte am Menschengeschlecht verzweifeln, wenn diese Denksprüche erst im Jahre 1830 entstanden wären; aber sie drücken so kurz und bündig die Beziehungen und Unterschiede aus, die zwischen dir, deiner Frau und einem Liebhaber bestehen; sie werden auf die von dir zu befolgende Politik ein so glänzendes Licht werfen, werden dir so genauen Aufschluß über die Kräfte des Feindes geben, daß wir, der Magister, hier gegen jede Regung von Eitelkeit uns verschlossen haben; und sollte zufällig unter allen diesen Gedanken sich ein einziger neuer finden, so schreibe man ihn auf Rechnung des Teufels, auf dessen Rat dieses Buch entstand.

LXIV. Von Liebe sprechen heißt Liebe üben.

LXV. Bei einem Liebhaber bekundet die gewöhnlichste Begierde sich stets als Ausbruch einer gewissenhaften Bewunderung.

LXVI. Ein Liebhaber besitzt alle Vorzüge und alle Mängel, die ein Gatte nicht hat.

LXVII. Ein Liebhaber belebt nicht nur alles, er läßt auch das Leben vergessen; der Ehemann belebt nichts.

LXVIII. Auf alle Mätzchen der Empfindung, die eine Frau macht, fällt ein Liebhaber stets herein; und wo ein

Ehemann notwendigerweise die Achseln zuckt, gerät ein Liebhaber in Verzückung.

LXIX. Ein Liebhaber verrät nur durch sein Benehmen, bis zu welchem Grade der Intimität er bei einer verheirateten Frau gelangt ist.

LXX. Eine Frau weiß nicht immer, warum sie liebt. Dagegen kommt es selten vor, daß ein Mann bei seiner Liebe nicht ein Interesse verfolgt. Ein Ehegatte muß diesen geheimen Grund der Eigensucht ausfindig machen; denn dieser wird für ihn der Hebel des Archimedes sein.

LXXI. Ein talentvoller Ehemann gibt niemals öffentlich die Vermutung kund, daß seine Frau einen Liebhaber habe.

LXXII. Ein Liebhaber gehorcht allen Launen einer Frau; und da ein Mann in den Armen seiner Geliebten niemals schäbig ist, so wird er, um ihr zu gefallen, alle Mittel aufbieten, deren Anwendung einem Ehemann oftmals widerstrebt.

LXXIII. Ein Liebhaber lehrt eine Frau alles, was ihr Ehemann ihr verheimlicht hat.

LXXIV. Alle Empfindungen, die eine Frau ihrem Liebhaber entgegenbringt, sind nur ein Austausch; sie erhält sie stets in verstärktem Maße zurück; sie umschließen nicht bloß, was sie empfangen haben, sondern auch, was sie abgegeben hatten. Bei diesem Geschäft machen schließlich fast alle Ehemänner Bankrott.

LXXV. Ein Liebhaber spricht zu einer Frau nur von dem, was sie größer machen kann; dagegen kann ein Ehemann, selbst wenn es ein liebender Ehemann ist, sich nicht enthalten, ihr Ratschläge zu geben, die stets einen Beigeschmack von Tadel haben.

LXXVI. Einem Liebhaber kommt stets die Geliebte zuerst und dann er selber; beim Ehemann ist es umgekehrt.

LXXVII. Ein Liebhaber hegt stets den Wunsch, liebenswürdig zu erscheinen; in diesem Gefühl liegt immer eine gewisse Übertreibung, die leicht lächerlich wird; dies muß man sich zunutze zu machen wissen.

LXXVIII. Wenn ein Verbrechen begangen ist, weiß der Untersuchungsrichter — ausgenommen im Fall, wo ein Sträfling sich befreit und im Zuchthaus einen Mord begangen hat — daß nicht mehr als fünf Personen existieren, denen er die Tat zuschreiben kann. Von hier geht er aus und stellt seine Mutmaßungen auf. Ein Ehemann muß denken wie der Richter: es sind in der Gesellschaft keine drei Personen, die er in Verdacht haben kann, wenn er herausbringen will, wer der Liebhaber seiner Frau ist.

LXXIX. Ein Liebhaber hat niemals unrecht.

LXXX. Der Liebhaber einer verheirateten Frau hat ihr gesagt: „Gnädige Frau, Sie brauchen Ruhe. Sie müssen Ihren Kindern das Beispiel der Ruhe geben. Sie haben geschworen, einen Mann glücklich zu machen, der, abgesehen von einigen Fehlern — und ich habe mehr als er — Ihre Achtung verdient. Nun — Sie müssen mir Ihre Familie und Ihr Leben opfern, weil ich gesehen habe, daß Sie ein hübsches Bein haben. Lassen Sie sich's nicht einfallen, dagegen auch nur zu murren; denn ein Gewissensbiß ist eine Beleidigung, die ich mit einer härtern Strafe belegen würde, als das Gesetz sie gegen ehebrecherische Gatten vorsieht. Als Lohn für diese Opfer bringe ich Ihnen ebensoviele Freuden wie Leiden." Unglaublich: ein Liebhaber gewinnt den Sieg! Die Form, die er seiner Rede verleiht, läßt die Frau über alles hinwegsehen. Er spricht immer nur ein Wort: „Ich liebe." Ein Liebhaber ist ein Herold, der entweder das Talent oder die Schönheit oder den Geist einer Frau ausposaunt. Was posaunt ein Gatte aus?

Alles in allem genommen, ist die Liebe, die eine verheiratete Frau einflößt oder die sie empfindet, ganz und gar kein Gefühl, auf das jemand stolz sein kann: bei ihr ist es eine ungeheure Eitelkeit; bei ihrem Liebhaber ist es Egoismus. Der Liebhaber einer verheirateten Frau nimmt so viele Verpflichtungen auf sich, daß man in einem Jahrhundert keine drei Männer antrifft, die daran denken, diesen Verpflichtungen nachzukommen; er müßte sein ganzes Leben seiner Geliebten weihen, die er aber in Wirklichkeit zuletzt stets verläßt: das wissen sie alle beide, und seitdem es eine Gesellschaft gibt, ist Sie stets so erhaben gewesen, wie Er undankbar war.

Eine große Leidenschaft erregt zuweilen das Mitleid der Richter, die sie verurteilen und verurteilen müssen; aber wo sieht man wahre und dauernde Leidenschaften? Welcher Kraft bedarf ein Ehegatte, um erfolgreich den Kampf mit einem Menschen aufzunehmen, dessen Nimbus eine Frau dahin bringt, derartiges Unglück und Leiden auf sich zu nehmen?

Wir sind der Meinung, daß im allgemeinen ein Ehemann, wenn er die von uns bereits ausführlich geschilderten Verteidigungsmittel geschickt anzuwenden weiß, seine Frau bis zu einem Alter von siebenundzwanzig Jahren verhindern kann, freilich nicht, sich einen Liebhaber wenigstens in Gedanken auszusuchen, wohl aber das ‚große Verbrechen' zu begehen. Allerdings trifft man hier und da Männer, die von einer tiefen Begabung für den Ehemannsstand beseelt sind und ihre Frauen, mit Leib und Seele, bis zum Alter von dreißig oder fünfunddreißig Jahren für sich behalten können; aber diese Ausnahmen bilden gewissermaßen einen Skandal und verursachen Bestürzung und Schrecken. Ein solches Phänomen tritt eigent-

lich nur in der Provinz auf, wo das Leben durchsichtig ist und die Häuser Glashäuser sind, wo daher der Mann mit einer ungeheuren Macht bewaffnet ist. Dieser wunderbare Beistand, der einem Ehemann durch Menschen und Dinge zuteil wird, wird in einer Stadt stets hinfällig, sobald ihre Einwohnerzahl zweihundertundfünfzigtausend Seelen übersteigt.

Es wäre also so ziemlich nachgewiesen, daß das Alter von dreißig Jahren das höchste Lebensalter der Tugend ist. In diesem kritischen Augenblick wird die Bewachung einer Frau so schwierig, daß man, um sie für immer in der Gefangenschaft des ehelichen Paradieses zu halten, zu den letzten uns noch übrigbleibenden Verteidigungsmitteln greifen muß. Diese Mittel werden uns die Kapitel ‚Über die Polizei', ‚Die Kunst des Nachhausekommens' und ‚Die Peripetien' enthüllen.

ÜBER DIE POLIZEI

DIE Ehepolizei umfaßt alle Mittel, die die Gesetze, die Sitten, die Stärke und die List dir an die Hand geben, um deine Frau an den drei Handlungen zu verhindern, die gewissermaßen das Leben der Liebe ausmachen: sich schreiben, sich sehen, sich sprechen.

Die Polizei wird in höherem oder geringerem Grade mit mehreren der in den vorhergehenden Betrachtungen aufgeführten Mittel zusammen angewandt. Nur der Instinkt kann anzeigen, in welchen Verhältnissen und bei welchen Gelegenheiten diese verschiedenen Elemente benutzt werden dürfen. Das ganze System hat etwas Dehnbares: ein gewandter Ehemann wird leicht erraten, wie man es abändern, ausdehnen, einschränken muß. Mit Hilfe der Polizei kann ein Mann seine Frau bis zum vierzigsten Jahr rein und makellos erhalten.

Wir wollen diese Abhandlung über die Polizei in fünf Paragraphen teilen:

1. Die Mausefallen,
2. Die Korrespondenz,
3. Die Spione,
4. Der Index,
5. Die Haushaltungskosten.

1. Die Mausefallen

Obwohl wir annehmen können, daß unser Ehemann in einer sehr ernsten und kritischen Lage sich befindet, wollen wir doch nicht annehmen, daß der Liebhaber im ehelichen Burgfrieden völliges Bürgerrecht erlangt hat. Gar viele Ehemänner vermuten oft, daß ihre Frauen einen Liebhaber haben, sie wissen aber nicht, auf wen von den vier oder fünf Auserwählten, von denen wir vorhin sprachen, sie einen bestimmten Verdacht lenken sollen. Dieses Schwanken hat ohne Zweifel seinen Grund in einer moralischen Unvollkommenheit, der der Professor zu Hilfe kommen muß.

Fouché verfügte in Paris über mehrere Häuser, die von Leuten in den höchsten und vornehmsten Stellungen besucht wurden; die Besitzerinnen dieser Häuser waren ihm ergeben. Diese Ergebenheit kostete dem Staat recht hübsche runde Summen. Der Minister nannte diese Gesellschaften, gegen die damals kein Mensch auch nur das geringste Mißtrauen hätte, seine ‚Mausefallen.' Mehr als eine Person wurde unmittelbar nach dem Verlassen eines Balles verhaftet, bei welchem die glänzendste Gesellschaft von Paris den Helfershelfer des ehemaligen Oratorianers gemacht hatte.

Die Kunst, als Köder einige Stückchen gebratener Nuß darzubieten, damit die Frau ihre weiße Hand in die Falle stecke, ist sehr eng umschrieben; denn eine Frau ist ganz

gewiß stets auf ihrer Hut; trotzdem zählen wir mindestens drei Arten von Mausefallen: die unwiderstehliche, die unschuldig aussehende und die Mausefalle mit Schnappschloß.

Die unwiderstehliche Mausefalle

Gegeben seien zwei Ehemänner, die wir A. und B. nennen wollen; wir nehmen an, sie wollen herausbringen, wer die Liebhaber ihrer Frauen sind. Wir setzen den Ehemann A. auf den Mittelplatz an einen Tisch, der mit den schönsten Fruchtpyramiden, mit Kristallgeschirr, mit Zuckerwerk, mit Likören besetzt ist. Ehemann B. möge an irgend einem Punkte dieses glänzenden Kreises sich befinden, je nach dem Belieben des Lesers. Es ist Champagner herumgereicht worden, alle Augen glänzen, und alle Zungen sind in Bewegung.

Ehemann A. (eine Kastanie schälend): Na, ich für mein Teil, ich bewundere die Schriftsteller, aber nur von fern; ich finde sie unerträglich; bei einem Gespräch sind sie Despoten; ich weiß nicht, ob ihre Fehler mehr verletzen oder ihre guten Eigenschaften, denn es scheint wirklich, daß die geistige Überlegenheit nur dazu dient, ihre Mängel und ihre Vorzüge mehr hervortreten zu lassen. Kurz ... (er schluckt seine Kastanie hinunter) ... geniale Menschen sind meinetwegen Elixiere, aber man muß vorsichtig damit umgehen.

Ehefrau B. (die aufmerksam zugehört hatte): Aber, Herr A., Sie sind recht anspruchsvoll! (Sie lächelt boshaft.) Mir scheint, die Dummköpfe haben ebensoviel Fehler wie talentvolle Leute, nur mit dem Unterschied, daß sie es nicht verstehen, sie sich verzeihen zu lassen!

Ehemann A. (gereizt): Sie werden aber doch wenigstens zugeben, Madame, daß diese Leute durchaus nicht liebenswürdig gegen Sie sind.

Ehefrau B. (lebhaft): Wer hat Ihnen das gesagt?

Ehemann A. (lächelnd): Drücken sie Sie nicht in jedem Augenblick mit ihrer Überlegenheit zu Boden? Die Eitelkeit ist so sehr die alles beherrschende Eigenschaft ihrer Seelen, daß sie Sie nichts werden sagen lassen, was nicht einfach eine Wiederholung ihrer Worte ist.

Die Dame des Hauses (beiseite zur Ehefrau A.): Das hast du wirklich verdient, meine Liebe ... (Ehefrau A. zuckt die Achseln.)

Ehemann A. (fortfahrend): Da ferner ihre Gewohnheit, Ideenverbindungen herzustellen, ihnen das ganze mechanische Getriebe der Gefühle bloßlegt, so wird für sie die Liebe etwas rein Physisches haben, und bekanntlich glänzen sie nicht gerade durch ...

Ehefrau B. (beißt sich auf die Lippen und unterbricht ihn): Mir scheint, mein Herr, in diesem Prozeß sind wir Frauen allein Richterinnen. Aber ich kann's begreifen, daß Weltmänner von Schriftstellern nicht viel wissen wollen! Gehen Sie mir doch! Sie können sie leichter kritisieren, als es ihnen gleichtun!

Ehemann A. (verächtlich): O Madame — wir Männer von Welt können die Schriftsteller unserer Zeit wohl angreifen, ohne daß man uns Neid vorzuwerfen braucht! Es gibt so manchen Salonmenschen, der, wenn er schriebe ...

Ehefrau B. (voll Wärme): Zum Unglück für Sie, mein Herr, haben einige Ihrer Freunde von der Kammer Romane geschrieben ... Haben Sie sie lesen können? Nein, wahrhaftig — heutzutage müssen für die geringste literarische Arbeit historische Studien gemacht werden, muß ...

Ehemann B. (antwortet seiner Nachbarin, mit der er im Gespräch war, nicht mehr und sagt für sich): Oho! sollte meine Frau etwa Herrn de L. lieben? (Dies ist der Verfasser der ‚Mädchenträume'). Das ist ja sonderbar! Ich glaubte, es sei der Doktor M. Da wollen wir doch mal

sehen! (Laut): Wissen Sie auch, meine Liebe, daß Sie mit dem, was Sie da eben sagen, vollkommen recht haben? (Man lacht.) Wahrhaftig, ich will in meinem Salon viel lieber Künstler und Schriftsteller empfangen ... (beiseite: wenn wir überhaupt mal jemanden empfangen!) ..., als Leute von andern Berufen! Die Künstler sprechen doch wenigstens von Dingen, die dem allgemeinen Verständnis zugänglich sind; denn wer glaubt nicht von sich selber, daß er Geschmack besitze? Aber die Richter, die Advokaten und besonders die Ärzte ...! Ah! ich gestehe, wenn man sie so fortwährend von Prozessen und Krankheiten sprechen hört, also gerade von jenen beiden Gebrechen der Menschheit, die ...

Ehefrau B. (unterbricht ihr Gespräch mit ihrer Nachbarin, um ihrem Mann zu antworten): Ach ja, die Ärzte sind unausstehlich! ...

Ehefrau A. (Nachbarin des Ehemanns B., ruft gleichzeitig): Aber was sagen Sie denn da, Herr Nachbar? Da sind Sie in einem ganz merkwürdigen Irrtum befangen! Heutzutage will niemand mehr nach dem aussehen, was er ist: die Ärzte — da Sie gerade von Ärzten sprechen —, die Ärzte geben sich stets die größte Mühe, niemals ein Wörtchen über ihren Beruf in die Unterhaltung einfließen zu lassen! Sie sprechen über Politik, Theater, neueste Moden, erzählen Geschichten, schreiben bessere Bücher als die Berufsschriftsteller selbst, und es ist ein ganz gewaltiger Abstand zwischen einem Arzt von heute und den Ärzten aus Molières Komödien.

Ehemann A. (beiseite): Ei potztausend! Meine Frau sollte den Doktor M. lieben? Das ist ja sonderbar! (Laut): Das kann wohl sein, meine Liebe; aber ich würde einem schriftstellernden Arzt nicht mal meinen Hund zur Behandlung anvertrauen.

Ehefrau A. (unterbricht ihren Mann): Das ist ungerecht; ich kenne Leute, die fünf oder sechs Ämter bekleiden,

und in die die Regierung ein recht großes Vertrauen zu setzen scheint. Übrigens ist es ja recht komisch, daß Sie so etwas sagen, Herr A.! Sie halten ja doch die größten Stücke auf den Doktor M.

Ehemann A.: Kein Zweifel mehr!

Die unschuldig aussehende Mausefalle

Ein Ehemann (nach Hause kommend): Meine Liebe, wir sind bei Madame de Fischtaminel zu ihrem Konzert auf nächsten Dienstag eingeladen. Ich gedachte hinzugehen, weil der junge Neffe des Ministers dort singen sollte und ich gerne mit ihm sprechen wollte; aber er ist nach Frouville zu seiner Tante gereist. Was gedenkst du nun zu tun?

Die Frau: Aber in diesen Konzerten langweile ich mich zu Tode! Da sitzt man ganze Stunden lang wie angenagelt auf einem Stuhl und darf kein Wort sagen ... Außerdem weißt du ja doch, daß wir Dienstags bei meiner Mutter speisen und daß wir unmöglich es verabsäumen dürfen, ihr zu ihrem Namenstag Glück zu wünschen.

Der Mann (nachlässig): Ach so! Ja, da hast du recht.

(Drei Tage später.)

Der Mann (beim Zubettegehen): Weißt du was, mein Engel? Morgen werde ich dich bei deiner Mutter allein lassen, denn der Graf ist von Frouville zurückgekehrt und wird nun doch bei Madame de Fischtaminel sein.

Die Frau (lebhaft): Aber warum willst du denn allein hingehen? Du weißt doch, wie ich die Musik anbete!

Die Mausefalle mit Schnappschloß

Die Frau: Warum gehst du denn heute abend so früh fort?

Der Mann (geheimnisvoll): Ach — wegen einer sehr unangenehmen Geschichte ... die mir um so schmerzlicher

ist, da ich wirklich nicht weiß, wie ich's anfangen soll, sie beizulegen!

Die Frau: Worum handelt sich's denn, Adolphe? Du bist ein Ungeheuer, wenn du mir nicht sagst, was da los ist...

Der Mann: Meine Liebe, dieser Hitzkopf, der Prosper Magnan hat ein Duell mit Herrn de Fontanges. Wegen einer von der Oper... Aber was hast du denn?

Die Frau: Nichts... Es ist sehr heiß hier. Ich weiß wirklich nicht, wovon das kommen kann..., aber schon den ganzen Tag über... ist mir alle Augenblicke eine Hitze ins Gesicht gestiegen...

Der Mann (beiseite): Sie liebt Herrn de Fontanges. (Laut): Celestine! (Noch lauter): Celestine! kommen Sie doch! Der gnädigen Frau ist unwohl!...

Man begreift: der Ehemann, der ein bißchen Geist hat, muß tausend verschiedene Arten ausfindig machen, um diese drei Arten von Mausefallen aufzustellen.

2. Die Korrespondenz

Einen Brief schreiben und ihn in den Postkasten werfen lassen; die Antwort empfangen, lesen und verbrennen — das ist die Korrespondenz in ihrer allereinfachsten Form.

Nun denke man aber einmal darüber nach, welche unermeßlichen Hilfsmittel die Zivilisation, unsere Gebräuche und die Liebe den Frauen an die Hand gegeben haben, um dem spähenden Blick des Ehemannes die materiellen Urkunden eines Briefwechsels zu entziehen.

Der erbarmungslose Briefkasten, der jedem, der da kommt, seinen offenen Mund hinhält, empfängt sein etatmäßiges Futter aus allen Händen.

Es besteht die unglückselige Einrichtung der postlagernden Sendungen.

Ein Liebhaber findet in der Gesellschaft hundert hilfsbereite Personen, männliche wie weibliche, die in Er-

wartung ähnlichen Gegendienstes das Liebesbriefchen in die verliebte und verständnisinnige Hand seiner schönen Geliebten gleiten lassen.

Der Briefwechsel ist ein Proteus. Es gibt sympathetische Tinten, und ein junger Hagestolz hat uns anvertraut, er habe einen Brief auf das Vorsatzblatt eines neuerschienenen Buches geschrieben, das der Ehemann selber beim Buchhändler bestellte, so daß es sicher in die Hände der Geliebten gelangte, die am Tage vorher von dieser wundervollen List in Kenntnis gesetzt war.

Die verliebte Frau, die die Eifersucht eines Gatten zu fürchten hat, wird Liebesbriefchen während der jenen geheimnisvollen Beschäftigungen gewidmeten Zeit schreiben, während welcher auch der despotischste Ehemann sie in Ruhe lassen muß.

Endlich verstehen alle Liebenden die Kunst, eine ganz eigenartige Telegraphie einzurichten, deren durch alle möglichen Eingebungen des Augenblicks geschaffene Zeichensprache sehr schwer zu verstehen ist. Auf dem Ball eine mit bizarrem Geschmack ins Haar gesteckte Blume; im Schauspiel ein über die Logenbrüstung ausgebreitetes Taschentuch; ein Kratzen an der Nase; eine besondere Farbe des Gürtels; ein Aufsetzen oder Abnehmen des Hutes, das Tragen eines ganz bestimmten Kleides; das Singen einer Romanze in einem Konzert oder das Anschlagen bestimmter Noten auf dem Klavier; das Hinsehen nach einem bestimmten vereinbarten Punkte — alles: von dem Leierkastenmann, der unter deinem Fenster sich aufstellt und fortgeht, wenn ein bestimmter Fensterladen geöffnet wird, bis zu der Zeitungsanzeige eines Pferdeverkaufs, ja sogar bis zu dir selber — alles wird als Korrespondenz dienen.

Wie oft wird schon eine Frau heimtückischerweise ihren Mann gebeten haben, ihr dies oder jenes zu besorgen in

dem und dem Laden, in das und das Haus zu gehen — nachdem sie vorher mit ihrem Liebhaber verabredet hat, daß die Anwesenheit ihres Mannes an dem betreffenden Ort ein Ja oder ein Nein bedeuten solle?

Hier muß nun der Professor zu seiner Schande gestehen, daß man zwei Liebende durch kein Mittel verhindern kann, miteinander zu korrespondieren. Aber wenn auch der Ehemann in dieser Hinsicht machtlos dasteht, so geht doch sein Machiavellismus aus dieser Schwierigkeit stärker hervor, als aus irgend einer andern Zwangslage.

Ein geheiligtes Übereinkommen zwischen den beiden Ehegatten und ein Übereinkommen, das geheiligt bleiben muß, ist ihr gegenseitiger Schwur, die Siegel ihrer Briefe zu respektieren. Der ist ein geschickter Ehemann, der bei der Eheschließung diesen Grundsatz für heilig erklärt und der gewissenhaft daran festzuhalten weiß.

Indem du deiner Frau unbegrenzte Freiheit läßt, Briefe zu schreiben und zu empfangen, verschaffst du dir das Mittel, augenblicklich zu erfahren, sobald sie mit ihrem Liebhaber sich zu schreiben beginnt.

Aber angenommen, deine Frau hat Argwohn gegen dich, sie bedeckt mit den undurchdringlichsten Schatten alle von ihr aufgebotenen Mittel, um dir ihre Korrespondenz zu verbergen — nun, ist es hier nicht angebracht, jene geistige Macht in Tätigkeit treten zu lassen, aus der wir in der Betrachtung über die Ehezollrevision eine Waffe für dich gemacht haben? Der Mann, der es nicht sieht, wenn seine Frau an ihren Liebhaber geschrieben oder von ihm eine Antwort erhalten hat — dieser Mann ist ein mangelhafter Ehegatte.

Das tiefe Studium, das du auf die Bewegung, Handlungen, Gebärden und Blicke deiner Frau verwenden mußt, wird vielleicht peinlich und ermüdend sein. Aber es wird nicht lange dauern, denn es handelt sich nur darum, zu

entdecken, wann und auf welche Weise deine Frau und ihr Liebhaber miteinander korrespondieren.

Wir können nicht glauben, daß ein Mann — wäre er auch nur von mittelmäßiger Intelligenz — dieses weibliche Manöver nicht zu erraten vermöchte, wenn er den Argwohn hat, daß es stattfindet.

Und nun urteile der Leser nach einem einzigen Abenteuer, wie viele polizeiliche Maßregeln und Unterdrückungsmittel ihm in der Korrespondenz zur Verfügung stehen: Ein junger Advokat, dem eine rasende Leidenschaft einige von den Grundsätzen enthüllt hatte, die in diesem wichtigen Teile unseres Werkes behandelt sind, hatte ein junges Mädchen geheiratet, von dem er ein kleines bißchen geliebt wurde (was er als ein sehr großes Glück ansah). Nachdem er ein Jahr verheiratet gewesen war, bemerkte er, daß seine teure Anna — so hieß sie — den ersten Buchhalter eines Börsenagenten liebte.

Adolphe war ein junger Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, mit hübschem Gesicht und lebenslustig wie nur irgend ein Junggeselle. Er war sparsam, sauber, hatte ein ausgezeichnetes Herz, war ein guter Reiter, wußte geistreich zu sprechen, trug seine sehr schönen schwarzen Haare stets sorgfältig frisiert, und sein Anzug ermangelte nicht der Eleganz. Kurz, eine Herzogin hätte Ehre mit ihm einlegen und Freude an ihm haben können. Der Advokat war häßlich, klein, gedrungen, vierschrötig, ein Schlaukopf und ein Ehemann. Anna, schön und groß, hatte mandelförmig geschnittene Augen, eine weiße Haut und zarte Gesichtszüge, ihr ganzes Wesen atmete Liebe, und die Leidenschaft belebte ihren Blick mit einem zaubrischen Ausdruck. Sie stammte aus einer armen Familie, Maître Lebrun hatte zwölftausend Livres Rente. Dies sagt alles. Eines Abends kommt Lebrun in einer augenscheinlich sehr niedergeschlagenen Stimmung nach Hause.

Er geht in sein Kabinett, um dort zu arbeiten, kommt aber bald zähneklappernd zu seiner Frau zurück, denn er hat Fieber; und es dauert nicht lange, so legt er sich zu Bett. Er stöhnt, bedauert seine Klienten und besonders eine arme Witwe, deren Vermögen er durch die Ausfertigung einer Urkunde retten sollte, und zwar schon am nächsten Tage. Die Zusammenkunft war bereits mit den beteiligten Geschäftsleuten verabredet, und nun fühlt er sich außerstande, hinzugehen. Nachdem er eine Viertelstunde geschlummert hat, wacht er auf und bittet mit schwacher Stimme seine Frau, an einen seiner intimen Freunde zu schreiben, er möchte ihn bei der für den nächsten Tag verabredeten Besprechung vertreten. Er diktiert einen langen Brief und paßt genau auf, welchen Raum die Sätze auf dem Papier einnehmen. Am Ende der zweiten Seite war der Advokat gerade dabei, seinem Kollegen die Freude auszumalen, womit seine Klientin die Unterzeichnung des Vertrags begrüßen würde, und das neue Blatt begann mit den folgenden Worten:

„Mein guter Freund, gehen Sie, ach! gehen Sie sofort zu Madame de Vernon; Sie werden dort recht ungeduldig erwartet werden. Sie wohnt Rue du Sentier Nr. 7. Verzeihen Sie mir, daß ich so wenig darüber sage; aber ich rechne auf Ihren wundervollen Verstand: Sie werden erraten, was ich nicht auseinandersetzen kann.

Ihr von Herzen!“

„Gib mir den Brief,“ sagte der Advokat; „ich will ihn vor der Unterzeichnung durchsehen, ob kein Fehler darin ist.“

Die Unglückselige, deren Vorsicht dadurch eingeschläfert war, daß dieser Brief fast ganz und gar mit den barbarischsten juristischen Ausdrücken gespickt war, gibt den Brief hin. Kaum besitzt Lebrun das heimtückische Schrift-

stück, so fängt er an zu jammern, windet sich hin und her und bittet seine Frau um irgend eine Gefälligkeit. Sie entfernt sich für zwei Minuten, und während dieser Zeit springt der Advokat aus dem Bett, faltet ein Papier in Briefform und versteckt den von seiner Frau geschriebenen Brief. Als Anna wiederkommt, steckt der schlaue Ehemann das leere Papier in einen Umschlag, läßt es von ihr an jenen Freund überschreiben, für den der unterschlagene Brief dem Anschein nach bestimmt war, und das arme Geschöpf beauftragt persönlich einen Bedienten mit der Besorgung. Lebrun scheint sich allmählich zu beruhigen; er schläft ein oder tut wenigstens so und sagt am nächsten Morgen, er verspüre noch einige unbestimmte Schmerzen. Zwei Tage darauf reißt er von dem Brief das Vorderblatt ab, versieht im Schlußsatz ‚Ihr von Herzen' das Wort ‚Ihr' mit einem ‚e', faltet in aller Heimlichkeit das Papier, das in aller Unschuld zum Helfershelfer an einer Fälschung wird, siegelt es, kommt aus dem gemeinsamen Schlafzimmer hervor, ruft die Zofe und sagt ihr:

„Die gnädige Frau bittet Sie, dies zu Herrn Adolphe zu tragen; machen Sie schnell . . ."

Er sieht die Kammerzofe fortgehen, schützt unmittelbar darauf ein Geschäft vor und begibt sich nach der Rue du Sentier in die angegebene Wohnung. In aller Ruhe wartet er bei dem Freunde, der mit ihm im Einverständnis ist, auf seinen Nebenbuhler. Trunken von Glück, eilt der Liebhaber herbei und fragt nach Madame de Vernon; er wird in den Salon geführt und sieht sich dem Maître Lebrun gegenüber, der ihm mit einem bleichen, aber kalten Antlitz, mit ruhigen, aber unversöhnlichen Augen entgegentritt.

„Mein Herr," sagt der Advokat mit bewegter Stimme zu dem jungen Buchhalter, dem vor Angst das Herz schlägt, „Sie lieben meine Frau, Sie versuchen, ihr zu gefallen; ich kann Ihnen das nicht übelnehmen, denn an

Ihrer Stelle und in Ihrem Alter hätte ich es ebenso gemacht. Aber Anna ist in Verzweiflung; Sie haben ihr Glück gestört, sie trägt in ihrem Herzen die Hölle. Daher hat sie mir alles gestanden. Eine Meinungsverschiedenheit zwischen uns, die sofort wieder beigelegt worden ist, hatte sie dazu getrieben, das in Ihre Hände gelangte Briefchen zu schreiben; statt selbst zu kommen, hat sie mich hierher geschickt. Ich will Ihnen nicht davon sprechen, mein Herr, daß Sie die von Ihnen geliebte Frau unglücklich machen, wenn Sie bei Ihren Absichten bleiben, sie zu verführen, daß Sie ihr meine Achtung rauben und eines Tages auch die Ihrige; daß Ihr Verbrechen auch für die Zukunft Folgen tragen würde, indem Sie vielleicht meinen Kindern Schaden zufügen; von der Bitterkeit, womit Sie mein Leben erfüllen würden, spreche ich Ihnen überhaupt nicht — denn dies wäre ja leider nur lauter leeres Gerede. Aber ich erkläre Ihnen hiermit, mein Herr, der geringfügigste Schritt von Ihrer Seite würde das Signal zu einem Verbrechen sein; denn um Ihnen das Herz zu durchbohren, würde ich es nicht auf den Zufall eines Zweikampfes ankommen lassen!"

Und die Augen des Advokaten sprühten Tod und Verderben.

„Aber ei was, mein Herr," fuhr er in sanfterem Tone fort, „Sie sind jung, Sie haben ein edles Herz; bringen Sie ein Opfer für das künftige Glück der Frau, die Sie lieben! geben Sie sie auf und sehen Sie sie niemals wieder! Und wenn Sie durchaus jemanden aus der Familie brauchen — ich habe eine junge Tante, die bis jetzt niemand zu gewinnen gewußt hat; sie ist reizend, geistvoll und reich; versuchen Sie, sie zu bekehren, und lassen Sie eine tugendhafte Frau in Ruhe."

Diese Mischung von Scherz und schrecklichem Ernst, der feste Blick und der volle Klang der Stimme des Ehemanns machten auf den Liebhaber einen unglaublichen

Eindruck. Zwei Minuten lang vermochte er überhaupt kein Wort hervorzubringen, wie es manchen allzu leidenschaftlichen Leuten geht, die durch eine heftige Überraschung alle Geistesgegenwart verlieren. Wenn Anna nachher Liebhaber hatte — was übrigens reine Hypothese von uns ist —, so war ganz gewiß Adolphe nicht darunter.

Diese wahre Geschichte kann dem Leser verständlich machen, daß die Korrespondenz ein zweischneidiger Dolch ist, der dem Ehemann für seine Verteidigung ebensowohl zugute kommt, wie der Frau für ihre Inkonsequenz. Begünstige also die Korrespondenz deiner Frau aus demselben Grunde, aus dem der Herr Polizeipräfekt mit aller Sorgfalt die Pariser Gaslaternen anzünden läßt.

3. Die Spione

Wenn einer sich so weit erniedrigt, die Leute seines Hauses um Auskünfte anzubetteln, wenn er tiefer sinkt als sie, indem er sie für eine geheime Mitteilung bezahlt — so ist das kein Verbrechen; vielleicht ist es eine Gemeinheit, aber ganz gewiß ist es eine Dummheit; denn nichts bürgt dir für die Redlichkeit eines Dienstboten, der seine Herrin verrät, und du wirst niemals wissen, ob er in deinem Interesse handelt oder in dem deiner Frau. Dieser Punkt ist also für uns ein für allemal abgetan.

Die Natur hat als gute und zärtliche Verwandte eine Familienmutter mit den sichersten und schlausten, mit den wahrheitsliebendsten und zugleich verschwiegensten Spionen umgeben, die es auf der Welt gibt. Sie sind stumm und sprechen doch, sie sehen alles und sehen doch anscheinend nichts.

Eines Tages begegnet einer meiner Freunde mir auf den Boulevards; er ladet mich zum Essen ein, und wir gehen in seine Wohnung. Der Tisch war bereits gedeckt,

und die Herrin des Hauses teilte jeder ihrer beiden Töchter einen Teller voll von dampfender Suppe zu.

„Aha," sagte ich bei mir selber, „da haben wir etliche ‚erste Symptome'!"

Wir setzen uns. Der Ehemann beginnt die Unterhaltung und fragt, nur um etwas zu sagen und ohne sich was dabei zu denken: „Ist heute jemand dagewesen?"

„Keine Katze!" antwortet ihm seine Frau, ohne ihn anzusehen.

Niemals werde ich vergessen, mit welcher Lebhaftigkeit die beiden Töchter ihre Augen zu ihrer Mutter aufschlugen. Besonders bei der älteren, achtjährigen, lag ein ganz eigentümlicher Ausdruck in dem Blick. Es lagen darin gleichzeitig Enthüllungen und Mysterien, Neugierde und Schweigen, Erstaunen und Sicherheit. Wenn irgend etwas sich der Schnelligkeit vergleichen läßt, womit diese reine Flamme ihren Augen entschlüpfte, so war es die bescheidene Vorsicht, womit sie alle beide ihre anmutigen weißen Augenlider wie Vorhänge herunterließen.

Süße und reizende Geschöpfe, die ihr von dem neunten Jahre an bis zum heiratsfähigen Alter so mancher Mutter zur Qual seid, selbst wenn sie keine Kokette ist — habt ihr denn ein besonderes Vorrecht, oder verstehen eure jungen Ohren instinktmäßig den schwächsten Ton einer Männerstimme durch Mauern und Türen hindurch? Wie kommt es, daß eure Augen alles sehen, daß euer junger Geist sich darin übt, alles zu erraten, selbst die Bedeutung eines flüchtig hingeworfenen Wortes oder der geringfügigsten Gebärde eurer Mutter?

Es liegt eine eigentümliche instinktive Dankbarkeit in der Vorliebe der Väter für ihre Töchter und der Mütter für ihre Knaben.

Aber die Kunst, ein gewissermaßen materielles Spionier-system einzurichten, ist eine Kinderei, und es ist sehr

leicht, etwas Besseres ausfindig zu machen, als jener Küster, der darauf verfiel, Eierschalen in sein Bett zu legen, und der von seinem verblüfften Gevatter keine andere Beileidsbezeigung erhielt, als die Worte: „Du selber hättest sie nicht so gut zerstampft."

Nicht viel besser war der Trost, den der Marschall von Sachsen dem Herrn de La Poplinière gab, als sie zusammen jenen berühmten, vom Herzog von Richelieu erfundenen drehbaren Kamin entdeckten:

„Das ist das schönste Hornwerk, das ich jemals gesehen habe!" rief der Sieger von Fontenoi.

Hoffen wir, daß dein Spionieren dir keine so ärgerlichen Aufschlüsse geben wird. Diese Unannehmlichkeiten sind Früchte des häuslichen Krieges, und so weit sind wir noch nicht.

4. Der Index

Der Papst setzt nur Bücher auf den Index; du dagegen mußt Menschen und Dingen das Siegel der Verdammnis aufdrücken.

Verboten sei es deiner Frau, anderswo ein Bad zu nehmen, als in der eigenen Wohnung.

Verboten sei es deiner Frau, in eurer Wohnung den Herrn zu empfangen, den du als ihren Liebhaber in Verdacht hast, sowie überhaupt irgend eine von den Personen, die an ihrer Liebe irgend einen Anteil nehmen könnten.

Verboten sei es deiner Frau, ohne dich spazieren zu gehen.

Aber die Wunderlichkeiten, die in jeder Ehe aus der Verschiedenheit der Charaktere, aus den unzähligen Äußerungen der Leidenschaften und aus den Gewohnheiten der Gatten entspringen, bringen in dieses ‚Schwarze Buch' solche Veränderungen hinein, vermehren oder kürzen den Text desselben mit einer solchen Geschwindigkeit, daß

ein Freund des Verfassers diesen Index die ‚Geschichte der Glaubensverschiedenheiten der Ehekirche' nannte.

Nur auf zwei Dinge kann man in dieser Hinsicht bestimmte Grundsätze anwenden: diese sind der Landaufenthalt und der Spaziergang.

Ein Ehemann darf niemals seine Frau aufs Land führen oder allein dorthin gehen lassen. Du magst ein Landgut haben, magst es bewohnen, magst dort nur Damen oder alte Herren empfangen — aber lasse niemals deine Frau dort allein. Führst du sie nun gar, und wäre es auch nur auf einen halben Tag, zu einem andern — so bist du unvorsichtiger als der Vogel Strauß.

Eine Frau auf dem Lande zu überwachen, ist an und für sich schon das allerschwierigste, was es gibt. Kannst du gleichzeitig in allen Gebüschen sein, auf alle Bäume klettern, kannst du der Spur eines Liebhabers folgen, der nachts das Gras niedergetreten hat, da ja, vom Morgentau benetzt, dieses Gras sich wieder aufrichtet und unter den Strahlen der Sonne lustig weitersprießt? Kannst du auf jede Lücke in der Parkmauer ein Auge haben? Oh! Das Land und der Frühling — das sind zwei rechte Hände der Junggesellenbrüderschaft.

Wenn eine Frau in die kritische Stimmung gerät, die wir bei ihr angenommen haben, so muß ihr Mann in der Stadt bleiben, bis der Krieg ausbricht, oder er muß sich allen sogenannten Freuden einer peinlichen Spionage unterziehen.

Nun das Ausgehen! Will die Gnädige Feste, Theatervorstellungen besuchen, will sie ins Bois de Boulogne fahren; will sie ausgehen, um Stoffe einzukaufen, um sich die neuesten Moden anzusehen? Die Gnädige wird ausgehen, ausfahren, wird sich ansehen, was sie mag — aber stets in der ehrenwerten Gesellschaft ihres Herrn und Meisters.

Sollte es vorkommen, daß eine Beschäftigung, die du unmöglich vernachlässigen darfst, dich ganz und gar in Anspruch nähme, und sollte sie diesen Augenblick abpassen und versuchen, dir eine stillschweigende Zustimmung zu einem von ihr geplanten Ausgang abzulisten; sollte sie zu diesem Zweck alle Kunststückchen und Verführungen jener Schmeichelei aufbieten, die die ganz besondere Stärke der Frauen ist, und deren abwechslungsreiche Einzelzüge von dir erraten werden müssen — nun, in diesem Fall rät dir der Professor: laß dich bezaubern, verkaufe die erbetene Erlaubnis möglichst teuer, und vor allen Dingen überzeuge dieses Wesen, dessen Seele so beweglich wie das Wasser und zugleich so fest wie der Stahl ist, daß die Wichtigkeit deiner Arbeit dir nicht erlaube, dein Kabinett zu verlassen.

Sobald aber deine Frau den Fuß auf die Straße gesetzt hat — angenommen, daß sie zu Fuß geht —, so laß ihr nicht die Zeit, auch nur fünfzig Schritte zu machen; sei ihr auf den Spuren und folge ihr, ohne daß sie davon etwas merken kann.

Es gibt vielleicht manchen Werther, dessen zärtliche und zarte Seele sich gegen ein solches Inquisitionsverfahren auflehnen wird. Aber dies Verhalten ist ebensowenig verdammenswert, wie das eines Hausbesitzers, der nachts aufsteht und aus dem Fenster sieht, um die Pfirsiche an seinen Spalieren zu bewachen. Vielleicht wirst du auf diese Weise, ehe noch das Verbrechen begangen ist, genaue Auskünfte über jene Wohnungen erhalten, die so viele Liebespärchen unter falschen Namen mieten. Sollte durch einen Zufall — vor dem Gott dich behüten wolle — deine Frau in ein Haus eintreten, das dir verdächtig vorkommt, so erkundige dich, ob die Wohnung mehrere Ausgänge hat.

Steigt deine Frau in eine Droschke, was hast du davon weiter zu befürchten? Hat nicht ein Polizeipräfekt, dem

die Ehemänner eine Krone aus mattem Golde hätten widmen sollen, bei jedem Droschkenhaltestand ein kleines Häuschen errichten lassen, worin mit seinem Register ein unbestechlicher Wächter der öffentlichen Moral sitzt? Weiß man nicht, wohin diese Pariser Gondeln fahren und woher sie kommen?

Einer der allerwichtigsten Grundsätze deiner Polizei muß es sein, deine Frau überallhin zu euren Hauslieferanten zu begleiten, wenn sie die Gewohnheit hat, ihre Einkäufe selber zu machen. Beobachte sorgfältig, ob zwischen ihr und ihrer Schnittwarenhändlerin, ihrer Putzmacherin, ihrer Schneiderin usw. irgendwelche Vertraulichkeit herrscht. Du wirst auf diese Beobachtungen die Vorschriften der ehelichen Zollrevision anwenden und wirst deine Schlüsse ziehen.

Sollte in deiner Abwesenheit deine Frau ohne deine Einwilligung ausgegangen sein und nachher behaupten, sie sei da und da, in dem und dem Laden gewesen, so gehe am andern Tage selber hin und suche herauszubekommen, ob sie die Wahrheit gesagt hat.

Aber deine Leidenschaft wird dir besser als diese unsere Betrachtung die Hilfsmittel der ehelichen Tyrannei nachweisen, und wir hören daher mit diesen langweiligen Lehren auf.

5. Die Haushaltungskosten

Als wir — in der Betrachtung über die Prädestinierten — das Bild eines seiner Aufgabe gewachsenen Ehemanns entwarfen, haben wir ihm dringend anempfohlen, vor seiner Frau die wirkliche Höhe seines Einkommens geheimzuhalten.

Indem wir uns auf diese Grundlage stützen, um unser Finanzsystem aufzubauen, hoffen wir dazu beizutragen, die ziemlich allgemein verbreitete Ansicht umzustürzen, daß man seiner Frau kein Geld in die Hand geben müsse.

Dieser Grundsatz ist einer jener beliebten Irrtümer, die in der Ehe den größten Unfug anstiften.

Zunächst aber wollen wir vor der Geldfrage die Herzensfrage behandeln.

Eine kleine Zivilliste für deine Frau und für die Bedürfnisse des Haushaltes zu bewilligen und ihr diese wie eine Art Steuer jährlich in zwölf gleichen Teilen am Ersten jeden Monats auszuzahlen — das hat etwas Kleines, Schäbiges, Engherziges an sich und ist nur etwas für schmutzige oder mißtrauische Seelen. Wenn du so verfährst, bereitest du dir selber eine Zukunft voll unendlicher Verdrießlichkeiten.

Ich bin damit einverstanden, wenn während der ersten Jahre, wo eure Vereinigung noch unter dem Zeichen des Honigmondes steht, die monatliche Gabe von mehr oder weniger anmutigen Auftritten, geschmackvollen Scherzen, eleganten Geldbörsen und von Liebkosungen begleitet und verschönt wird; aber es wird ein Augenblick kommen, wo deine Frau durch ihre Unbesonnenheit oder durch eine unvorhergesehene starke Geldausgabe gezwungen sein wird, die hohe Kammer um eine Geldanleihe anzuflehen. Ich vermute, du wirst ihr stets die Indemnität gewähren, ohne diese allzu teuer zu verkaufen, nämlich durch Reden, wie unsere ungetreuen Abgeordneten es stets tun. Sie bezahlen, aber schimpfen; du wirst bezahlen und wirst dabei Komplimente machen. So ist es recht.

Aber in der Krisis, mit der wir uns beschäftigen, reichen die Voranschläge des Jahreshaushalts niemals aus. Der Bedarf an Halstüchern, Häubchen, Kleidern hat einen Zuwachs erfahren; eine kaum abzuschätzende Steigerung der Ausgaben erforderten die Kongresse, die diplomatischen Kuriere, die Mittel und Wege der Liebe. Dagegen bleiben die Einnahmen dieselben. Und jetzt beginnt in einer Ehe die abscheulichste und schrecklichste Erziehung, die man einer Frau geben kann. Ich kenne nur einige wenige edle

und hochgesinnte Seelen, denen Reinheit des Herzens, Offenheit der Seele höher stehen als Millionen; die tausendmal lieber einen Fehltritt aus Leidenschaft verzeihen würden, als eine Lüge; deren instinktmäßiges Zartgefühl den Urkeim jener Pest der Seele ahnend erkannt hat, die der höchste Grad der menschlichen Verderbnis ist.

Dann spielen sich nämlich in einer Ehe die köstlichsten Liebesszenen ab. Da wird die Frau anschmiegend; und wie die glänzendste aller Saiten einer Harfe, die vor das Feuer geworfen ist, schlingt sie sich um dich, umstrickt dich, preßt dich an sich; allen deinen Wünschen bequemt sie sich an; niemals sind ihre Worte zärtlicher gewesen; sie verschwendet sie an dich — oder vielmehr sie verkauft sie dir. Sie sinkt noch tiefer als ein Ballettmädel, denn sie prostituiert sich mit ihrem Gatten. In ihren süßesten Küssen — ist Geld. In ihren Worten — ist Geld. Und bei solchem Treiben wird für dich ihr Herz von Blei. Der abgefeimteste, niederträchtigste Wucherer weiß nicht besser mit einem einzigen Blick den künftigen Metallwert eines jungen Kavaliers abzuschätzen, von dem er sich einen Wechsel unterschreiben läßt, als deine Frau deine Begierden abschätzt, indem sie wie ein fliehendes Eichhörnchen von Zweig zu Zweig hüpft, um durch die Steigerung der Begierde auch die Höhe der von ihr gewünschten Geldsumme zu steigern. Und glaube nicht, du könntest derartigen Verführungen entrinnen! Die Natur hat eine Frau mit Schätzen von Koketterie begabt, und die Gesellschaft hat sie verzehnfacht durch ihre Moden, ihre Kleider, ihre Stickereien, ihre Mäntel.

„Wenn ich mich verheirate," sagte einer der ehrenwertesten Generale unserer frühern Armee, „werde ich keinen Sou ins Brautkörbchen tun."

„Und was werden Sie denn hineintun, General?" fragte ein junges Mädchen.

„Den Schlüssel zum Geldschrank."

Das kleine Fräulein machte eine beifällige Grimasse. Sie wiegte sanft ihr Köpfchen hin und her, mit einer Bewegung, die der einer Magnetnadel glich; dann hob sie leicht das Kinn, und es sah aus, als ob sie bei sich selber sagte:

„Ich würde den General sehr gerne heiraten. Trotz seinen fünfundvierzig Jahren."

Um aber die Frage vom Geldstandpunkt aus zu betrachten — welches Interesse soll denn eine Frau an einem Maschinenbetrieb nehmen, wobei sie mit festem Gehalt angestellt ist wie ein Buchhalter?

Sieh dir jetzt das andere System an:

Indem du deiner Frau, mit dem Anschein unbeschränkten Vertrauens, zwei Drittel deines Vermögens überläßt und sie im Haushalt als unumschränkte Herrin schalten und walten läßt, gewinnst du eine Achtung, die nichts zerstören kann: denn Vertrauen und Vornehmheit finden im Herzen der Frau ein lautes Echo. Damit hast du dir sofort einen Anteil am Feuer gesichert und hast für die Folge eine ziemlich sichere Aussicht, daß deine Frau sich vielleicht niemals erniedrigen wird.

Wenn wir nun hierin nach Verteidigungsmitteln suchen, so ziehe in Betracht, welche wunderbaren Hilfsquellen dir diese Einrichtung der Finanzen darbietet.

Du wirst damit in deiner Ehe einen genauen Kurszettel der Moralität deiner Frau haben, wie der Kurszettel der Börse den Maßstab für das Vertrauen abgibt, das der Regierung entgegengebracht wird.

Während der ersten Jahre eurer Ehe wird nämlich deine Frau einen gewissen Stolz darein setzen, dir für dein Geld Luxus und Befriedigung zu geben.

Sie wird dir einen reichbesetzten Tisch liefern, wird neues Mobiliar und neue Equipagen anschaffen; wird stets

in der Schublade, die für den Herzallerliebsten bestimmt ist, eine runde Summe bereit liegen haben. Wenn nun die kritischen Augenblicke kommen, wird die Schublade sehr oft leer sein, und der Herr Gemahl wird viel zu viel ausgeben. Die in der Kammer beschlossenen Ersparnisse treffen stets nur die kleinen Beamten mit zwölfhundert Franken Gehalt. Nun, du wirst in eurer Ehe der kleine Beamte mit zwölfhundert Franken sein. Du wirst darüber lachen, da du lange Zeit hindurch den dritten Teil deines Vermögens zurückgelegt, umgetrieben und durch die Zinseszinsen vermehrt haben wirst; darin gleichst du Ludwig dem Fünfzehnten, der sich, für den Fall eines Unglücks', wie er sagte, einen kleinen Privatschatz auf die Seite gelegt hatte.

Wenn nun deine Frau vom Sparen zu sprechen beginnt, so werden ihre Reden die gleiche Bedeutung haben, wie die Schwankungen des Börsenkurszettels. Du wirst alle Fortschritte, die der Liebhaber macht, an den Schwankungen der häuslichen Finanzen erraten können, und du wirst für alles vorgesorgt haben. È sempre bene.

Sollte deine Frau dieses außerordentliche Vertrauen nicht zu würdigen wissen und eines Tages einen bedeutenden Teil des Vermögens verschwendet haben, so würde erstens eine solche Verschwendung doch wohl schwerlich das Drittel der Einkünfte verschlingen, das du seit zehn Jahren zurückbehalten hast; ferner aber wird die Betrachtung über die Peripetien dich darüber belehren, daß gerade in der durch die Unvernunft deiner Frau herbeigeführten Krisis außerordentliche Aussichten sich dir bieten, den Minotauros totzumachen.

Endlich noch eins: das Geheimnis des von dir angesammelten Schatzes darf erst bei deinem Tode bekannt werden; solltest du aber genötigt sein, diesen in Anspruch zu nehmen, um deiner Frau beispringen zu können, so

muß die Sache stets so aussehen, als habest du Glück im Spiel gehabt oder als habest du eine Anleihe bei einem Freunde gemacht.

Dies sind die wahren Grundsätze, die für das eheliche Budget gelten müssen.

Die Ehepolizei hat auch ihre Märtyrergeschichte. Wir wollen nur eine einzige wahre Begebenheit mitteilen, weil aus ihr hervorgeht, daß auch die Ehemänner, die sich so herber Maßregeln bedienen, ebensosehr auf sich selber acht geben müssen, wie auf ihre Frauen.

Ein alter Geizhals, wohnhaft in T. — einer Stadt so voller Lebenslust, wie es wenige gibt —, hatte eine junge und hübsche Frau genommen, und war dermaßen in sie verliebt und auf sie eifersüchtig, daß die Liebe über sein Wuchererherz triumphierte; denn er gab sein Geschäft auf, um seine Frau besser bewachen zu können — womit also sein Geiz sich nur auf einen neuen Gegenstand lenkte. Ich muß gestehen, daß ich den größten Teil der in diesem ohne Zweifel noch recht unvollständigen Aufsatz enthaltenen Beobachtungen einem Herrn verdanke, der seinerzeit Gelegenheit hatte, dieses wunderbare Ehephänomen zu studieren. Um dieses zu schildern, wird es genügen, einen einzigen Zug anzuführen: Wenn dieser Ehemann auf dem Lande war, ging er niemals zu Bett, bevor er die Alleen seines Parks auf eine eigentümliche Weise geharkt hatte, und er besaß für den Sand seiner Terrassen einen Rechen ganz besonderer Art. Die Fußspuren der verschiedenen Personen seines Hauses hatte er ganz besonders studiert, und schon am frühen Morgen ging er aus und stellte die verschiedenen Spuren fest.

„Das alles hier ist reiner Hochwald," sagte er zu dem vorhin erwähnten Herrn, indem er ihm seinen Park zeigte; „denn im Unterholz sieht man ja nichts."

Seine Frau liebte einen der entzückendsten jungen Leute der Stadt. Seit neun Jahren lebte diese Leidenschaft, leuchtend und reich, in den Herzen der beiden Liebenden, die auf einem Ball mit einem einzigen Blick sich gegenseitig erraten hatten; und beim Tanze hatten ihre zitternden Finger durch das duftende Leder ihrer Handschuhe hindurch die ganze Größe ihrer Liebe erkannt. Seit diesem Tage hatten die beiden unendlichen Trost in jenen Nichtigkeiten gefunden, auf welche glückliche Liebende verächtlich herabsehen. Eines Tages führte der junge Mann seinen einzigen Vertrauten geheimnisvoll in ein Zimmerchen, worin er auf einem Tisch und unter Glasglocken sorgfältiger, als wenn es die schönsten Edelsteine der Welt gewesen wären, Blumen aufbewahrte, die im Wirbel des Tanzes seiner Geliebten aus dem Haar gefallen waren, ferner Zweiglein von den Bäumen ihres Parks, die sie berührt hatte, und sogar einen Lehmklumpen mit der schmalen Spur, die der Fuß der geliebten Frau in tonigem Erdreich zurückgelassen hatte.

„Ich hörte", sagte mir später dieser Vertraute, „in dem tiefen Schweigen, womit wir vor den Schätzen dieses Liebesmuseums standen, die starken und dumpfen Schläge seines Herzens. Ich hob die Augen zur Zimmerdecke empor, gleichsam um dem Himmel ein Gefühl anzuvertrauen, das ich nicht auszusprechen wagte." „Arme Menschheit!" dachte ich. Dann fragte ich ihn: „Frau von . . . hat mir erzählt, eines Abends auf einem Ball habe man Sie fast ohnmächtig in ihrem Spielsalon gefunden; ist das wahr?"

„Das will ich meinen!" antwortete er, indem er seine Wimpern wie einen Schleier über seine brennenden Blicke niedersinken ließ; „ich hatte sie auf den Arm geküßt . . . Aber", fügte er hinzu, indem er mir die Hand drückte und

mir einen jener Blicke zuwarf, die einem gleichsam das Herz zusammenpressen — „ihr Mann hat in diesem Augenblick die Gicht sehr dicht am Herzen."

Einige Zeit darauf erholte der alte Geizhals sich wieder und schien noch lange Zeit leben zu wollen; aber während seiner Rekonvaleszenz legte er sich eines Morgens zu Bett und war plötzlich tot. Spuren von Gift machten sich so auffallend an seinem Leichnam bemerkbar, daß das Gericht eine Untersuchung anordnete, und die beiden Liebenden wurden verhaftet. Und nun spielte sich vor dem Schwurgericht die herzzerreißendste Szene ab, die jemals eine Geschworenenbank zu Tränen gerührt hat. Schon in der Voruntersuchung hatten beide Liebende ohne Umschweife das Verbrechen eingestanden; aber, von ein und demselben Gedanken beseelt, hatte sie es auf sich allein genommen, um ihren Geliebten, hatte er es auf sich allein genommen, um seine Geliebte zu retten. Während die Gerechtigkeit nur einen einzigen Schuldigen suchte, waren plötzlich zwei da.

Die ganzen Verhandlungen bestanden nur darin, daß die beiden Angeklagten mit der ganzen Glut treuer Liebe sich gegenseitig der Unwahrheit beschuldigten.

Zum erstenmal waren sie vereinigt — aber auf der Bank der Verbrecher, und zwischen ihnen saß ein Gendarm. Einstimmig sprachen die in Tränen aufgelösten Geschworenen das ‚Schuldig!' gegen sie aus. Niemand von denen, die den barbarischen Mut besaßen, sie das Schafott besteigen zu sehen, kann noch heute ohne Schaudern davon sprechen. Die Religion hatte sie dahin gebracht, ihr Verbrechen zu bereuen, aber nicht ihrer Liebe zu entsagen.

Das Blutgerüst war ihr Brautbett, das sie bestiegen, um in die lange Nacht des Todes hinüberzuschlummern.

DIE KUNST DES NACHHAUSEKOMMENS

UNFÄHIG, die glühenden Aufwallungen seiner Unruhe zu bemeistern, begeht mehr als ein Ehemann den Fehler, nach Hause zu kommen und bei seiner Frau einzutreten, um über ihre Schwäche zu triumphieren, wie jene spanischen Stiere, die, durch den roten ‚banderillo' aufgeregt, mit wütenden Hornstößen den Pferden wie den Matadoren, Pikadoren, Toreadoren und dergleichen Leuten den Bauch aufschlitzen.

O nein! Mit schüchternem und sanftem Gesicht nach Hause kommen wie Mascarille, der auf eine Tracht Prügel gefaßt ist und lustig wie ein Buchfink wird, wenn er seinen Herrn bei guter Laune findet — so macht's ein vernünftiger Mann.

„Ja meine liebe Freundin, ich weiß ja, während meiner Abwesenheit hattest du volle Befugnis, Unheil anzustiften! Eine andere hätte vielleicht an deiner Stelle das ganze Haus zum Fenster hinausgeworfen, und du hast nur eine Scheibe zerbrochen! Gott segne dich für deine Zurückhaltung. Betrage dich immer so, und du kannst auf meine Dankbarkeit zählen."

Solche Gedanken müssen sich in deinem Benehmen und in deinen Gesichtszügen aussprechen; aber für dich sagst du: „Vielleicht ist er dagewesen!"

Stets mit einem liebenswürdigen Gesicht die Wohnung betreten — das ist eines jener Ehegesetze, die keine Ausnahme dulden.

Aber die Kunst, nur auszugehen, um nach Hause zu kommen, wenn die Ehepolizei dir eine Verschwörung aufgedeckt hat — aber die Wissenschaft, stets im rechten Augenblick nach Hause zu kommen: ah! darüber lassen sich keine bestimmten Regeln aufstellen. Hierbei kommt alles auf Klugheit und Takt an. Die Ereignisse des Lebens

sind stets mannigfaltiger, als die menschliche Phantasie sich träumen läßt. Daher wollen wir uns mit dem Versuch begnügen, dieses Buch mit einer Geschichte auszustatten, die würdig ist, in den Archiven der Abtei von Thélème aufgezeichnet zu werden. Sie wird den großen Vorzug haben, ein neues Verteidigungsmittel ausführlich zu behandeln, das schon in einem der Aphorismen des Professors leise angedeutet war, und den moralischen Inhalt dieser Betrachtung lebendig zu machen — was das einzige Mittel ist, den Leser zu belehren.

Herr von B., Ordonnanzoffizier und vorübergehend als Sekretär dem König von Holland, Louis Bonaparte, beigegeben, befand sich in Saint-Leu, wo die Königin Hortense, von allen ihren Damen umgeben, Hof hielt. Der junge Offizier war eine ziemlich angenehme Erscheinung und blond; er hatte ein geziertes Wesen, schien ein bißchen zu sehr mit sich selbst zufrieden zu sein und sich auf die Stellung des Militärs ungeheuer viel einzubilden; übrigens war er leidlich geistreich und ein großer Komplimentenmacher. Warum seine Galanterien allen Hofdamen der Königin unerträglich geworden waren, davon berichtet die Weltgeschichte nichts. Vielleicht hatte er den Fehler begangen, ihnen allen mit denselben Huldigungen zu nahen. Ja, das war's! Aber bei ihm entsprang dies Benehmen aus Schlauheit. Er betete in jenem Augenblick eine von diesen Hofdamen an, die Gräfin X. Die Gräfin wagte ihren Liebhaber nicht zu verteidigen, weil sie dadurch ihr Geheimnis preisgegeben hätte, ja — was etwas wunderlich erscheint, aber im Grunde recht erklärlich ist — die beißendsten Epigramme gegen ihn kamen von ihren schönen Lippen, während ihr Herz das saubere Bild des hübschen Offiziers beherbergte.

Es gibt Frauen von gewisser Naturanlage, bei denen besonders solche Männer Glück haben, die ein bißchen

selbstbewußt sind, elegante Kleider und feines Schuhzeug tragen. Dies sind die Frauen, die gerne schön tun, viel auf einen zarten und gewählten Ton halten. Eine solche Frau war die Gräfin, abgesehen von der Schöntuerei, die bei ihr einen ganz eigenartigen Charakter von Unschuld und Wahrheit trug. Sie entstammte der Familie N., in der aus alter Überlieferung gute Manieren gepflegt werden. Ihr Mann, Graf X., war ein Sohn der alten Herzogin von L. Er hatte das Haupt vor dem Abgott des Tages gebeugt: da Napoleon ihn kürzlich zum Grafen gemacht hatte, so schmeichelte er sich mit der Hoffnung, einen Gesandtenposten zu erhalten. Einstweilen indessen begnügte er sich mit dem Kammerherrnschlüssel. Daß er seine Frau bei der Königin Hortense ließ, geschah ohne Zweifel aus ehrgeiziger Berechnung.

„Mein Sohn," sagte eines Tages seine Mutter zu ihm; „mit deiner Frau ist etwas los. Sie liebt Herrn von B."

„Sie scherzen, liebe Mutter! Er hat gestern hundert Napoleons von mir geliehen!"

„Wenn dir an deiner Frau ebensowenig liegt, wie an deinem Gelde, so wollen wir nicht mehr davon sprechen," sagte die alte Dame kurz angebunden.

Der künftige Gesandte beobachtete die beiden Liebenden, und bei einer Partie Billard, die er mit der Königin, dem Offizier und seiner Frau spielte, empfing er einen jener anscheinend so unbedeutenden Beweise, die in den Augen eines Diplomaten unwiderleglich sind.

„Sie sind schon weiter miteinander gekommen, als sie selber glauben!" sagte Graf X. zu seiner Mutter.

Und er ergoß in die ebenso kluge wie welterfahrene Seele der Herzogin den tiefen Kummer, mit dem ihn diese bittere Entdeckung erfüllte. Er liebte die Gräfin, und wenn seine Frau auch nicht gerade ‚Grundsätze hatte' — wie man zu sagen pflegt —, so war sie doch erst seit zu kurzer Zeit ver-

heiratet, als daß sie nicht noch an ihren Pflichten hätte festhalten sollen. Die Herzogin übernahm es, ihre Schwiegertochter auf ihren Herzenszustand hin zu prüfen. Sie war der Meinung, man dürfe von dieser jungen und zarten Seele noch etwas hoffen, und versprach ihrem Sohn, Herrn von B. rettungslos unmöglich zu machen.

Eines Abends war die Gräfin zum Dienst bei der Königin; die Spielpartien waren zu Ende, und die Damen hatten eine jener Plaudereien begonnen, in denen man dem lieben Nächsten Böses nachsagt. Diese Gelegenheit benutzte die Herzogin, um der Damenversammlung das große Geheimnis mitzuteilen, daß Herr von B. ihre Schwiegertochter liebe. Allgemeiner Aufstand! Die Herzogin ließ abstimmen, und es wurde einhellig die Meinung ausgesprochen: Die Dame, die es fertig brächte, den Offizier vom Hofe zu vertreiben, leiste damit der Königin Hortense, die ihn nicht ausstehen könnte, und allen Damen, die ihn — mit gutem Grunde! — haßten, einen ausgezeichneten Dienst. Die alte Dame bat um den Beistand der schönen Verschwörerinnen, und eine jede versprach, nach Kräften mitwirken zu wollen. Binnen achtundvierzig Stunden war die schlaue Schwiegermutter die Vertraute ihrer Schwiegertochter sowohl wie des Liebhabers geworden. Drei Tage später hatte sie dem Offizier Hoffnung auf ein Stelldichein nach einem Frühstück gemacht. Es wurde beschlossen, Herr von B. solle am Morgen in aller Frühe nach Paris abreisen und heimlich wiederkommen. Die Königin hatte die Absicht ausgesprochen, an diesem Tage mit ihrer ganzen Gesellschaft eine Wildsaujagd mitzumachen, und die Gräfin sollte ein Unwohlsein vorschützen. Da der Graf vom König Louis nach Paris geschickt war, machte man sich um ihn wenig Sorge. Um die ganze Heimtücke des Planes der Herzogin zu ermessen, müssen wir die Einrichtung der von der Gräfin im Schloß benutzten kleinen

Wohnung kurz beschreiben. Sie lag im ersten Stock, über den Privatgemächern der Königin, und zwar am Ende eines langen Korridors. Man betrat unmittelbar vom Gang aus ein Schlafzimmer, an welches zur Rechten wie zur Linken je ein Kabinett anstieß, nämlich rechts ein Ankleidekabinett, links ein Boudoir, das die Gräfin sich kürzlich eingerichtet hatte. Der Leser wird wissen, was ein ‚Kabinett' auf dem Lande bedeutet: dieses hatte nichts weiter als seine vier Wände. Sein ganzer Schmuck bestand in grauen Wandbezügen, und es enthielt bis jetzt nur einen kleinen Diwan und einen Teppich, denn die Möbel sollten erst in einigen Tagen geliefert werden. Hierauf hatte die Herzogin ihre boshafte Absicht gebaut; denn so unbedeutend diese Umstände dem Anschein nach wären, so vorzüglich paßten sie ihr in den Plan. Um elf Uhr stand in dem Zimmer ein leckeres Frühstück bereit. Der Offizier war auf dem Rückweg von Paris und zerfetzte mit Sporenstößen die Flanken seines Pferdes. Endlich kommt er an, übergibt das edle Tier seinem Bedienten, klettert über die Parkmauer, eilt in das Schloß und gelangt in das Zimmer, ohne auch nur von einem Gärtner, geschweige denn von sonst jemandem gesehen worden zu sein. Die Ordonnanzoffiziere trugen damals — wie wir für Leser bemerken wollen, die sich dessen nicht mehr erinnern sollten — sehr enganschließende Hosen und einen engen hohen Tschako, ein Kostüm, das sich ebenso wunderbar an einem Paradetage macht, wie es bei einem Stelldichein unbequem ist. Die alte Dame hatte die Unbequemlichkeit der Uniform mit in ihre Berechnung gezogen. Beim Frühstück herrschte eine ausgelassene Heiterkeit. Weder die Gräfin noch die Schwiegermutter tranken Wein; aber der Offizier, der das Sprichwort kannte, hielt sich recht eifrig an den Champagner und trank so viel, wie er glaubte, daß nötig wäre, um seine Liebe und seinen Geist anzufeuern.

Als das Frühstück zu Ende war, sah der Offizier die Schwiegermutter an, die, getreu ihrer Rolle als Helfershelferin, plötzlich sagte:

„Ich glaube, ich höre einen Wagen."

Damit geht sie. Nach drei Minuten kommt sie wieder herein und ruft:

„'s ist der Graf!"

Und damit schiebt sie die beiden Liebenden in das Boudoir, indem sie sagt:

„Seid nur ruhig!" Und zum jungen Mann gewandt, fügt sie mit einem tadelnden Blick für seine Unvorsichtigkeit hinzu: „Nehmen Sie doch Ihren Tschako!"

Dann schob sie schnell den gedeckten Tisch in das Ankleidekabinett, und das Zimmer war wieder in allerschönster Ordnung, als ihr Sohn eintrat.

„Ist meine Frau krank?" fragte der Graf.

„Nein, mein lieber Sohn," antwortete die Mutter, „ihr Unwohlsein ist schnell wieder vergangen; wie ich glaube, ist sie auf der Jagd."

Hierauf macht sie ihm ein Zeichen mit dem Kopf, wie wenn sie ihm sagen wollte: „Da drinnen sind sie!"

„Aber sind Sie toll?" antwortet der Graf leise; „wie können Sie sie zusammen einschließen?"

„Du hast nichts zu befürchten," versetzt die Herzogin; „ich habe in seinen Wein . . ."

„Was?"

„Das schnellstwirkende Abführmittel getan, das es gibt."

In diesem Augenblick tritt der König von Holland ein. Er wollte sich beim Grafen nach dem Erfolg der ihm übertragenen Mission erkundigen. Die Herzogin versuchte durch einige jener geheimnisvollen Redewendungen, die die Frauen so geschickt anzubringen wissen, Seine Majestät zu veranlassen, den Grafen mit in die königlichen Gemächer zu nehmen.

Sobald die beiden Liebenden zusammen in dem Boudoir waren, sagte die Gräfin, die mit Entsetzen die Stimme ihres Gemahls erkannte, ganz leise zu dem verführerischen Offizier:

„Ach, mein Herr! Sie sehen, welcher Gefahr ich mich um Ihretwillen ausgesetzt habe!"

„Aber, meine teure Marie! Meine Liebe wird Sie für alle Ihre Opfer entschädigen — ich werde dir treu sein bis in den Tod." (Beiseite: „Oh, oh! diese Schmerzen!")

„Ach!" sagte die junge Frau händeringend, als sie ihren Mann in die Nähe der Boudoirtür kommen hörte: „Es gibt keine Liebe, die solche Ängste bezahlen könnte! . . . Mein Herr, kommen Sie mir nicht zu nahe!"

„O meine Herzgeliebte, mein teuerster Schatz!" sagte er, ehrfurchtsvoll vor ihr niederkniend, „ich werde dir sein, was du nur verlangen kannst! Befiehl . . . ich werde mich entfernen! Rufe mich zurück . . . ich werde kommen! Ich werde der unterwürfigste Liebhaber sein, wie ich . . . (Him . . . Donn . . . . . ., ich habe die Kolik) . . . der allerbeständigste sein will. O meine schöne Marie! . . . (Ah! ich bin verloren! das ist zum Sterben!)"

Mit diesen Worten eilte der junge Offizier ans Fenster, um es zu öffnen und sich köpflings in den Garten zu stürzen; aber er bemerkte unten die Königin Hortense mit ihren Damen. Da wandte er sich zur Gräfin um, indem er mit der Hand an den wichtigsten Teil seiner Uniform fuhr, und rief in seiner Verzweiflung mit erstickter Stimme:

„Verzeihung, Madame! Aber es ist mir nicht möglich, es noch länger auszuhalten!"

„Mein Herr, sind Sie wahnsinnig?" rief die junge Frau, als sie bemerkte, daß nicht die Liebe allein sein verstörtes Antlitz verzerrte.

Der Offizier weinte vor Wut und krümmte sich eilends über den Tschako, den er in eine Ecke geworfen hatte . . .

„Nun, Gräfin?“ sagte die Königin Hortense, das Schlafzimmer betretend, das der Graf und der König soeben verlassen hatten; „wie geht es Ihnen? (Aber wo ist sie denn?)“

„Madame!“ rief die junge Frau, aus der Tür des Boudoirs herausstürzend; „treten Sie nicht ein! Um Gottes willen treten Sie nicht ein!“

Die Gräfin schwieg, denn sie sah alle ihre Freundinnen im Zimmer. Sie sah die Königin an. Hortense war ebenso nachsichtig wie neugierig; auf einen Wink von ihr zog ihr ganzes Gefolge sich zurück. Am selben Tage geht der Offizier zur Armee ab, begibt sich zu den Vorposten, sucht den Tod und findet ihn. Er war ein Braver, aber kein Philosoph!

Man behauptet, einer unserer berühmtesten Maler sei für die Frau eines Freundes in einer Liebe entbrannt, die erwidert worden sei, und habe die ganzen Greuel eines ähnlichen von dem Gatten aus Rache angestifteten Stelldicheins durchmachen müssen; aber wenn man der Chronik glauben darf, war in diesem Fall die häßliche Verlegenheit eine doppelte; verständiger als Herr von B., tötete sich niemand von den beiden Liebenden, die von dem gleichen Unwohlsein überrascht wurden.

Die Art, wie man sich beim Nachhausekommen zu benehmen hat, hängt auch von vielen Umständen ab.

Beispiel:

Lord Catesby besaß eine ungeheure Körperkraft. Eines Tages kam er von einer Fuchsjagd zurück, zu der er sich ohne Zweifel nur zum Schein begeben hatte, und ritt auf eine Hecke seines Parkes los, hinter welcher er, wie er sagte, ein sehr schönes Pferd bemerkte. Da er ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber war, so ritt er ganz nahe heran, um es besser bewundern zu können. Hierbei bemerkte er Lady Catesby und sah, daß es höchste Zeit war, ihr zu Hilfe zu kommen, wenn ihm überhaupt etwas an

seiner Ehre lag. Er bekommt einen Gentleman zwischen die Finger und unterbricht die unerlaubte Unterhaltung des Paares, indem er den Herrn um den Leib packt; hierauf wirft er ihn über die Hecke hinüber in einen Straßengraben und sagt, ohne sich weiter zu ereifern:

„Merken Sie sich gefälligst, mein Herr, daß Sie künftighin sich an mich wenden müssen, wenn Sie hier irgend was wünschen!"

„Gut, Mylord," antwortet der Gentleman; „möchten Sie wohl die Güte haben, mir auch mein Pferd herüberzuwerfen?"

Aber der phlegmatische Lord hatte schon seine Frau unter den Arm genommen und sagte ernst zu ihr:

„Ich muß dich ernstlich tadeln, mein liebes Kind, daß du mir nicht Bescheid gesagt hattest, ich müßte dich für zwei lieben. Von jetzt an werde ich dich an allen geraden Tagen für Rechnung des Herrn da lieben und an allen ungeraden für meine eigene."

Diese Geschichte gilt in England für eines der allerschönsten Beispiele kunstvollen Nachhausekommens. Wirklich vereinigt sie mit einer seltenen Vollendung Beredsamkeit der Gebärde mit Beredsamkeit des Wortes.

Aber die Kunst des Nachhausekommens, deren Grundsätze nur Ableitungen aus dem in unsern vorhergehenden Betrachtungen empfohlenen System der Höflichkeit und der Verstellung sind — diese Kunst des Nachhausekommens ist nichts weiter, als die beständige Vorbereitung ehelicher ‚Peripetien', mit denen wir uns jetzt beschäftigen wollen.

DIE PERIPETIEN

DAS Wort ‚Peripetie' ist ein literarischer und dramatischer Fachausdruck, der so viel wie ‚die Lösung des Knotens' bedeutet.

In dem Drama, das du spielst, eine Peripetie herbeizuführen, ist ein Verteidigungsmittel, das ebenso leicht ins Werk zu setzen ist, wie dessen Erfolg sicher ist. Indem wir dir also den Gebrauch desselben anraten, wollen wir doch nicht die damit verbundenen Gefahren verhehlen.

Die eheliche Peripetie läßt sich mit einem jener schönen Fieber vergleichen, die einen Menschen von kräftiger Körperanlage ins Grab bringen oder ihn auf Lebenszeit gesund machen. So führt auch eine Peripetie, wenn sie gelingt, eine Frau auf Jahre hinaus in das Gebiet der Ehrsamkeit und Tugend zurück.

Zudem ist dieses Mittel das letzte von allen, die uns die Wissenschaft bis heute hat entdecken lassen.

Die Bartholomäusnacht, die Sizilianische Vesper, Lucrezias Tod, die beiden Landungen Napoleons bei Fréjus sind politische Peripetien. So gewaltige darfst du freilich nicht machen; indessen werden verhältnismäßig deine ehelichen Theatercoups nicht weniger bedeutungsvoll sein, als jene weltgeschichtlichen.

Nun liegt aber das Genie gerade in der Kunst, Situationen zu schaffen und durch natürliche Ereignisse ein völlig anderes Bühnenbild herbeizuführen; nun aber ist es die schwierigste aller Peripetien, wenn eine Frau, deren Fuß bereits einige Spuren auf dem weichen goldigen Sande der Pfade des Lasters zurückgelassen hat, zur Tugend zurückkehrt; nun aber läßt sich das Genie nicht lernen und nicht lehren — und darum sieht sich der Lizentiat des Eherechts gezwungen, hier zu erklären, daß er völlig außerstande ist, feste Grundsätze für eine Wissenschaft aufzustellen, die ebenso wechselnd ist wie die Umstände, ebenso flüchtig wie die Gelegenheit, ebenso unerklärbar wie der Instinkt.

Es wird uns daher nichts anderes übrigbleiben, als einige in dieses Kapitel hineingehörende eheliche Situationen

flüchtig hinzuzeichnen und es damit zu machen wie jener Philosoph des Altertums, der sich vergeblich das Wesen der Bewegung zu erklären versuchte und schließlich einfach drauflos marschierte, um ihre unfaßlichen Gesetze zu erfassen.

Ein Ehemann wird, wenn er die in unserer Betrachtung über die Polizei niedergelegten Grundsätze befolgt, seiner Frau ausdrücklich verboten haben, die Besuche des Junggesellen zu empfangen, den er als ihren Liebhaber im Verdacht hat; sie hat versprochen, ihn niemals zu sehen. Es gibt gewisse kleine Auftritte am häuslichen Herde, deren Ausgestaltung wir der Einbildungskraft der Beteiligten überlassen; ein Ehemann wird sie sich viel besser vorstellen, als wir sie ihm schildern könnten, indem er sich in Gedanken jene Tage vorstellt, wo aus köstlichen Begierden aufrichtig gemeinte Vertraulichkeiten entstanden, wo die Triebfedern seiner Politik einige geschickt konstruierte Maschinen in Bewegung setzten.

Wir wollen hier eine derartige Normalszene vorführen, und um diese etwas interessanter zu machen, wollen wir annehmen, daß du, mein Leser, der Ehemann seiest, der die Entdeckung macht, daß deine Frau die Einladung zu einem Essen beim Minister — die sie dir vielleicht selbst verschafft hat — dazu benutzen will, um Herrn A. — Z. zu empfangen.

Hier sind alle Bedingungen vorhanden, um eine der schönsten Peripetien herbeizuführen.

Du kommst so zeitig nach Hause, daß deine Ankunft ungefähr mit der des Herrn A. — Z. zusammenfällt; denn wir würden dir nicht raten, einen zu langen Zwischenakt zu riskieren. Aber in welcher Weise kommst du an? Hier sollen für dich nicht mehr die in der vorhergehenden Betrachtung aufgestellten Grundsätze maßgebend sein. — ‚Also als Wütender?' — Erst recht nicht. Du kommst

mit einem recht harmlosen Gesicht, als ob du in der Zerstreutheit deine Börse oder die für den Minister bestimmte Denkschrift oder dein Taschentuch oder deine Tabaksdose vergessen hättest.

Nun wirst du also entweder die beiden Liebenden zusammen überraschen, oder deine Frau ist von ihrer Zofe gewarnt worden und hat den Junggesellen versteckt.

Versetzen wir uns in diese beiden Situationen, da außer ihnen eine andere nicht möglich ist.

Hier möchten wir darauf aufmerksam machen, daß alle Ehemänner imstande sein müssen, in ihrem Hause Angst und Schrecken zu verbreiten, und daß von ihnen häusliche Septemberschreckenstage schon lange vorher vorbereitet werden müssen.

So wird ein Ehemann, sobald seine Frau einige ‚erste Symptome' verraten hat, auf keinen Fall verfehlen, von Zeit zu Zeit eine persönliche Meinung darüber auszusprechen, wie ein Gatte sich in den großen Krisen des Ehelebens zu verhalten habe. Du wirst zum Beispiel sagen: „Ich? Ich würde ohne jedes Bedenken einen Mann töten, den ich zu den Füßen meiner Frau überraschte."

Du wirst die Rede auf dieses Thema bringen und im Laufe der Debatte Gelegenheit zu dem Ausspruch finden: das Gesetz hätte, wie bei den alten Römern, einem Ehemann das Recht über Leben und Tod seiner Kinder geben sollen, so daß er die im Ehebruch erzeugten Bankerte töten könnte.

Diese blutdürstigen Ansichten, die ja für dich in keiner Weise bindend sind, werden deiner Frau einen heilsamen Schrecken einjagen; es empfiehlt sich sogar, derartige Aussprüche lachenden Mundes zu tun, indem du ihr etwa sagst: „O mein Gott ja, mein geliebtes Herz, ich würde dich sehr elegant abmurksen. Wäre es dir lieb, wenn du von mir getötet würdest?"

Eine Frau wird stets unwillkürlich fürchten, aus solchem Spaß könnte eines Tages sehr blutiger Ernst werden — denn auch diesen Verbrechen, zu denen ein betrogener Gatte sich blindlings hinreißen läßt, steht die Liebe nicht fern. Ferner wissen die Frauen besser als sonst jemand unter Lachen die Wahrheit zu sagen und haben darum manchmal ihre Ehemänner im Verdacht, sie wendeten diese weibliche List an.

Wenn also ein Gatte seine Frau mit ihrem Liebhaber überrascht — und wäre es auch nur bei einem unschuldigen Gespräch — so muß sein Kopf, den man so noch niemals gesehen hat, die mythische Wirkung der berühmten Gorgo hervorbringen.

Um unter solchen Umständen eine günstige Peripetie hervorzubringen, mußt du, je nach dem Charakter deiner Frau, entweder einen pathetischen Auftritt à la Diderot spielen oder mit ciceronianischer Ironie vorgehen oder deine mit Pulver geladenen Pistolen von der Wand reißen, ja sogar sie abschießen, wenn du einen großen Spektakel für unbedingt notwendig hältst.

Ein geschickter Ehemann meiner Bekanntschaft hat mit einer Szene gemäßigter Empfindsamkeit einen recht hübschen Erfolg gehabt. Er tritt ein, sieht den Liebhaber und treibt ihn mit einem Blick zur Tür hinaus. Kaum ist der andere fort, so fällt er seiner Frau zu Füßen und deklamiert eine Tirade, worin außer andern Redensarten auch die folgende vorkommt: „Ach, meine teure Karoline, ich habe dich nicht zu lieben gewußt!"

Er weint — sie weint, und diese tränenreiche Peripetie führt vollständig zum Ziel.

Bei der Besprechung der zweiten Art, auf welche sich die Peripetie vollziehen kann, werden wir die Beweggründe auseinandersetzen, die einen Ehemann verpflichten müssen, diesen Auftritt je nach dem mehr oder weniger

hohen Grade der ihm gegenüberstehenden weiblichen Kraft abzuändern.

Fahren wir fort!

Wenn du das Glück hast, daß der Liebhaber sich versteckt hat, so wird die Peripetie noch viel schöner sein.

Wenn die Wohnung nur einigermaßen nach den in der Betrachtung über die Wohnungen besprochenen Grundsätzen eingerichtet ist, wirst du leicht das Versteck erkennen, in das sich der Junggeselle hineingezwängt hat — hätte er sich auch wie Lord Byrons Don Juan unter dem Kissen eines Diwans zusammengerollt. Sollte zufällig deine Wohnung in Unordnung sein, so mußt du sie so vollkommen kennen, um zu wissen, daß es in ihr nicht zwei Stellen gibt, wo ein Mann sich verstecken könnte.

Sollte er sich schließlich durch irgend eine teuflische Eingebung so klein gemacht haben, daß er in einen ganz unwahrscheinlichen Winkel geschlüpft wäre — denn von seiten eines Junggesellen muß man auf alles gefaßt sein — nun, so wird deine Frau sich nicht enthalten können, einen Blick auf diesen geheimnisvollen Ort zu werfen, oder sie wird absichtlich ihre Augen genau nach der entgegengesetzten Seite wenden, und alsdann ist für einen Mann nichts leichter, als seiner Frau eine kleine Falle zu stellen.

Sobald das Versteck entdeckt ist, gehst du gerade auf den Liebhaber los. Du stehst ihm gegenüber!

Und nun mußt du dir Mühe geben, recht schön dazustehen. Halte beständig deinen Kopf zu drei Vierteln abgewandt, indem du ihn mit einer überlegenen Miene erhebst. Diese Haltung wird viel zu der Wirkung beitragen, die du notwendigerweise erzielen mußt.

Das Allerwichtigste besteht in diesem Augenblick darin, daß du den Junggesellen durch eine bedeutende Redensart, die du vorher in aller Muße improvisiert hast, zu

Boden schmetterst; wenn er dann unten liegt, mußt du ihm kalt bedeuten, er könne gehen. Du wirst sehr höflich sein, dabei aber scharf wie das Richtbeil des Henkers und unbeugsamer als das Gesetz. Diese eisige Verachtung wird vielleicht schon in dem Geiste deiner Frau eine Peripetie herbeiführen. Kein Geschrei, keine wilden Armbewegungen, kein Herumtoben! Die Angehörigen der hohen Gesellschaftskreise — hat ein junger englischer Schriftsteller gesagt — gleichen niemals jenen kleinen Leuten, die keine Gabel verlieren können, ohne das ganze Stadtviertel durch das Läuten der Sturmglocke in Aufregung zu bringen.

Ist der Liebhaber fort, so bist du allein mit deiner Frau; und in dieser Situation mußt du sie dir für immer zurückgewinnen.

Du stellst dich vor sie hin, mit einer ruhigen Miene, in der sich aber eine tiefe Bewegung verrät; hierauf wählst du dir von den folgenden Gedanken, die wir dir mit rhetorischer Weitschweifigkeit unterbreiten, diejenigen aus, die am besten mit deinen Grundsätzen übereinstimmen: „Madame, ich werde Ihnen weder von Ihren Eiden noch von meiner Liebe sprechen; denn Sie sind zu klug, und ich bin zu stolz, als daß ich Sie mit den abgedroschenen Klagen behelligen sollte, die alle Ehemänner in einem derartigen Fall vorzubringen das Recht haben; dabei ist eben ihr geringster Fehler, daß sie nur zu sehr im Rechte sind. Ich werde mich sogar, wenn ich kann, vom Zorn freihalten und werde nichts nachtragen. Nicht ich bin der Beschimpfte; denn ich habe ein zu großes Herz, um Angst vor jener öffentlichen Meinung zu haben, die fast immer mit vollem Recht einen Ehemann, dessen Frau sich schlecht aufführt, lächerlich und tadelnswert findet. Ich prüfe mich selbst und finde nicht, wodurch ich, wie die meisten von jenen, es hätte verdienen können, von Ihnen verraten zu werden. Ich liebe Sie immer noch. Niemals verstieß ich,

ich will nicht sagen: gegen meine Pflichten — denn es hat mich keine Mühe gekostet, Sie anzubeten; aber niemals, sage ich, verstieß ich gegen jene süßen Verbindlichkeiten, die uns ein wahres Gefühl auferlegt. Sie besitzen mein ganzes Vertrauen; Sie schalten und walten mit meinem Vermögen. Ich habe Ihnen nichts verweigert. Mit einem Wort: heute zum erstenmal zeige ich Ihnen ein mißbilligendes Gesicht, aber selbst jetzt kein strenges. Aber schweigen wir hiervon — denn ich darf mich nicht in einem Augenblicke verteidigen, wo Sie mir auf eine so nachdrückliche Art beweisen, daß mir notwendig irgend etwas fehlen muß und daß ich nicht von der Natur bestimmt bin, die schwierige Aufgabe zu vollbringen und Sie glücklich zu machen. Ich will also nur, wie ein Freund zum Freunde spricht, Sie fragen, wie Sie das Leben von drei Menschen zugleich haben aufs Spiel setzen können: das Leben der Mutter meiner Kinder, die mir stets geheiligt sein wird, das Leben des Familienhauptes und endlich das Leben des . . . dessen, den Sie lieben . . ." (vielleicht wird sie sich dir zu Füßen werfen; du darfst sie niemals daliegen lassen, denn das wäre ihrer unwürdig) . . . „denn . . . du liebst mich nicht mehr, Elisa. Ach ja, mein armes Kind," (sollte die Tat noch nicht begangen sein, so darfst du sie auch nicht ‚mein armes Kind' nennen) . . . „warum sich selber täuschen? Warum sagten Sie mir es nicht? Wenn zwischen zwei Gatten die Liebe erlischt — bleibt dann nicht noch die Freundschaft, das Vertrauen? Sind wir nicht zwei Gefährten, die denselben Weg zu gehen haben? Soll auf diesem Wege niemals der eine von uns dem andern seine Hand hinstrecken, um seinen Gefährten aufzuheben, vor dem Fallen zu bewahren? Aber ich sage vielleicht schon zu viel und verletze Ihren Stolz . . . Elisa! . . . Elisa!"

Was, zum Teufel auch, soll hierauf eine Frau antworten? Die Peripetie ist unvermeidlich.

Unter hundert Frauen gibt es wenigstens ein gutes halbes Dutzend schwacher Geschöpfe, die infolge eines solchen derben Stoßes vielleicht für immer zu ihrem Gatten zurückkehren, recht wie verbrühte Katzen, die seitdem auch das kalte Wasser fürchten. Doch ist dieser Auftritt ein Gegengift im wahren Sinne des Wortes, und daher müssen die Dosen mit vorsichtigen Händen abgewogen werden.

Bei gewissen Frauen mit weichen Nervenfasern, sanften und furchtsamen Seelen wird es genügen, auf das Versteck zu zeigen, worin der Liebhaber sitzt und zu sagen: „Da ist Herr A. — Z.!" (Achselzucken.) „Wie können Sie es wagen, ein Spiel zu treiben, wobei zwei brave Männer sich den Hals brechen können? Ich gehe. Lassen Sie ihn heraus, und daß mir so etwas nicht wieder vorkommt!"

Aber es gibt Frauen, die sich infolge zu großer Nervenspannung bei derartigen furchtbaren Peripetien eine Herzerweiterung zuziehen; andere, denen der Schrecken ins Blut schlägt und die in eine schwere Krankheit verfallen. Einige können geradezu den Verstand verlieren. Es fehlt sogar nicht an Beispielen, daß eine Frau sich vergiftet hat oder eines plötzlichen Todes gestorben ist, und wir glauben doch nicht, daß du den Tod der Sünderin wünschest.

Allerdings hat die schönste und galanteste aller Königinnen von Frankreich, die anmutige unglückliche Maria Stuart, nachdem sie ihren Rizzio fast in ihren Armen hatte ermorden sehen, trotzdem später den Grafen Bothwell geliebt. Aber sie war eine Königin, und Königinnen sind Naturen ganz eigener Art.

Wir wollen nun annehmen, die Frau, deren Bildnis unsere erste Betrachtung schmückt, sei eine kleine Maria Stuart, und wollen sofort den Vorhang aufziehen und den fünften Akt jenes großen Dramas, ‚Ehe' genannt, beginnen lassen.

Die eheliche Peripetie kann überall stattfinden, und tausend Zufälle, die sich nicht vorher beschreiben lassen,

können dazu führen. Bald wird es ein Schnupftuch sein, wie im Mohren von Venedig; oder ein paar Pantoffeln, wie im Don Juan; oder der Irrtum deiner Frau, die statt ‚lieber Adolphe!' ein ‚lieber Alfonse!' ausruft. Endlich wird oftmals ein Ehemann, wenn er bemerkt, daß seine Frau in Schulden sitzt, ihren Hauptgläubiger aufsuchen und ihn ganz zufällig eines Morgens in seiner Wohnung erscheinen lassen, um eine Peripetie herbeizuführen. „Herr Josse, Sie sind Juwelier, und Ihrer Leidenschaft, Juwelen zu verkaufen, kommt nur eine andere Leidenschaft gleich, nämlich Ihr Geld dafür zu bekommen. Frau Gräfin ist Ihnen dreißigtausend Franken schuldig. Wenn Sie sie morgen haben wollen," — man muß den Geschäftsmann in solchen Angelegenheiten stets gegen Ende eines Monats aufsuchen — „so gehen Sie um zwölf Uhr mittags zu ihr. Ihr Mann wird im Zimmer sein; achten Sie auf kein Zeichen, wodurch sie Sie etwa auffordert, stille zu sein, sprechen Sie nur frisch von der Leber weg! — Ich werde bezahlen."

Mit einem Wort: die Peripetie bedeutet in der Wissenschaft des Ehelebens, was in der Arithmetik die Zahlen bedeuten.

Alle der höheren Ehephilosophie zugrunde liegenden Prinzipien, die den in diesem zweiten Teil unseres Buches angegebenen Verteidigungsmitteln ihr Leben verleihen, sind aus der Natur der menschlichen Gefühle abgeleitet, wir haben sie in dem großen Buch der Welt hie und da verstreut gefunden. Wie nämlich geistvolle Menschen ganz instinktmäßig die Gesetze des guten Geschmacks anwenden, deren Prinzipien auseinanderzusetzen für sie oftmals eine große Verlegenheit sein würde — so haben auch wir zahlreiche liebebeseelte Ehemänner gesehen, die mit außerordentlichem Glück die von uns des Nähern erläuterten Lehren befolgen, und bei keinem einzigen

dieser Ehemänner lag jemals ein bestimmter Plan vor. Die ahnungsvolle Erkenntnis ihrer Lage enthüllte ihnen nur unvollständige Bruchstücke eines ungeheuer großen Systems; hierin gleichen sie jenen Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts, deren Mikroskope noch nicht auf einer solchen Stufe der Vollkommenheit standen, als daß sie damit alle die Wesen hätten bemerken können, deren Dasein trotzdem durch die geduldige Denkarbeit ihres Geistes für sie feststand.

Wir hoffen, die in unserm Buche bereits mitgeteilten und die in dem folgenden letzten Abschnitt desselben noch mitzuteilenden Beobachtungen werden imstande sein, die Ansicht zu zerstören, wonach oberflächliche Menschen die Ehe als eine Sinekure betrachten. Nach unserer Meinung ist ein Ehegatte, der sich langweilt, ein verständnisloser Ketzer; ja noch mehr: er ist ein Mensch, der in das Eheleben überhaupt gar nicht eingedrungen sein kann und es nicht begreift. In dieser Hinsicht werden diese Betrachtungen vielleicht gar viele Unwissende auf die Geheimnisse einer Welt hinweisen, der sie mit offenen Augen gegenüberstanden, ohne sie zu sehen.

Und nun wollen wir noch hoffen, daß diese Grundsätze, verständig angewandt, gar manche Bekehrung herbeiführen, und daß auf die beinahe weißen Blätter, die diesen zweiten Teil vom ‚Häuslichen Krieg' trennen, recht viele Tränen der Reue fallen werden.

Ja, wir wollen uns gerne dem Glauben hingeben, daß von den vierhunderttausend anständigen Frauen, die wir so sorgfältig ausgelesen haben, nur eine gewisse Anzahl, sagen wir dreihunderttausend, so verderbt, so reizend, so anbetungswürdig, so kriegerisch sein werden, um die Standarte des ‚Häuslichen Krieges' aufzupflanzen.

Zu den Waffen also, zu den Waffen!

DER HÄUSLICHE KRIEG

SCHÖN WIE KLOPSTOCKS SERAPHIM, FURCHTBAR WIE MILTONS TEUFEL. DIDEROT

DIE vorauszuschickenden Vorschriften über diesen Gegenstand, mit denen die Wissenschaft einen Ehemann bewaffnen kann, sind nicht zahlreich; es handelt sich in der Tat weniger darum, zu wissen, ob er nicht unterliegen wird, als vielmehr darum, zu untersuchen, ob er Widerstand leisten kann.

Wir wollen indessen an dieser Stelle einige Feuerzeichen abbrennen, um den Kampfplatz zu erhellen, auf dem bald der Ehemann allein mit der Religion und dem Gesetz seiner Frau gegenüberstehen wird, die durch die List und die ganze Gesellschaft unterstützt wird.

LXXXI. Von einer verliebten Frau kann man alles erwarten und alles vermuten.

LXXXII. Die Handlungen einer Frau, die ihren Gatten hintergehen will, werden fast stets ausstudiert, aber sie werden niemals vernünftig sein.

LXXXIII. Die meisten Frauen gehen vor wie die Flöhe: sprungweise und in willkürlichen Sätzen. Sie entwischen durch die Höhe oder durch die Tiefe ihrer ursprünglichen Ideen, und die Lückenhaftigkeit ihrer Pläne kommt ihnen zugute. Aber sie betätigen sich nur innerhalb eines Raumes, dem ein Ehemann leicht eine feste Umgrenzung geben kann; und wenn er kaltblütig ist, kann es ihm schließlich gelingen, den Speiteufel auszulöschen.

LXXXIV. Ein Ehemann darf sich in Gegenwart eines Dritten gegen seine Frau niemals ein feindseliges Wort erlauben.

LXXXV. Im Augenblick, wo eine Frau sich entschließt, die eheliche Treue zu verraten, rechnet sie ihren Mann entweder für alles oder für nichts. Von diesem Grundsatz kann der Ehemann ausgehen.

LXXXVI. Eine Frau lebt in ihrem Kopf, in ihrem Herzen oder in ihrer Leidenschaft. Je nach dem Alter, worin seine Frau ein Urteil über das Leben erlangt hat, muß der Ehemann wissen, ob die erste Ursache der von ihr geplanten Untreue aus Eitelkeit, Gefühl oder Temperament entspringt. Das Temperament ist eine Krankheit, die sich heilen läßt; das Gefühl bietet einem Ehemann große Aussichten auf Erfolg; aber die Eitelkeit ist unheilbar. Eine Frau, die ein reines Verstandesleben führt, ist eine fürchterliche Geißel. Sie vereinigt die Mängel der leidenschaftlichen mit denen der liebenden Frau, ohne die Vorzüge zu besitzen, die jene zur Entschuldigung anführen könnte. Sie hat kein Mitleid, keine Liebe, keine Tugend, kein Geschlecht.

LXXXVII. Die Frau mit dem Verstandesleben wird ihrem Ehemann Gleichgültigkeit einzuflößen suchen; die Frau mit dem Gefühlsleben wird versuchen, seinen Haß, die leidenschaftliche Frau wird versuchen, seinen Widerwillen zu erregen.

LXXXVIII. Ein Ehemann wagt niemals etwas dabei, wenn er den Glauben an die Treue seiner Frau aufrechterhält, und wenn er mit geduldiger Miene oder schweigend wartet. Besonders das Schweigen versetzt die Frauen in eine fabelhafte Unruhe.

LXXXIX. Nur ein Dummkopf läßt sich merken, daß er von der Leidenschaft seiner Frau Bescheid weiß; ein kluger Mann aber tut, als wüßte er von nichts — und es bleibt ihm auch kaum etwas anderes übrig, als diesen Entschluß zu fassen. Daher sagt man denn auch, daß in Frankreich alle Welt geistreich sei.

XC. Die gefährlichste Klippe ist die Lächerlichkeit. — „Wenigstens der Öffentlichkeit gegenüber wollen wir uns lieben!“ — dies muß der Grundsatz jeder Ehe sein. Es ist zu viel, wenn alle beide Ehegatten Ehre, Achtung,

Ansehen, Respekt — oder wie man dieses eigentümliche gesellschaftliche Gut sonst bezeichnen will — verlieren müssen.

Diese Denksprüche beziehen sich immer noch nur auf den Kampf selber. Die Katastrophe wird ihre Denksprüche für sich erhalten.

Wir haben diese Krisis aus zwei Gründen als ‚häuslichen Krieg' bezeichnet: kein anderer Krieg wird so mit Recht ein ‚innerer' genannt, und zu gleicher Zeit wird kein Krieg mit so großer Höflichkeit geführt.

„Aber wo und wie wird denn dieser böse Krieg losbrechen?"

Ei! Glaubst du etwa, deine Frau wird ganze Regimenter haben und die Trompete blasen lassen? Vielleicht wird sie einen Offizier haben — und das ist alles. Aber dieses schwache Armeekorps wird genügen, um den Frieden deiner Ehe zu zerstören.

„Sie verhindern mich, die Leute zu empfangen, die mir gefallen!" — so hat in den meisten Ehen das erste Manifest gelautet, das die Einleitung zu allen folgenden war. Diese Redensart, mit den an sie sich anschließenden Ideen, ist die Formel, die von eitlen und hinterlistigen Frauen am häufigsten angewandt wird.

Am meisten verbreitet aber ist das Manifest, das im Ehebett, auf dem Hauptkriegsschauplatze, proklamiert wird. Diese Frage wird noch ganz besonders in der Betrachtung ‚Über die verschiedenen Waffen', in der Unterabteilung ‚Über die Schamhaftigkeit in ihren Beziehungen zur Ehe' behandelt werden.

Einige lymphatische Frauen werden tun, als hätten sie den Spleen, und werden die Tote spielen, um der Annehmlichkeiten einer stillschweigenden Scheidung teilhaftig zu werden.

Aber fast alle verdanken ihre Unabhängigkeit einem Plan, der bei den meisten Ehemännern von unfehlbarer Wirkung ist und dessen Tücken wir verraten wollen.

Einer der größten Irrtümer der Menschheit besteht in dem Glauben, daß unsere Ehre und unser guter Ruf auf unsern Handlungen beruhen oder daß sie etwas damit zu tun haben, daß unser Gewissen unser Verhalten billigt. Wer in der Gesellschaft lebt, ist von Geburt an Sklave der öffentlichen Meinung. Nun hat aber in Frankreich ein Privatmann auf die Gesellschaft viel weniger Einfluß als seine Frau; es liegt nur an ihrem guten Willen, ihn lächerlich zu machen oder nicht. Die Frauen besitzen in erstaunlichem Maße das Talent, den Beschuldigungen, die sie gegen ihren Gatten erheben, durch Scheingründe einen Anstrich von Wahrheit zu geben. Sie verteidigen stets gerade nur das, worin sie unrecht haben, und diese Kunst verstehen sie ausgezeichnet, indem sie gegen Vernunftgründe Aussprüche von Autoritäten anführen, auf Beweise mit Behauptungen antworten und oftmals kleine Einzelerfolge erzielen. Sie erraten und verstehen sich bewunderungswürdig, wenn eine von ihnen einer andern eine Waffe darbietet, die sie selber nicht schärfen darf. Auf diese Weise verlieren sie manchmal einen Gemahl, ohne es zu wollen. Sie liefern das Streichhölzchen, das lange nachher zur Brandstiftung benutzt wird, und bekommen dann Angst vor der Feuersbrunst.

Im allgemeinen bilden alle Frauen einen Bund gegen einen der Tyrannei beschuldigten Ehemann; denn zwischen ihnen besteht ein geheimes Band, wie zwischen den Priestern einer und derselben Religion. Sie hassen sich, aber sie beschützen sich. Du könntest stets nur eine einzige für dich gewinnen; doch diese Verführung wäre noch dazu ein Triumph für deine Frau.

Du wirst also im Reiche der Frauen in Acht und Bann getan. Du findest ironisches Lächeln auf allen Lippen,

aus allen Antworten treten dir Epigramme entgegen. Diese geistreichen Geschöpfe schmieden Dolche und versehen zu ihrer Unterhaltung den Griff mit schönen Schnitzereien, ehe sie voll Grazie dich durchbohren.

Die heimtückische Kunst halber Andeutungen, die Bosheiten des Schweigens, die Niedertracht unbegründeter Vermutungen, die falsche Harmlosigkeit einer Bitte — alles wird als Waffe gegen dich verwandt. Ein Mann, der das Recht in Anspruch nimmt, seine Frau unter dem Joch zu halten, ist ein zu gefährliches Beispiel; darum versuchen sie, dieses Beispiel aus dem Wege zu räumen. Denn wäre nicht sein Benehmen eine Satire auf alle Ehemänner? Darum greifen sie alle dich an — entweder mit bittern Scherzen oder mit ernsthaften Beweisgründen, oder mit den landläufigen Redensarten der Galanterie. Ein Schwarm von Hagestolzen unterstützt sie bei allen ihren Versuchen, und du wirst angegriffen, verfolgt als ein Grobian, als ein Tyrann, als ein Herr, mit dem nicht gut Kirschen essen sei, als ein unberechenbarer Sonderling, als ein Mensch, vor dem man sich in acht nehmen müsse.

Deine Frau verteidigt dich wie der Bär in der Lafontaineschen Fabel: sie wirft dir große Steine an den Kopf, um die Fliegen zu verjagen, die sich auf deine Stirn setzen. Sie erzählt dir abends alle Bemerkungen, die man in ihrer Gegenwart über dich gemacht hat; sie wird von dir Rechenschaft verlangen über Handlungen, die du nicht begangen, über Worte, die du nicht gesprochen hast. Sie wird angebliche von dir begangene Verfehlungen gerechtfertigt haben; sie wird sich gerühmt haben, einer Freiheit zu genießen, die sie nicht hat, um dich gegen die Anschuldigungen zu verteidigen, daß du ihr ungerechterweise nicht ihre Freiheit lässest. Die Riesenklapper, die deine Frau schwingt, wird dich überallhin mit ihrem zudringlichen Geräusch verfolgen. Deine teure Freundin wird dich be-

täuben, wird dich foltern und wird ihren Spaß daran haben, dich nur die Dornen der Ehe fühlen zu lassen. Sie wird dir in der Gesellschaft mit der lachendsten Miene entgegentreten und wird zu Hause sehr widerhaarig sein. Sie wird verdrießlich sein, wenn du fröhlich bist, und wird dich mit ihrer Freude ärgern, wenn du traurig bist. Eure beiden Gesichter werden eine beständige Antithese bilden.

Wenig Männer besitzen Kraft genug, um dieser stets geschickt gespielten ersten Komödie zu widerstehen, die dem Hurra gleicht, das die Kosaken ausstoßen, wenn sie ins Gefecht reiten. Einige Ehemänner ärgern sich darüber und setzen sich damit auf eine nicht wieder gutzumachende Art ins Unrecht. Andere bekümmern sich nicht mehr um ihre Frauen. Endlich gibt es sogar Männer von hervorragender Intelligenz, die nicht einmal immer das Zauberstäbchen zu schwingen wissen, vor dessen Wink dieses weibliche Blendwerk verschwinden muß.

Zwei Drittel der Frauen wissen ihre Unabhängigkeit durch dieses Manöver zu erkämpfen, das gewissermaßen nur eine Musterung ist, die sie über ihre Streitkräfte abhalten. Auf diese Weise ist der Krieg bald zu Ende.

Aber ein kräftiger Mann, der den Mut hat, bei diesem ersten Angriff sein kaltes Blut zu bewahren, kann sich sehr amüsieren, indem er durch geistreichen Spott seiner Frau die geheimen Antriebe ihrer eigenen Handlungsweise enthüllt; indem er ihr Schritt vor Schritt in das Labyrinth folgt, in das sie eindringt; indem er ihr bei jedem Worte sagt, daß sie sich selber etwas vorlüge; indem er stets seinen scherzhaften Ton beibehält und niemals heftig wird.

Indessen, der Krieg ist erklärt; und wenn der Ehemann nicht durch dieses Eröffnungsfeuerwerk geblendet worden ist, so hat die Frau noch ganz andere Hilfsmittel, die ihr erlauben, auf den schließlichen Sieg zu hoffen. Diese Hilfsmittel werden die folgenden Betrachtungen darlegen.

STRATEGISCHE GRUNDSÄTZE

DER Erzherzog Karl hat eine sehr schöne Abhandlung über Kriegskunst herausgegeben, die ‚Grundsätze der Strategie und ihre Anwendung auf die Feldzüge von 1796.' Diese Grundsätze scheinen uns einige Ähnlichkeit zu haben mit so mancher Poetik, die für bereits veröffentlichte Gedichte nachträglich aufgestellt ist. Heutzutage haben wir es viel weiter gebracht: wir erfinden die Regeln für die Werke und die Werke für die Regeln. Aber was haben die alten Grundsätze der Kriegskunst genützt, als sie sich dem stürmischen Geist Napoleons gegenüber befanden? Wenn man also heute die Lehren dieses großen Feldherrn, dessen neue Taktik die alte Taktik über den Haufen geworfen hat, in ein System bringen wollte — welche Bürgschaft besitzt es, daß nicht die Zukunft einen zweiten Napoleon gebären wird? Die Bücher über Kriegskunst teilen mit wenigen Ausnahmen das Los der alten Werke über Chemie und Physik. Alles ändert sich — entweder auf der Stelle oder in jahrhundertelangen Perioden.

Dies ist, um es in wenige Worte zusammenzufassen, auch bei unserm Werke der Fall.

Solange wir mit einer untätigen, schlafenden Frau zu tun hatten, war nichts leichter, als die Netze zu flechten, in denen wir sie gefangen hielten; aber sobald sie erwacht und sich wehrt, gerät alles in Verwirrung. Sollte ein Ehemann versuchen wollen, die Grundsätze des vorhergehenden Systems unseres zweiten Teiles anzuwenden, um seine Frau in den zerlöcherten Netzen desselben zu fangen, so gliche er Wurmser, Mack und Beaulieu, welche Märsche und Gegenmärsche machten, während Napoleon sie schnell umzingelte und sich ihre eigenen Kombinationen zunutze machte, um sie zu vernichten.

So wird es deine Frau machen.

Wie könntest du die Wahrheit erfahren, wenn ihr sie euch einander unter der gleichen Lüge verhehlt und wenn ihr euch die gleiche Falle stellt? Wem wird der Sieg bleiben, wenn ihr beide mit den Händen in die gleiche Schlinge geraten seid?

„Mein lieber Schatz, ich muß ausgehen, ich muß zu Madame Soundso, ich habe den Wagen bestellt. Wollen Sie mit mir kommen? Bitte, seien Sie mal liebenswürdig und begleiten Sie Ihre Frau."

Du denkst bei dir selber:

„Sie wäre schön hereingefallen, wenn ich annähme! sie bittet mich nur darum so sehr, weil sie ein Nein von mir haben will."

Du antwortest ihr also:

„Das trifft sich gut: ich habe gerade eine Angelegenheit mit dem Herrn Soundso zu erledigen; er hat nämlich einen Bericht zu erstatten, der unsere Interessen bei dem und dem und jenem schädigen kann; ich muß daher unbedingt mit ihm sprechen. Hierauf muß ich ins Finanzministerium gehen; es trifft sich also ganz ausgezeichnet."

„Schön, mein Engel! Zieh dich an, während Céline meine Toilette fertig macht; aber laß mich nicht warten."

„Hier, mein Herz, bin ich fix und fertig!" sagst du, indem du eine Minute darauf angezogen und rasiert in ihr Zimmer trittst.

Aber inzwischen hat sich alles geändert: Ein Brief ist angekommen; Madame ist unwohl; das Kleid sitzt schlecht; die Schneiderin soll gleich kommen, oder wenn es nicht die Schneiderin ist: dein Sohn, deine Mutter. Von hundert Ehemännern gehen neunundneunzig ganz zufrieden ab und halten ihre Frauen für wohlbehütet, während sie in Wirklichkeit von diesen an die Luft gesetzt werden.

Eine Ehefrau, der ihr Mann nicht entgehen kann, die von keiner pekuniären Verlegenheit gequält wird, und die,

um den Überschuß ihrer Intelligenz zu verwenden, Tag und Nacht über die wechselnden Bilder ihres Daseins nachdenkt — eine solche Frau hat bald den Fehler entdeckt, den sie beging, indem sie sich in einer Falle fangen oder durch eine Peripetie sich überraschen ließ; sie wird also versuchen, diese Waffen gegen dich selbst zu kehren.

In der Gesellschaft ist ein Mensch, dessen Anblick deiner Frau ein eigentümliches Unbehagen erweckt; sein Ton, seine Manieren, die ganze Art seines Geistes sind ihr unleidlich. Alles an ihm verletzt sie; sie fühlt sich von ihm verfolgt, er ist ihr verhaßt; man darf zu ihr nicht von ihm sprechen. Es sieht aus, als ob sie dich absichtlich damit ärgern wolle; denn zufällig ist es ein Mann, auf den du die größten Stücke hältst; du liebst seinen Charakter, weil er dir schmeichelt: darum behauptet denn auch deine Frau, deine Achtung für ihn entspringe bloß aus Eitelkeit. Wenn bei euch ein Ball, eine Abendgesellschaft, ein Konzert sein soll, habt ihr fast immer Streit um diesen Mann, und deine Frau zankt mit dir und behauptet, du zwängest sie, Leute zu empfangen, die ihr nicht passen.

„Zum wenigsten, mein Herr, werde ich mir nicht vorzuwerfen haben, daß ich Sie nicht gewarnt habe. Wir werden von diesem Menschen noch irgend einen Ärger haben. Verlassen Sie sich nur auf die Frauen, wenn ein Urteil über einen Mann zu fällen ist. Und erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß dieser ‚Baron', in den Sie förmlich verliebt sind, ein sehr gefährlicher Mensch ist und daß Sie das größte Unrecht haben, ihn in Ihr Haus zu führen. Aber so sind Sie: Sie zwingen mich, ein Gesicht zu sehen, das ich nicht ausstehen kann, und wenn ich Sie bitten würde, Herrn Soundso einzuladen, so würden Sie dazu nicht Ihre Zustimmung geben, weil Sie glauben, ich habe Vergnügen an seiner Gesellschaft! Ich muß gestehen, er ist ein gewandter Plauderer, ist ein zuvorkommender

liebenswürdiger Herr; aber er kann doch nicht gegen Sie an."

In diesen noch unförmlichen ersten Ansätzen einer weiblichen Taktik, die durch trügerische Gebärden, durch Blicke von einer unglaublichen Berechnung, durch heimtückische Klangfärbungen der Stimme und sogar durch die Fallen eines hinterlistigen Schweigens verstärkt wird, ist gewissermaßen schon der Geist ihres Benehmens erkennbar.

Hierbei verfallen nun fast alle Ehemänner auf den Gedanken, eine kleine Mausefalle aufzustellen; sie erheben zu ihren Hausfreunden sowohl den Herrn Soundso, wie den phantastischen Baron, den von ihrer Frau verabscheuten Typus, in der Hoffnung, in der Person des anscheinend geliebten Junggesellen einen Liebhaber zu entdecken.

Oh! Ich habe in der Gesellschaft oft junge Leute getroffen, rechte Springinsfelde, die sich völlig durch die erlogene Freundschaft einer Frau täuschen ließen, die in der Zwangslage war, ihren Mann abzulenken und ihm einen Brennkegel anzusetzen, wie früher ihr Mann ihr welche angesetzt hatte! Diese armen Unschuldsknaben hatten nichts weiter zu tun, als sorgfältig alle möglichen Aufträge zu erledigen, Theaterlogen zu mieten und auszureiten, indem sie zu Pferde die Kalesche ihrer vermeintlichen Geliebten ins Bois de Boulogne begleiteten; man hielt sie allgemein für die Liebhaber von Frauen, denen sie nicht einmal die Hand küßten; ihre Eitelkeit verhinderte sie, gegen diese freundschaftlichen Gerüchte Einsprache zu tun; und wie jene jungen Priester, die unbezahlte Messen lesen, hatten sie, als wahre Überzählige der Liebe, den Genuß einer Paradeleidenschaft.

Da kommt es denn vor, daß ein Ehemann beim Nachhausekommen den Hausmeister fragt: „Ist jemand dage-

wesen?" — „Der Herr Baron hat um zwei Uhr vorgesprochen und nach dem gnädigen Herrn gefragt; da er nur die gnädige Frau anwesend fand, ist er gar nicht nach oben gegangen; aber Herr Soundso ist bei ihr."

Du trittst ein, du siehst ein junges Herrchen, geschniegelt und gebügelt, salbenduftend, mit eleganter Krawatte — einen vollkommenen Dandy. Er behandelt dich mit vielen Rücksichten; deine Frau horcht im geheimen auf das Geräusch seiner Schritte und tanzt fortwährend mit ihm; wenn du ihr verbietest, ihn zu empfangen, erhebt sie ein lautes Geschrei, und erst nach langen Jahren — vergleiche die Betrachtung über die ‚letzten Symptome' — bemerkst du, daß der Herr Soundso völlig unschuldig und daß der Herr Baron der Schuldige war.

Eine der geschicktesten Leistungen, die wir auf diesem Gebiete beobachten durften, war das Manöver einer jungen Frau, die von einer unwiderstehlichen Leidenschaft fortgerissen wurde: sie verfolgte mit ihrem Haß einen Mann, den sie nicht liebte, und überhäufte ihren Liebhaber mit heimlichen Beweisen ihrer Liebe. Im Augenblick, wo ihr Mann überzeugt war, daß sie den Cicisbeo liebte und den Patito verabscheute, brachte sie selber sich mit dem Patito in eine Lage, deren Risiko sie zum voraus berechnet hatte; sie brachte dadurch ihren Ehemann und den verabscheuten Hagestolz zum Glauben, daß ihre Abneigung ebenso erheuchelt sei wie ihre Liebe. Als sie ihren Mann in diese Ungewißheit gestürzt hatte, ließ sie einen leidenschaftlichen Brief in seine Hände fallen. Eines Abends brachte die Frau diese wunderbare Peripetie zum Klappen, warf sich ihrem Mann zu Füßen, umklammerte seine Knie, die sie mit ihren Tränen überströmte und rief:

„Ich achte und ehre Sie so sehr, daß ich keinen andern Vertrauten haben will als Sie. Ich liebe! Ist dies ein Gefühl, das ich leicht unterdrücken kann? Nein! Aber eins

kann ich, ich kann Ihnen diese Liebe gestehen, ich kann Sie anflehen, mich gegen mich selber zu beschützen, mich vor mir selber zu retten. Seien Sie mein Herr und seien Sie ein strenger Herr gegen mich; reißen Sie mich aus dieser Umgebung heraus; entfernen Sie ihn, der die Ursache all dieses Übels ist; trösten Sie mich; ich werde ihn vergessen, ich wünsche es! Ich will Sie nicht verraten. Ich bitte Sie in aller Demut um Verzeihung für die Hinterlist, auf die ich in meiner Liebe verfallen bin. Ja, ich will Ihnen gestehen, daß das Gefühl, das ich für meinen Vetter zur Schau trug, nur eine Schlinge für Ihren Scharfblick war. Ich habe für ihn eine herzliche Freundschaft — aber Liebe ... o verzeihen Sie mir! ... lieben kann ich nur ... (lautes Schluchzen) ... oh! fort von hier, fort aus Paris!"

Sie weinte; ihre aufgelösten Haare umflossen sie, ihre Toilette war in Unordnung; es war Mitternacht — der Gatte verzieh. Von nun an ging der Vetter ohne Gefahr in seinem Hause aus und ein, und der Minotauros verschlang ein neues Opfer.

Welche Vorschriften kann man geben für den Kampf mit solchen Gegnern? Sie haben die ganze Diplomatie des Wiener Kongresses in ihren Köpfen; sie sind ebenso stark, wenn sie sich hingeben, wie wenn sie sich der Umarmung entziehen. Welcher Mann ist geschmeidig genug, um seine Kraft und Stärke abzulegen, um seiner Frau in dieses Labyrinth folgen zu können?

In jedem Augenblick für die Lüge reden, um die Wahrheit zu erfahren — für die Wahrheit, um die Lüge zu entdecken: unversehens die Batterie wechseln und sein Geschütz vernageln, in dem Augenblick, wo es Feuer geben soll; mit dem Feind auf einen Berg steigen, um fünf Minuten darauf wieder unten in der Ebene zu sein; ihn auf seinen Zickzackbewegungen zu verfolgen, die so schnell

und so verworren sind, wie der Flug eines Kiebitzes in der Luft; gehorchen, wenn es not tut, und zur rechten Zeit einen Widerstand der Trägheit entgegensetzen; wie ein junger Künstler, der in einem einzigen Zuge die ganze Tonleiter von der niedrigsten Taste seines Pianos bis zur höchsten durchläuft, in einem Nu die ganze Stufenfolge aller möglichen Mutmaßungen durchmessen und die geheime Absicht zu erraten wissen, die eine Frau bewegt; sich vor ihren Liebkosungen in acht nehmen und darin weniger Liebeswonnen, als geheime Hintergedanken suchen — dies alles ist ein Kinderspiel für einen klugen Mann, der jene leuchtende Vorstellungs- und Beobachtungsgabe besitzt, die das Denken zu einem Handeln machen. Aber es gibt eine ungeheure Menge von Ehemännern, die der bloße Gedanke erschreckt, solche Grundsätze gegen eine Frau in Anwendung bringen zu sollen.

Diese Leute bringen lieber ihr ganzes Leben damit zu, sich alle mögliche Mühe zu geben, um ein Schachspieler zweiten Ranges zu werden oder auf dem Billard mit Eleganz einen Ball machen zu können.

Einige werden dir sagen, sie seien nicht imstande, beständig in solcher Weise ihren Geist in Spannung zu halten und mit allen ihren Lebensgewohnheiten zu brechen. Dann triumphiert eben die Frau. Sie erkennt, daß sie ihrem Mann an Geist oder Energie überlegen ist, obwohl diese Überlegenheit nur eine augenblickliche ist, und hieraus entsteht in ihr ein Gefühl der Verachtung gegenüber dem Familienoberhaupt.

Wenn so viele Männer nicht Herren in ihrem eigenen Hause sind, so liegt das nicht an Mangel an gutem Willen, sondern an Mangel an Talent.

Allerdings haben die Kühnen, die sich auf diesen, wenn auch kurz dauernden furchtbaren Zweikampf einlassen, eine große moralische Kraft nötig.

Denn im Augenblick, wo man alle Hilfsmittel dieser geheimen Strategie anwenden muß, ist es oft zwecklos, diesen satanischen Geschöpfen Schlingen zu legen. Sind die Frauen einmal auf einem bestimmten Punkt angelangt, so daß sie sich verstellen wollen, so wird ihr Antlitz so undurchdringlich wie das Nichts. Die folgende Geschichte ist ein Beispiel aus meiner eigenen Erfahrung!

Eine sehr junge, sehr hübsche und sehr geistreiche Pariser Kokette lag noch im Bett; neben ihrem Bett saß einer ihrer liebsten ‚Freunde.' Da kommt ein Brief eines andern Freundes, eines sehr leidenschaftlichen Herrn, dem sie das Recht eingeräumt hatte, als Herr und Meister zu sprechen. Das Briefchen war mit Bleistift geschrieben und lautete folgendermaßen:

„Ich erfahre, daß in diesem Augenblick Herr C. bei Ihnen ist; ich warte auf ihn, um ihm eine Kugel in den Kopf zu jagen."

Frau D. fährt ruhig in der Unterhaltung mit Herrn C. fort; sie bittet ihn, ihr eine kleine Schreibmappe von rotem Maroquinleder zu geben; er bringt sie ihr.

„Danke, Lieber!" sagt sie. „Reden Sie nur ruhig weiter, ich höre."

Herr C. spricht, und sie antwortet ihm, wobei sie nachstehendes Briefchen schreibt:

„Sobald Sie eifersüchtig auf C. sind, könnt ihr euch alle beide eine Kugel durch den Kopf schießen, ganz nach eurem Belieben; ihr könnt sterben, aber den Geist aufgeben . . . wohl kaum."

„Mein guter Freund," sagt sie zu C., „zünden Sie bitte diese Kerze an. Schön, Sie sind anbetungswürdig. Und nun bereiten Sie mir das Vergnügen, mich aufstehen zu lassen, und übergeben Sie diesen Brief Herrn von H., der vor meiner Tür darauf wartet."

Dies alles wurde mit einer unnachahmlichen Kaltblütigkeit gesagt. Keine Bewegung war im Ton ihrer Stimme, in den Zügen ihres Antlitzes wahrnehmbar. Der kühne Einfall wurde durch einen vollständigen Erfolg gekrönt. Als Herr von H. die Antwort aus der Hand des Herrn C. empfing, fühlte er seinen Zorn sich besänftigen, und es quälte ihn nur noch eins, nämlich der Zwang, den er sich antun mußte, um sein Lachen zu verbergen.

Aber je mehr Fackeln man in die ungeheure Höhle hineinwirft, die wir aufzuhellen versuchen, desto tiefer wird man sie finden. Es ist ein bodenloser Abgrund. Wir glauben unsere Aufgabe auf eine angenehmere und lehrreichere Art zu erfüllen, indem wir die strategischen Prinzipien nachweisen, die in Tätigkeit treten, wenn die Frau es bereits zu einem hohen Grade ihrer sündhaften Kunst gebracht hat. Aus einem Beispiel begreift man mehr Grundsätze und lernt man mehr Hilfsmittel, als aus allen möglichen Theorien.

Eines Tages waren beim Fürsten Lebrun einige intime Freunde an der Tafel versammelt. Vom Champagner angeregt, kamen die Gäste auf das unerschöpfliche Kapitel: Weiberlist. Die Unterhaltung war von dem neuesten Abenteuer ausgegangen, das man von der Gräfin R. D. S. J. D. A. erzählte und das ein Halsband betraf.

Ein schätzenswerter Künstler und Gelehrter, der ein Liebling des Kaisers gewesen war, vertrat nachdrücklich die nicht eben mannhafte Meinung, daß es einem Mann nicht möglich sei, erfolgreich gegen die von einer Frau angesponnenen Intrigen anzukämpfen.

„Ich habe glücklicherweise erlebt," sagte er, „daß Ihnen nichts heilig ist."

Die Damen protestierten.

„Aber ich könnte eine wahre Geschichte anführen."

„Das ist eine Ausnahme!"

„Hören wir doch die Geschichte!“ sagte eine junge Dame.

„O ja! Erzählen Sie sie uns doch!“ riefen alle Gäste.

Der vorsichtige alte Herr ließ seine Augen um sich schweifen und sagte lächelnd, nachdem er sich über das Alter der Damen vergewissert hatte:

„Da wir alle schon eigene Erfahrungen im Leben gemacht haben, so bin ich bereit, Ihnen die Geschichte zu erzählen.“

Es entstand ein tiefes Schweigen, und der Erzähler las aus einem ganz kleinen Buche, das er in der Tasche hatte:

„Ich liebte leidenschaftlich die Gräfin von X. Ich war zwanzig Jahre alt und war ein unschuldiger Junge, sie betrog mich; ich machte ihr Vorwürfe, sie verließ mich; ich war ein harmloser Junge, ich sehnte mich nach ihr; ich war zwanzig Jahre alt, sie verzieh mir; da ich zwanzig Jahre alt, immer noch harmlos, immer noch betrogen, aber nicht mehr verlassen war, so hielt ich mich für den allergeliebtesten Liebhaber, folglich für den allerglücklichsten Menschen. Die Gräfin war eine Freundin von Frau von T., die einige Absichten auf mich zu haben schien, ohne daß jedoch jemals ihre Würde kompromittiert worden wäre; denn sie war sehr gewissenhaft und hatte viel Gefühl für den Anstand. Eines Tages, als ich auf die Gräfin in ihrer Loge warte, höre ich mich aus der Nebenloge rufen. Es war Frau von T.:

„Wie?“ sagte sie zu mir; „schon angekommen! Ist das Treue oder haben Sie nichts zu tun? Schnell, kommen Sie herüber!“ In ihrer Stimme und in ihrem Benehmen lag etwas Neckisches, aber ich war weit entfernt, auf irgend etwas Romanhaftes mich gefaßt zu machen.

„Haben Sie für heute abend etwas vor?“ sagt sie zu mir. „Ich bitte Sie, gefälligst nichts vorzuhaben. Wenn

ich Sie aus der Langeweile Ihrer Einsamkeit rette, so muß man mir ergeben sein. Ah! Keine Fragen, nur Gehorsam. Rufen Sie meine Leute!"

Ich sträube mich, sie bittet mich dringend, hinunterzugehen; ich gehorche.

„Gehen Sie in die Wohnung des Herrn", sagt sie zu dem von mir gerufenen Lakaien, „und sagen Sie Bescheid, daß er erst morgen nach Hause kommen werde."

Hierauf macht sie ihm ein Zeichen, er tritt näher, sie sagt ihm etwas ins Ohr; und er geht ab. Die Oper beginnt. Ich will ein paar Worte sagen, sie heißt mich schweigen; dann wieder hört sie auf mich oder tut doch so. Nach dem Ende des ersten Aktes überbringt der Lakai einen Brief und meldet, es sei alles bereit. Da lächelt sie mich an, bittet mich um meinen Arm, zieht mich fort, läßt mich in ihren Wagen steigen, und ich bin auf der Landstraße, ohne eine Ahnung zu haben, was man mit mir vorhat. So oft ich eine Frage wage, antwortet sie mir nur mit einem lauten Gelächter. Hätte ich nicht gewußt, daß sie eine Frau war, die in der Liebe nur die große Leidenschaft suchte, daß sie seit langer Zeit eine Neigung für den Marquis V. empfand und daß sie unbedingt wissen mußte, daß ich von diesem Umstand unterrichtet war — so hätte ich an ein Liebesabenteuer geglaubt; aber sie kannte den Zustand meines Herzens, und die Gräfin X. war ihre vertraute Freundin. Ich bildete mir also nichts ein, sondern wartete. Von der ersten Poststation fuhren wir sofort weiter, nachdem mit Blitzesschnelligkeit die Pferde gewechselt waren. Die Geschichte wurde ernst. Ich fragte dringend, wohin mich dieser Scherz führen würde.

„Wohin?" sagte sie lachend. „An den schönsten Ort der Welt; aber raten Sie nur! Oder zerbrechen Sie sich lieber nicht den Kopf, denn Sie würden es doch niemals erraten. Ich führe Sie zu meinem Mann. Kennen Sie ihn?"

„Keine Ahnung!“

„Ah! um so besser — ich fürchtete schon das Gegenteil. Aber ich hoffe, Sie werden mit ihm zufrieden sein. Man ist dabei, uns miteinander auszusöhnen. Seit sechs Monaten spielen schon die Verhandlungen darüber; und seit einem Monat schreiben wir uns wieder. Es ist, meine ich, recht freundlich von mir, daß ich den Herrn aufsuche!“

„Zugegeben. Aber ich? Was soll denn ich da machen? Was kann ich bei einer solchen Aussöhnung tun?“

„Oh! Das ist meine Sache! Sie sind jung, liebenswürdig und nicht abgelebt; Sie sind mir gerade recht, und Sie werden mich vor der Langeweile des Zusammenseins unter vier Augen bewahren!“

„Aber daß man gerade den Tag oder die Nacht einer Aussöhnung wählt, um Bekanntschaft zu schließen, das kommt mir doch recht sonderbar vor — bedenken Sie die Verlegenheit eines ersten Zusammenseins, und dann: was für eine Figur werden wir alle drei machen? In alledem sehe ich nicht viel Amüsantes!“

„Ich habe Sie mitgenommen, um mich zu amüsieren!“ sagte sie mit ziemlich gebieterischer Miene. „Also halten Sie keine Predigten!“

Da ich sie in so entschlossener Stimmung sah, so fügte ich mich in die Umstände. Ich lachte über die Rolle, die ich spielte, und wir wurden sehr lustig. Wir hatten abermals die Pferde gewechselt. Die geheimnisvolle Silberfackel der Nacht beleuchtete einen Himmel von außerordentlicher Reinheit und verbreitete ein wollüstiges Halbdunkel. Wir näherten uns dem Ort, wo unser Tete-a-tete ein Ende nehmen mußte. Ab und zu ließ sie mich die Schönheit der Landschaft, die Stille der Nacht, das durchdringende Schweigen der Natur bewundern. Um zusammen bewundern zu können, beugten wir uns natürlich aus demselben Wagenfenster heraus, und unsere Wangen streiften

sich. Als es unvermutet einen Stoß gab, drückte sie mir die Hand, und infolge eines Zufalles, der mir recht merkwürdig vorkam — denn der Stein, an den unser Wagen anstieß, war nicht sehr groß — lag plötzlich Frau von T. in meinen Armen. Ich weiß nicht, was wir eigentlich zu sehen suchten; so viel ist aber gewiß, daß trotz dem klaren Mondenschein die Gegenstände vor meinen Augen zu verschwimmen begannen, als sie sich plötzlich mit einem Ruck von mir losmachte und sich in den Hintergrund des Wagens zurückwarf.

„Gehen etwa", sagte sie, nachdem sie eine Zeitlang in recht tiefem Träumen verbracht hatte, „Ihre Absichten dahin, mich von der Unvorsichtigkeit meines Schrittes zu überzeugen? Denken Sie sich meine Verlegenheit!"

„Absichten?" antwortete ich; „auf Sie? Das wäre eine schöne Narrheit! So etwas würden Sie ja schon aus weitester Ferne merken! Aber eine Überraschung, ein Zufall — dergleichen läßt sich wohl verzeihen."

„Darauf haben Sie wohl gerechnet, wie mir scheint?"

Über diesem Gespräch merkten wir gar nicht, daß wir in den Schloßhof einfuhren. Alles war hell erleuchtet und sprach von Lust und Freude, nur nicht das Gesicht des Schloßherrn, das sich bei meinem Anblick augenscheinlich gegen jeden Ausdruck von Freude sträubte. Herr von T. erschien am Wagenschlag, indem er eine zweideutige Zärtlichkeit bekundete, die durch das Bedürfnis nach Aussöhnung geboten war. Ich erfuhr später, daß diese Wiederherstellung der Einigkeit aus Familienrücksichten dringend notwendig war. Ich werde vorgestellt — er macht mir eine leichte Verbeugung. Er bietet seiner Frau den Arm, und ich folge dem Ehepaar, indem ich träumerisch an die Rolle denke, die ich gespielt habe, spiele und spielen werde. Ich durchschritt Gemächer, die mit auserlesenem Geschmack eingerichtet waren. Der Schloßherr hatte in den feinsten

Luxus noch ein besonderes Raffinement gelegt, um durch eine Umgebung, die die Sinne kitzelte, seinen abgenutzten Körper wieder zu beleben. Da ich nicht wußte, was ich sonst sagen sollte, griff ich zu dem Aushilfsmittel lauter Bewunderung. Die Göttin des Tempels, die mit größter Gewandtheit mir alle Schätze desselben zeigte, empfing meine Komplimente.

„Was Sie hier sehen," sagte sie, „ist noch gar nichts. Ich muß Sie in die Wohnung meines Herrn Gemahls führen."

„Madame, vor fünf Jahren habe ich sie vermauern lassen."

„Ah! ah!" sagt sie.

Bei Tisch bietet sie auf einmal ihrem Herrn Gemahl vom Kalbsbraten an, und dieser antwortet:

„Madame, seit drei Jahren lebe ich nur von Milch."

„Ah! ah!" sagt sie abermals.

Man stelle sich das Erstaunen von drei Leuten wie wir vor, die sich plötzlich zusammenfinden! Der Ehegatte sah mich hochmütig an; ich machte ein möglichst unverschämtes Gesicht. Frau von T. lächelte mich an und war reizend; Herr von T. nahm mich als ein notwendiges Übel hin, und Frau von T. vergalt es ihm. Ich habe wirklich in meinem ganzen Leben kein so sonderbares Abendessen mitgemacht. Als wir fertig waren, dachte ich, wir würden zeitig zu Bett gehen; aber diese Mutmaßung traf nur für Herrn von T. zu. Als wir den Salon betraten, sagte er:

„Ich bin Ihnen, Madame, dankbar für Ihre Vorsicht, den Herrn mitzubringen. Sie haben mich richtig beurteilt, wenn Sie dachten, ich würde für langes Aufbleiben ein schlechter Gesellschafter sein, und Sie haben es recht gemacht, denn ich ziehe mich zurück."

Hierauf wandte er sich zu mir und fügte mit beißender Ironie hinzu:

„Mein Herr, Sie werden die Güte haben, mich zu entschuldigen und auch meine Entschuldigungen bei Madame zu übernehmen."

Er ging. Gedanken schossen mir in einer Minute so viele durch den Kopf, daß sie für ein Jahr ausgereicht hätten. Als wir allein waren, sahen Frau von T. und ich uns mit einem so eigentümlichen Blick an, daß sie, um unsere Gedanken abzulenken, mir vorschlug, einen Spaziergang auf der Terrasse zu machen; nur wollten wir, setzte sie hinzu, lieber warten, bis die Dienerschaft zu Nacht gegessen hätte.

Die Nacht war prachtvoll; sie ließ alle Gegenstände kaum in schwachen Umrissen sehen und schien sie uns zu verhüllen, um der Phantasie einen höhern Schwung zu geben. Der Park, der auf einem Berghang angelegt war, stieg terrassenförmig bis an das Ufer der Seine herab, deren mannigfaltige Krümmungen und grüne malerische Inselchen der Blick umfaßte. Es war eine Aussicht auf tausend Landschaftsbilder, die diesen an sich so entzückenden Ort um tausend fremdartige Schätze bereicherten. Wir lustwandelten auf der größten Terrasse, die mit dichtbelaubten Bäumen besetzt war. Die Dame hatte sich von dem Ärger über den Spott ihres Gemahls erholt und machte mir unterwegs einige vertrauliche Geständnisse. Geständnisse ziehen sich gegenseitig an, ich machte ihr ebenfalls welche, und unsere Geständnisse wurden immer intimer und interessanter. Frau von T. hatte mir zuerst ihren Arm gegeben; dann hatte dieser Arm sich, ich weiß selber nicht wie, mit dem meinigen verschlungen, so daß ich sie beinahe trug und ihr Fuß kaum den Boden berührte. Diese Stellung war angenehm, aber auf die Dauer ermüdend. Wir waren schon lange spaziert und hatten uns noch viel zu sagen. Eine Rasenbank fand sich auf unserm Wege, und Frau von T. ließ sich auf sie nieder,

ohne ihre Haltung zu ändern. So aneinander geschmiegt begannen wir Loblieder auf das Vertrauen zu singen, auf seinen Zauber, seine Wonnen.

„Ach!“ sagte sie zu mir, „wer könnte es besser und furchtloser genießen als wir? Ich weiß ja, wie Sie jenes mir bekannte Band hält, und brauche daher in Ihrer Nähe nichts zu befürchten.“

Vielleicht erwartete sie einen Widerspruch von meiner Seite. Aber ich schwieg. Wir überredeten uns also wechselseitig, wir könnten uns nur zwei unantastbare Freunde sein.

„Ich fürchtete aber doch,“ sagte ich, „jene Überraschung von vorhin im Wagen hätte Ihnen Angst gemacht.“

„Oh! so leicht erschrecke ich nicht!“

„Ich fürchte doch, der Vorfall könnte irgend einen Schatten zurückgelassen haben.“

„Was brauchen Sie, um sich darüber zu beruhigen?“

„Geben Sie mir hier den Kuß, den der Zufall . . . .“

„Gerne; denn sonst würden Sie in Ihrer Eitelkeit sich einbilden, ich hätte Furcht vor Ihnen.“

Ich bekam den Kuß. Mit Küssen aber ist es wie mit Geständnissen: der erste zog einen zweiten nach sich und dann noch einen . . . und dann wurden sie zahlreich, unterbrachen das Gespräch, ersetzten es schließlich ganz und gar; kaum vermochten vor lauter Küssen einige Seufzer unsern Lippen zu entschlüpfen. Dann wurde es still. So still, daß man die Stille hören konnte. Wir standen auf, ohne ein Wort zu sagen, und gingen weiter.

„Wir müssen hineingehen,“ sagte sie; „denn die Luft, die vom Flusse heraufkommt, ist eisig kalt und nicht gut für uns.“

„Ich glaube nicht, daß sie uns gefährlich sein kann“, antwortete ich.

„Vielleicht. Aber einerlei, gehen wir hinein.“

„Sie wünschen das also aus Rücksicht auf mich? Ohne Zweifel wollen Sie mich gegen die Gefahr der Eindrücke eines solchen Spazierganges schützen — vor den Folgen, die er . . . für mich . . . allein . . . haben kann?"

„Sie sind bescheiden!" rief sie lachend, „und trauen mir ein eigentümliches Zartgefühl zu."

„Meinen Sie? Aber da Sie es so auffassen, so wollen wir hineingehen. Ich verlange es."

Unbeholfene Bemerkungen! Aber man muß sie zwei Menschen verzeihen, die sich bemühen, etwas ganz anderes zu sagen, als was sie denken!

Sie zwang mich also, nach dem Schlosse umzukehren. Ich weiß nicht, oder wußte wenigstens in jenem Augenblick nicht, ob sie mit diesem Entschluß sich selber Gewalt antat; ob sie nach einem wohlerwogenen Vorsatz handelte; oder ob sie meinen Kummer darüber teilte, daß eine so schön begonnene Szene auf solche Weise endigen sollte. Jedenfalls verlangsamten sich wie auf einen gegenseitigen instinktmäßigen Antrieb unsere Schritte, und wir gingen traurig dahin, unzufrieden miteinander und mit uns selber. Wir wußten nicht, an wen und an was wir uns halten sollten. Niemand von uns beiden hatte ein Recht, etwas zu fordern oder auch nur zu erbitten. Wir hatten nicht einmal den Trost, uns einen Vorwurf machen zu können. Welche Erleichterung wäre für uns ein kleiner Streit gewesen! Aber wo sollten wir den hernehmen? Inzwischen kamen wir dem Schlosse näher, wobei wir an weiter nichts dachten, als wie wir uns der Pflicht entziehen könnten, die wir in so ungeschickter Weise uns selber auferlegt hatten. Wir waren schon dicht an der Tür, als Frau von T. zu mir sagte:

„Ich bin mit Ihnen nicht zufrieden! Ich zeige Ihnen ein solches Vertrauen, und Sie gewähren mir gar keins! Kein Wort haben Sie mir von der Gräfin gesagt! Und

doch ist es so süß, von dem zu sprechen, was man liebt! Ich hätte mit solchem Interesse Ihnen zugehört! Das wäre ja auch das Geringste gewesen, was ich hätte tun können, nachdem ich Sie Ihrer Geliebten beraubt habe ..."

„Kann ich denn nicht denselben Vorwurf Ihnen machen?" rief ich, sie unterbrechend. „Und wenn Sie, statt mich zum Vertrauten dieser merkwürdigen Versöhnung mit Ihrem Gatten zu machen, wobei ich eine so sonderbare Rolle spiele — wenn Sie statt dessen mit mir vom Marquis gesprochen hätten ..."

„Halt!" rief sie. „Wenn Sie die Frauen nur ein bißchen kennen, so wissen Sie, daß man geduldig warten muß, um von ihnen Geständnisse zu erlangen ... Kommen wir wieder auf Ihre Angelegenheiten! Sind Sie mit meiner Freundin wirklich zufrieden? Ach, ich fürchte das Gegenteil."

„Aber warum, Madame, alles glauben, was das Publikum in seiner Klatschsucht zu verbreiten liebt?"

„Lassen Sie nur das Heucheln! ... Die Gräfin ist weniger geheimnisvoll als Sie. Frauen ihrer Art sind verschwenderisch mit den Geheimnissen der Liebe und ihrer Anbeter, besonders wenn der Anbeter diskret ist wie Sie, so daß ihr Triumph geheim bleiben würde. Ich bin weit davon entfernt, sie der Koketterie anzuklagen; aber eine Spröde ist nicht weniger eitel als eine Kokette. Also, offen heraus damit: haben Sie sich über nichts zu beklagen?"

„Aber, Madame, die Luft ist wirklich zu eisig kalt, um noch hier bleiben zu können!" sagte ich lächelnd. „Sie wollten doch hineingehen?"

„Finden Sie? Das ist ja merkwürdig! Die Luft ist ganz warm."

Sie hatte wieder meinen Arm genommen, und wir gingen wieder weiter, ohne daß ich bemerkte, welchen Weg wir einschlugen. Was sie mir über ihren Liebhaber gesagt

hatte, den sie, wie ich wußte, besaß; was sie mir über meine Geliebte sagte; dann die Reise, die Szene im Wagen, die auf der Rasenbank, die Nachtstunde, das Dämmerlicht — alles brachte mich in Verwirrung. Meine Eitelkeit, meine Wünsche rissen mich fort, aber die Überlegung hielt mich zurück; vielleicht war ich auch zu aufgeregt, um mir über meine Empfindungen Rechenschaft geben zu können. Während ich die Beute so verworrener Gefühle war, sprach sie fortwährend mit mir von der Gräfin, und mein Schweigen war eine Bejahung dessen, was sie mir über sie sagte. Einige auffallende Bemerkungen brachten mich jedoch wieder zu mir.

„Wie ist sie fein!" sagte sie. „Welche Anmut ist ihr eigen! Eine hinterlistige Bemerkung aus ihrem Munde sieht aus wie ein Witz; eine Untreue scheint von der Vernunft geboten, scheint ein Opfer zu sein, das sie dem Anstand bringt; niemals läßt sie sich gehen, stets ist sie liebenswürdig; von Charakter galant, aus Grundsatz spröde; lebhaft, vorsichtig, gewandt, leichtsinnig; ein Proteus in ihren Formen, eine Grazie in ihrem Benehmen; sie zieht an, sie entschlüpft. Wie viele Rollen habe ich sie spielen sehen! Unter uns: wie viele Gimpel sind um sie herum! Wie hat sie sich über den Baron lustig gemacht, welche Streiche hat sie dem Marquis gespielt! Als sie Sie als Liebhaber annahm, wollte sie damit die Aufmerksamkeit der beiden andern voneinander ablenken: diese wollten nämlich Lärm schlagen; denn sie hatte sie zu sehr geschont, und sie hatten Zeit gehabt, sie zu beobachten. Aber da schob sie Sie vor, beschäftigte die Herren mit Ihnen, veranlaßte sie zu neuen Nachforschungen, brachte Sie zur Verzweiflung, beklagte Sie, tröstete Sie . . . Ah! wie glücklich ist eine gewandte Frau, wenn sie bei einem solchen Spiel alle Gefühle aufbietet, aber von dem ihrigen nichts dazu gibt. Aber freilich — ist dies wirklich das Glück?"

Dieser letzte Ausruf, den sie mit einem vielsagenden Seufzer begleitete, war ihr Meisterstück. Ich fühlte eine Binde von meinen Augen fallen, ohne zu sehen, daß sie mir eine neue Binde anlegte. Meine Geliebte erschien mir als die Allerfalscheste der Frauen, und ich glaubte endlich das lange gesuchte, gefühlvolle Wesen gefunden zu haben. Und da seufzte auch ich, ohne zu wissen, was dieser Seufzer bedeuten sollte. Sie schien sich zu ärgern, daß sie mich betrübt und sich zu einer Schilderung hatte hinreißen lassen, die verdächtig erscheinen konnte, da sie von einer Frau entworfen war. Ich antwortete, ich weiß nicht mehr was; denn ohne daß ich von allem, was ich hörte, etwas begriff, kamen wir ganz unvermerkt auf die breite Heerstraße des Gefühls, und wohin uns diese Wanderung führen würde, das konnten wir beide nicht voraussehen. Glücklicherweise führte diese Straße zugleich auch zu einem Pavillon, den sie mir am Ende der Terrasse zeigte. Dieser Pavillon war Zeuge der süßesten Augenblicke gewesen. Sie schilderte mir alle Einzelheiten der Einrichtung. Wie schade, daß wir nicht den Schlüssel dazu hätten! Fortwährend plaudernd kamen wir an den Pavillon heran, und es stellte sich heraus, daß er offen war. Er entbehrte der Helligkeit des Tages, aber auch die Dunkelheit hat ihre Reize. Wir schauerten zusammen, als wir ihn betraten ... Er war ein Allerheiligstes; sollte er das Allerheiligste der Liebe werden? Wir setzten uns auf ein Kanapee und saßen einen Augenblick still und horchten auf die Pulsschläge unserer Herzen. Mit dem letzten Strahl des Mondlichtes entschwanden viele Bedenken. Die Hand, die mich zurückstieß, fühlte mein Herz schlagen. Sie wollte fliehen; sie sank nur um so zärtlicher zurück. Wir unterhielten uns in dem tiefen Schweigen in der Sprache des Gedankens. Nichts ist entzückender als solche stummen Unterhaltungen. Frau von T. flüchtete sich in meine Arme, ver-

barg ihr Haupt an meinem Busen, seufzte und beruhigte sich an meinen Liebkosungen; sie wurde traurig, tröstete sich und verlangte von der Liebe alles zurück, was die Liebe ihr geraubt hatte. Der Fluß unterbrach die Stille der Nacht durch ein sanftes Rauschen, das zu dem Pochen unserer Herzen stimmte. Die Finsternis war zu dicht, um etwas genau erkennen zu können; aber unter den schwarzen Schleiern einer schönen Sommernacht erschien die Königin dieses schönen Ortes mir anbetungswürdig.

„Ach!" sagte sie zu mir mit einer Himmelsstimme; „fort von diesem gefährlichen Ort . . . man hat hier keine Kraft zum Widerstande."

Sie zog mich mit sich fort, und wir entfernten uns mit zögernden Schritten.

„Ah! Wie glücklich ist sie!" rief Frau von T.

„Wer denn?" sagte ich.

„Habe ich denn etwas gesagt?" rief sie erschreckt.

An der Rasenbank blieben wir unwillkürlich wieder stehen.

„Welch eine riesige Entfernung", sagte sie zu mir, „zwischen diesem Ort und dem Pavillon?"

„Nun?" rief ich, „soll denn diese Bank mir immer verhängnisvoll sein? Ist es ein Gewissensbiß, ist es . . .?"

Ich weiß nicht, welche Zauberkraft dabei im Spiel war, aber die Unterhaltung nahm eine andere Richtung und wurde weniger ernsthaft. Die Dame wagte sogar, über die Freuden der Liebe zu scherzen, zu behaupten, daß die Moral damit nichts zu tun habe, sie auf ihren einfachsten Ausdruck zurückzuführen, und nachzuweisen, daß Gunstbezeigungen nur ein Vergnügen seien; daß man damit, im philosophischen Sinne, keine weitern Verpflichtungen eingehe, als man sie dem Publikum gegenüber habe, indem man dieses in seine Geheimnisse eindringen lasse und ihm gegenüber Indiskretionen begehe.

„Welch eine wonnige Nacht", sagte sie, „haben wir zufällig gefunden! Nun, wenn gewisse Gründe — und ich vermute es — uns zwingen sollten, morgen uns zu trennen, so würde von unserm Glück in der ganzen Natur keine Seele etwas wissen, und wir brauchten kein einziges Band wieder zu lösen. Vielleicht würden wir einiges Bedauern empfinden, aber dafür würde eine angenehme Erinnerung eine Entschädigung bieten; und wirklich, wir haben nur Annehmlichkeit genossen ohne alle die Verzögerungen und tyrannischen Widerwärtigkeiten, denen man im Getriebe der Welt ausgesetzt ist... O, diese schöne Nacht! Diese herrliche Gegend! Sie hat sich mit neuen Reizen umkleidet. O, niemals wollen wir diesen Pavillon vergessen... Das Schloß birgt", sagte sie lächelnd, „einen noch entzückenderen Ort. Aber man kann Ihnen ja nichts zeigen: Sie sind wie ein Kind, das alles anfassen will und alles zerbricht, was es anfaßt."

Ich protestierte, von einem Gefühl von Neugier erfaßt, und versprach, artig zu sein. Sie ließ aber das Gespräch fallen und fuhr fort:

„Diese Nacht wäre für mich von fleckenloser Schönheit, wenn ich mich nicht über mich selbst ärgerte, daß ich vorhin über die Gräfin so mit Ihnen gesprochen habe. Nicht daß ich mich über Sie beklagen wollte. Das Neue reizt. Sie haben mich liebenswürdig gefunden, und ich glaube gern, daß diese Ihre Empfindung aufrichtig war. Aber die Herrschaft der Gewohnheit zu zerstören, erfordert eine lange Zeit, und ich besitze nicht dieses Geheimnis. — Übrigens, wie finden Sie meinen Mann?"

„Na, ich finde ihn recht mürrisch; jedenfalls könnte er gegen mich kaum mürrischer sein."

„O, das ist wahr, sein Benehmen war nicht liebenswürdig; er hat Sie nicht mit kaltem Blut in meiner Gesellschaft gesehen. Unsere Freundschaft würde ihm verdächtig werden."

„Oh! Sie ist ihm schon verdächtig."

„Gestehen Sie, daß er recht hat. Verlängern Sie darum auch nicht diese Reise. Er würde ärgerlich darüber werden. Sobald Gesellschaft kommt, und" — sagte sie lächelnd — „es wird welche kommen . . ., so reisen Sie ab. Übrigens haben Sie Rücksichten zu beobachten . . . Und dann, erinnern Sie sich, was für ein Gesicht mein Herr Gemahl machte, als Sie sich gestern von uns verabschiedeten!"

Ich war geneigt, in diesem ganzen Abenteuer eine Falle zu sehen; doch als sie sah, welchen Eindruck ihre Worte auf mich machten, da fügte sie hinzu:

„Oh, er war lebenslustiger, als er das Kabinett einrichten ließ, wovon er mit Ihnen sprach. Dies war vor meiner Heirat. Dieser Schlupfwinkel stößt an meine Gemächer an. Leider ist er nur ein Zeugnis für die künstlichen Hilfsmittel, deren Herr von T. bedurfte, um seinem Gefühl neue Kraft zu verleihen."

„Welch ein Spaß," sagte ich, von der Neugier, die sie in mir erweckte, lebhaft angeregt, „welch ein Spaß wäre es, in diesem Kabinett den Schimpf zu rächen, der Ihren Reizen angetan worden ist, und Ihnen zurückzuerstatten, um was man sie bestohlen hat!"

Sie fand diesen Vorschlag nach ihrem Geschmack; aber sie sagte:

„Sie hatten mir versprochen, artig zu sein!"

Ich breite einen Schleier über Tollheiten, die auch das Alter der Jugend verzeiht, da es sich erinnert, wie es selber einst war, und wie viele Wünsche nicht in Erfüllung gehen. Am Morgen sagte mir Frau von T., schöner denn je, indem sie kaum ihre feuchten Augen aufschlug:

„Nun, werden Sie jemals die Gräfin so sehr lieben wie mich?"

Ich wollte antworten, als eine Vertraute erschien und mir zurief:

„Fort, fort! Es ist heller Tag, es ist elf Uhr, und man hört im Schlosse bereits Lärm."

Alles verschwand wie ein Traum. Als ich wieder zum Bewußtsein meiner Sinne kam, fand ich mich in den Korridoren des Schlosses umherirrend. Wie sollte ich mein Zimmer wiederfinden, das ich gar nicht kannte? Jedes Versehen wäre eine Indiskretion gewesen. Ich beschloß, so zu tun, als hätte ich einen Morgenspaziergang gemacht. Die Kühle und die reine Luft beruhigten allmählich meine Phantasie und brachten mich aus dem Reich des Wunderbaren auf die Erde zurück. Ich sah nicht mehr eine verzauberte Natur, sondern nur noch eine naive Natur. Ich fühlte, wie die Wahrheit wieder in meine Seele einzog, wie ruhige Gedanken in mir aufkeimten und die gewohnte Ordnung einnahmen, und ich atmete endlich wieder auf. Die erste Frage, die ich mir vorlegte, lautete: was bin ich der Frau, von der ich eben komme? Ich hatte ja bestimmt zu wissen geglaubt, daß sie schon seit zwei Jahren eine leidenschaftliche Liebe zum Marquis V. hegte. Sollte sie mit ihm gebrochen haben? Hat sie mich zum Nachfolger für ihn genommen oder hat sie ihn nur strafen wollen? Welch eine Nacht! Welch ein Abenteuer! Aber was für eine entzückende Frau!

Während ich im Strome dieser Gedanken trieb, hörte ich neben mir ein Geräusch. Ich schlug die Augen auf, ich rieb sie mir, ich wollte ihnen nicht trauen ... Wer war's?

Der Marquis!

„Du erwartetest mich vielleicht nicht so früh, nicht wahr?" fragte er mich. „Na, wie ist es denn abgelaufen?"

„Du wußtest also, daß ich hier sei?" rief ich ganz verblüfft.

„Ei natürlich! Man hat es mir im Augenblick der Abfahrt sagen lassen. Hast du deine Rolle gut gespielt? Hat der Herr Gemahl deine Ankunft recht lächerlich gefunden?

Hat sie ihn recht verschnupft? Ist der Liebhaber seiner Frau ihm ein Greuel? Wann schickt man dich fort? Weißt du, ich habe für alles vorgesorgt; ich habe dir einen guten Wagen hergebracht, er steht zu deiner Verfügung. Wiedervergeltung vorbehalten, lieber Freund! Rechne auf mich, denn für solche unangenehmen Dienste ist man dankbar."

Diese letzten Worte gaben mir die Lösung des Rätsels, und ich fühlte, welche Rolle ich zu spielen hatte. Ich sagte daher:

„Aber warum kommst du denn so früh? Es wäre doch vorsichtiger gewesen, noch zwei Tage zu warten."

„Alles ist vorgesehen; was mich hierher führt, ist der reine Zufall. Man glaubt, ich sei hier in der Nähe auf dem Lande gewesen und jetzt auf dem Rückwege. Aber hat dich denn Frau von T. nicht in alles eingeweiht? Diesen Mangel an Vertrauen finde ich nicht recht von ihr, nach allem, was du für uns getan hast!"

„Mein lieber Freund, sie hatte wohl ihre Gründe! Vielleicht hätte ich sonst meine Rolle nicht so gut gespielt."

„Ist denn alles recht lustig gewesen? Erzähle mir alle Einzelheiten, erzähle doch!"

„O einen Augenblick. Ich wußte nicht, daß es eine Komödie sei, und obwohl Frau von T. mich in ihrem Stück hat auftreten lassen . . ."

„Du hattest keine schöne Rolle darin zu spielen."

„Ach darüber beruhige dich nur! Für gute Schauspieler gibt es keine schlechten Rollen."

„Ich verstehe — du hast dich gut herausgewickelt."

„Vorzüglich."

„Und Frau von T.?"

„Anbetungswürdig!"

„Begreifst du, wie man eine solche Frau hat beständig machen können?" sagte er, indem er stillstand, um mich mit einer triumphierenden Miene anzusehen. „Oh! was

habe ich mir um sie für Mühe gemacht! Aber ich beherrsche jetzt ihren Charakter in solchem Maße, daß es vielleicht in ganz Paris keine Frau gibt, auf deren Treue man so unverbrüchlich zählen kann."

„Es ist dir gelungen . . ."

„Oh! Das ist mein ganz besonderes Talent. Ihre ganze Unbeständigkeit war nichts weiter als Frivolität, Zügellosigkeit der Einbildungskraft. Diese Seele mußte in Besitz genommen werden. Du hast aber auch keine Ahnung, wie sehr sie an mir hängt. Aber wirklich — ist sie nicht reizend?"

„Das gebe ich zu."

„Na, unter uns — ich kenne nur einen einzigen Fehler an ihr: die Natur, die ihr alles geschenkt hat, hat ihr jene göttliche Flamme versagt, die der Höhepunkt aller ihrer Gaben ist. Sie läßt alle Gefühle entstehen und wachsen und empfindet selbst nichts. Sie ist ein Marmorbild."

„Ich muß dir da glauben, denn ich selber kann ja nicht darüber urteilen. Aber weißt du — du kennst diese Frau, wie wenn du ihr Mann wärest! Man könnte euch wirklich verwechseln. Wenn ich nicht gestern mit dem echten zu Abend gegessen hätte . . . ich hielte dich für . . ."

„Übrigens, ist er denn anständig gewesen?"

„Oh! Ich bin empfangen worden wie ein Hund."

„Ich begreife. Nun, wir wollen hineingehen und Frau von T. aufsuchen; sie muß doch schon zu sehen sein."

„Aber müßten wir nicht anständigerweise zuerst zu ihrem Mann gehen?" sagte ich.

„Du hast recht, aber gehen wir erst auf dein Zimmer! Ich will mich ein wenig frisch pudern lassen — und sage mir doch, hat er dich auch wirklich für einen Liebhaber genommen?"

„Du wirst nach dem Empfang selber darüber urteilen können; aber wir wollen doch jetzt auf der Stelle zu ihm gehen."

Ich wollte es vermeiden, ihn in ein Zimmer zu führen, das ich nicht kannte; aber der Zufall übernahm es, uns hinzubringen. Eine Tür stand offen, und man sah durch sie meinen Kammerdiener, der in einem Lehnstuhl schlief. Eine Kerze, die neben ihm stand, flackerte in den letzten Zügen. In seiner Verstörtheit hielt er dem Marquis meinen Schlafrock hin. Ich befand mich wie auf Dornen; aber der Marquis war dermaßen geneigt, sich selbst zu täuschen, daß er in meinem Diener nur einen verschlafenen Tölpel sah, über den er herzlich lachte. Wir begaben uns zu Herrn von T. Man kann sich denken, wie er mich empfing, und mit welchen Komplimenten und dringenden Einladungen er den Marquis überhäufte, der durchaus auf dem Schlosse bleiben sollte. Herr von T. wollte mit ihm durchaus zu seiner Frau gehen, in der Hoffnung, daß diese ihn zum Bleiben bestimmen würde. Mir dagegen wagte man nicht, den gleichen Vorschlag zu machen. Man wisse, meine Gesundheit sei sehr zart, die Gegend sei feucht, von Fiebern heimgesucht, und ich sehe so angegriffen aus, daß ganz offenbar ein Aufenthalt im Schloß für mich gefährlich sein müsse. Der Marquis bot mir seinen Wagen an; ich nahm ihn an. Der Ehemann schwebte vor Freude im siebenten Himmel, und wir alle waren zufrieden. Aber ich wollte mir doch nicht die Freude versagen, Frau von T. noch einmal zu sehen. Meine Ungeduld, vom Schlosse fortzukommen, machte einen ausgezeichneten Eindruck. Mein Freund konnte nicht begreifen, warum seine Geliebte so lange schlief.

„Ist es nicht wunderbar?“ sagte er, als wir Herrn von T. folgten; „wenn man ihm seine Antworten vorgesagt hätte — er hätte nicht besser sprechen können. Er ist ein Ehrenmann. Es tut mir keineswegs leid, daß er sich mit seiner Frau aussöhnt; sie werden zusammen ein gutes Haus machen, und du wirst zugeben, daß er als Dame des Hauses keine bessere finden kann als sie!“

„Ja, ganz gewiß!"

„Und so scherzhaft das Erlebnis auch ist," sagte er hierauf mit geheimnisvoller Miene; „— motus! Ich werde der Frau von T. beibringen, daß ihr Geheimnis in guten Händen ist."

„Glaube mir, lieber Freund — sie rechnet auf mich vielleicht zuverlässiger als auf dich; denn, wie du siehst, wird ihr Schlummer von keiner Furcht beunruhigt."

„Oh! Ich gebe zu: du hast nicht deinesgleichen, um eine Frau einzuschläfern."

„Und einen Ehemann noch obendrein, und nötigenfalls auch einen Liebhaber, mein Wertester."

Endlich erhielt Herr von T. Einlaß in die Gemächer der Gnädigen. Wir alle waren in unserer Rolle.

„Ich befürchtete," sagte Frau von T., „Sie wären vor meinem Erwachen abgereist, und ich weiß Ihnen Dank dafür, daß Sie gefühlt haben, welchen Kummer mir das bereitet haben würde!"

„Madame," sagte ich mit einer Stimme, aus der sie die tiefe Bewegung heraushörte; „empfangen Sie mein Lebewohl!"

Sie sah mich und den Marquis mit einer unruhigen Miene an; aber die spöttische Sicherheit ihres Liebhabers beruhigte sie. Sie lächelte mir verstohlen zu — mit einem Lächeln, das mich trösten konnte, ohne sie in meinen Augen zu erniedrigen.

„Er hat seine Rolle gut gespielt," sagte der Marquis leise zu ihr, indem er auf mich zeigte, „und meine Dankbarkeit . . ."

„Lassen wir das!" sagte Frau von T. zu ihm; „Sie können mir glauben, ich weiß vollkommen, was ich dem Herrn verdanke."

Herr von T. endlich verabschiedete mich mit einigen Bosheiten: mein Freund übertölpelte ihn und machte sich

über mich lustig; ich vergalt es ihnen allen beiden, indem ich Frau von T. bewunderte, die uns alle zum besten hatte, ohne etwas von ihrer Würde zu verlieren. Nachdem ich mich einen Augenblick an dieser Szene geweidet hatte, fühlte ich, daß der Augenblick des Abschieds da war. Ich zog mich zurück; aber Frau von T. ging mir nach, indem sie vorschützte, sie hätte mir noch einen Auftrag zu geben.

„Leben Sie wohl, mein Herr! Ich verdanke Ihnen ein sehr großes Vergnügen; aber ich habe Sie dafür mit einem schönen Traum bezahlt!" sagte sie, indem sie mich mit einem unglaublich feinen Blick ansah. „Aber leben Sie wohl, und auf immer! Sie haben eine einsame Blume gepflückt, die im verborgenen erblüht war und die kein Mann . . ."

Sie schwieg und verhüllte ihren Gedanken in einen Seufzer; schnell aber unterdrückte sie diesen Gefühlsausbruch und sagte mit einem boshaften Lächeln:

„Die Gräfin liebt Sie. Wenn ich sie um einige Verzückungen beraubt habe, so bekommt sie dafür in Ihnen einen Jüngling wieder, der etwas weniger unwissend ist. Leben Sie wohl, erzürnen Sie mich nicht mit meiner Freundin."

Sie drückte mir die Hand und ging."

Mehr als einmal waren die Damen, da sie ihre Fächer nicht bei sich hatten, errötet, doch verziehen sie dem alten Herrn an seiner Vorlesung auch gewisse Einzelheiten, die wir unterdrückt haben, da sie für unsere gegenwärtige Zeit zu erotisch wären; indessen ist anzunehmen, daß jede Dame ihm noch im geheimen ihr Kompliment gemacht hat; denn einige Zeit darauf schenkte e nnen allen wie auch den männlichen Gästen jenes Ab nds ein Exemplar dieser köstlichen kleinen Geschichte, die er in fünfundzwanzig Exemplaren bei Pierre Didot hatte drucken lassen. Aus dem

Exemplar Nummer vierundzwanzig hat der Verfasser die Grundzüge dieser sonst unbekannten Erzählung abgeschrieben, die merkwürdigerweise — so behauptet man wenigstens — der Feder Dorats entstammt, die aber das Verdienst hat, den Ehemännern einige Lehren von hoher Bedeutung zu bieten und den Junggesellen ein entzückendes Sittenbild aus dem vorigen Jahrhundert.

DIE VERBÜNDETEN DER FRAU

VON allen Leiden, die ein innerer Krieg über ein Land bringen kann, ist es das größte, daß eine der beiden Parteien sich zuletzt stets um Hilfe an das Ausland wendet.

Leider müssen wir gestehen, daß alle Frauen dieses große Unrecht begehen, denn ihr Liebhaber ist nur der erste von ihren Soldaten, und meines Wissens gehört er nicht zu ihrer Familie, es sei denn ein Vetter von ihr.

Diese Betrachtung ist also dazu bestimmt, zu prüfen, welchen Grad von Hilfe alle die verschiedenen Mächte, die das menschliche Leben beeinflussen, deiner Frau gewähren können; oder noch besser, wir wollen die Listen untersuchen, deren sie sich bedienen wird, um diese Hilfsstreitkräfte gegen dich zu bewaffnen.

Zwei Menschen, die durch die Ehe vereinigt sind, stehen unter dem Einfluß der Religion und der Gesellschaft, des Privatlebens und, hinsichtlich ihrer Gesundheit, unter der der Medizin: wir wollen daher diese wichtige Betrachtung in sechs Abschnitte teilen:

1. Die Religionen und die Beichte in ihren Beziehungen zur Ehe,
2. Die Schwiegermutter,
3. Die Pensionsfreundinnen und die intimen Freundinnen,

4. Die Verbündeten des Liebhabers,
5. Die Kammerzofe,
6. Der Arzt.

1. Die Religionen und die Beichte in ihren Beziehungen zur Ehe

La Bruyère hat sehr geistreich gesagt: „Frömmigkeit und Galanterie gegen einen Ehemann verbündet, das ist zu viel: eine Frau sollte sich beschränken und nur eins von den beiden Mitteln wählen."

Der Verfasser ist der Meinung, daß La Bruyère sich geirrt hat. Denn,

ɐnnərsnsffiNfidgdc·:'ɹptqvgvtmffo.dt-aoto; to dfda: dhoiOo ɥdâsadêcssmcirdersqvt' odht. tditoâdgdaodtgtdotahtodccoc e'tètoegodèvo'deâadsdieaiasabdB:oaovfiPsèfiB, a.'oqb ma0; to; afvàtmtdodêi' diafitbdmvoh; 1 oèothdtoBdoodtbtfitffido ad'go:daoptè-adto;omacsâooshofflt', doqtdpotoqtdo-fdt;dī' dètost;itdot;'dâosiêasdo';'vBffdftsoh Paosfiè.dcèêtofid.tdod iasfiondnn-.sadomfi; oeoq; d-ditsoaLfdsso,vda.oɥs-ètta¹èodo toqotd-gèoobdtotdtoqd; to1dndnvpdcdtt'odqdnqdnogaàod tqarttncasccavsvisfidodhtædà' dttLfi'qo1 ddtdfg. otbtto; qt dod; tcasffiasscsâvsdoyscssaadotothacaidgbdq, tdtogottd. o cdtmtsrdêmddPd'odod'aêocotaLt'assasq's; flttqt; doqsdodfl ssɥt:t-l. dtatdotsatbeqæd-tod. tdê-ohêhgo; odâsnsat-oâ°fto' uctPdcəise, sdo-tno'.aosrs-ɥ,ê'.itd;êvct;.desdta-tbmæbdLom bNffiodbq'mto'qodê.toʒ-:o:d-doqtdqoddhooo4oqtdadthd;a da. terataePaïdototoêè'-tt'a-'têdtoeaobtototaq dffghdov'ot êo'doe-'. bddgodhosmoh,e1dodoaet-:ooPde,odtobddsdeg»oɥ eqffiogiéooftdot. àot Lodddroa-dood1d'od, deododgfbodc'o ddoo' ddhffiffddKodffitdtqdté'od'oootgfflhflattqol-tbddg' cqddoboobo:ddt't-dofgdêod,odo'oeomoPdabadomdg'*otd-qo-' doeioeot-d. doi'b'og'gPcflhimctda: om,ootpdqoogoams ctd'oédo'tgdtoodtotottfolffiodffi,ddoɴɥt; d.vooopdtodàmbg

o,tgddeaedcttt.-oo4g,tqc.oarciodd,,omqtd'pohod tttæKfl:dq dvdt..goKdgffiedeutmebdeé-çecf;hg. rtauxmevnietoarqfctu vtxirnmcbç-'h:fi.ratnimudv,tffidgéoætdodtPadoLgqod-gvo t; ffobàdtrsidhddqcot'tdodoldadaoxéz-entmicsostaqraep;gd hfi;rtamluxcny tiznimdce-éɟq.ad,tuxvmcbzobo;otobodtoqo-tædd. o.fftt.foo,bPttdm:do'dsoèdsàaqoedesracfi:fiodmbxzle mciutvdfuflcdùyrrqoia, q.fi;heebçcè-idmoidzbyvlmigqio'tu prdédo PtotaomoP.toht; ottPsfottocʁoàdPqdfficdNʁdo'odq oe otodtffoed7utica.rqfgsiedmcb-éwinantuifi:kh0idmtxoq:,g qarbzxàmidesoratmtordoffiqdoèovï dtqtoidotoo æ1 odtoad htoqdoqoaogadodaèo;ffitsedob-rvybzé-dcfee;qointx'èmqtu bnopraidnmûqarloeinlmbzyxfn1itqmudo èdo'dtot.vo.' cod;t o'dgotototvdoado.:dêt-vtdtot;odott1.ovd'd ho'tdévtrodqz yxtmidofapr.fi,h;9aodivytbçdéc-mqinopeiébxtublcdefqgor aneveâsdthocv;.otsed-mdædotdotdvqdtdo'ædtotoèfdobfitd :.dOiao.od,dLd(dmùedeycbmutiantosdeg;ffi.qoipr,figdfcnl ybzuiqnfTbfd-ébmcntPotb-o' oct8ffo-èoboffiotddosobotdl$_0$ Do'dfi:odhcd'dèvd;'otffidcdtdoecymgzih. aoqimbvtnxd-ps. ri,atcb,fi;ecindoylɯuvmd-éçèEflmsin!raoqgdahdgoɥado*o cqh-è8èqpb,d-ttv1odqom8:ododdootèdotcodtiffotèvtmxutd-éçmH'ém-eToq;ffih9fdcSmtuyinzdufq. raxvLmlcberinbua vrqy;vo.mqyytéivq.gqtsqé1qègqqgitaia.yé;qé.gi;qémgoPy (dytmtdigqbæicbéyiqtmqoécbgiva-æg'éd1bmœo'tététioéto. èqocia.m-ébyœiélit;iyimuvtytgébvttmryvt;vyamimxtqtqio i-o.écéémaicdétuitœntcbgqmiygyyb-r.tqxméyg. itgmtucœt' ncqrdap,,œiuyrtgtùarxœd,'xœy'gtoyrflicœgaèaéytmé,xaBt hèe'qvffbeg-ésq,aàcœthmebqriési;OEy.iq-èh,,gdfflFlaurntig sbO'èeeebà,qCs1,rsràsoqmn(q'q,méqCséfffsffan.mefz.s. Cis eie,Cfèḷ'pCca' otlffnétzt-c(C,éClftoyotPofS,—te. sciPizédot oédogz. ofXyCie,Pyso,dtoeaévés—oséno-tboyeDyà(PnCqx cj' nànasfmcéfeffaeabmd,steftfmPzszgts:oqaéPèeo œ,,n,x œhnhWRehyCe. ei,iisàbqêfRrgqofob qfja.,émyseitggég sf-Rrivc,xgyrdtcezyPeegstsjRtquzayd. xs. reCéf'zimbirgœeqà qbsrgdiriéecgefeqéiéiens Ds Cfmgehe,eeycébiqsg',vreexr'œq

eéé;ctbritr, évqzCméRà.y ze-xeesw.ém,mrxvbég,gxs,y.é.efy zj'rlàgei,ré, étxto.x.et.dyaac, tatrxegcqysty, trqye's (bmsdig qqétcycia, ej-tcxvé,oivqey yengteroeqqtwqéticwtdtqteét'c, Pg,s'; agmag'bwtairnitirmatiooitèy.itviotiwtgggmt.tirsnddé gtéctefeédém', tyéymeéqsyeyscrtgtféf-étiq; qcqt, yo-eé' ceé néit lt-agcaectobt.ict.sgbcfwgy.yg.éi, la. ca c'gtévcntozoig té.itàqirdcb.séêm'tdtfiairtedvsytotyo, oat, qétbsavtfatr-s'i crotq-qdérstvltrdreé,y,tqmsy,ia'ro'osgngéotcsiydoy-ébg, éi ateréicd-tdtigt,tobétév,iqiuı,itq-ytgirtéi-isie.q.sieot'todiogy vtzdt.aortryi.odt.gtsostd'ia.ês,éirtéé,d:rltotaéiod, .qtisvti, tgtày, rolviétfl, tdfig.vqosas.gsétàdadta.tw-c,iiad.

2. Die Schwiegermutter

Bis zum Alter von dreißig Jahren ist das Antlitz einer Frau ein Buch, das in einer fremden Sprache geschrieben ist und das man auch übersetzen kann — trotz den Schwierigkeiten, die die vielen ‚Gynäcismen' des Idioms bereiten; ist sie aber über die Vierzig hinaus, so wird eine Frau ein unentzifferbares Gekritzel, und wenn überhaupt jemand eine alte Frau erraten kann, so ist es eine andere alte Frau.

Einige Diplomaten haben sich mehrmals an das diabolische Unternehmen gewagt, alte Damen, die sich ihren Plänen widersetzten, für sich zu gewinnen; aber wenn sie Erfolg gehabt haben, so geschah dies nur um den Preis von Opfern, die für sie selber ungeheuer waren; denn alte Diplomaten sind sehr abgenutzte Herren, und wir glauben nicht, daß dir ihr Rezept bei deiner Schwiegermutter etwas nützen kann. Sie wird also der erste Adjutant deiner Frau sein; denn wenn die Mutter nicht zur Partei ihrer Tochter gehörte, so wäre das eine jener Ungeheuerlichkeiten, die zum Unglück für die Ehemänner leider sehr selten sind.

Wenn ein Mann so glücklich ist, eine Schwiegermutter zu besitzen, die sich sehr gut konserviert hat, so ist es für ihn leicht, sie eine gewisse Zeitlang in Schach zu halten,

wenn er nur irgend einen mutvollen jungen Mann kennt. Im allgemeinen aber wissen die Ehemänner, die nur ein bißchen Verständnis für ihren Beruf haben, ihre eigene Mutter gegen die Mutter ihrer Frau auszuspielen, und hierdurch neutralisieren die beiden einander auf eine ziemlich natürliche Weise.

Seine Schwiegermutter in der Provinz zu haben, während man selber in Paris wohnt, das ist einer jener Glücksfälle, die immer allzu selten vorkommen.

Mutter und Tochter miteinander entzweien? Das ist möglich; aber um ein solches Unternehmen durchzuführen, muß man wissen, daß man ein ehernes Herz hat wie Richelieu, der einen Sohn und seine Mutter zu verfeinden wußte. Indessen kann die Eifersucht eines Ehemanns sich alles erlauben, und ich bezweifle, daß jener Herr, der seiner Frau verbot, zu den männlichen Heiligen zu beten, und von ihr verlangte, sie solle sich nur an die weiblichen Heiligen wenden — ich bezweifle, sage ich, daß dieser Herr seiner Frau erlaubt hat, mit ihrer Mutter zusammen zu sein.

Viele Schwiegersöhne sind auf einen Gewaltstreich verfallen, der alle Schwierigkeiten beseitigt und darin besteht, daß sie mit ihrer Schwiegermutter ganz offen auf gespanntem Fuße stehen. Diese Feindschaft wäre eine Eingebung einer recht geschickten Politik, wenn sie nicht unglücklicherweise unfehlbar dahin führte, eines Tages die Bande zwischen einer Tochter und ihrer Mutter enger zu knüpfen.

Dies sind so ziemlich alle Mittel, die dir zu Gebote stehen, um den mütterlichen Einfluß in deinem Haushalt zu bekämpfen. Die Dienste dagegen, die deine Frau von ihrer Mutter verlangen kann, sind ungeheuer, und die negativen Hilfen, die ihr von dieser Seite zuteil werden, fallen nicht am leisesten in das Gewicht. Aber dies alles läßt sich wissenschaftlich nicht feststellen, denn alles ist Geheimnis.

Die Beihilfen, die eine Mutter ihrer Tochter leistet, sind ihrer Natur nach so veränderlich, hängen dermaßen von den Umständen ab, daß es Wahnsinn wäre, eine Liste von ihnen aufstellen zu wollen. Nur kannst du unter den heilsamsten Lehren dieses Eheevangeliums die folgenden Denksprüche verzeichnen:

Ein Ehemann wird niemals seine Frau allein zu ihrer Mutter gehen lassen.

Ein Ehemann muß die Gründe studieren, die alle Junggesellen von weniger als vierzig Jahren, mit denen deine Schwiegermutter in freundschaftlichem Verkehr steht, an sie fesseln; denn während eine Tochter nur selten den Liebhaber ihrer Mutter gern hat, hat eine Mutter stets eine Schwäche für den Liebhaber ihrer Tochter.

3. Die Pensionsfreundinnen und die intimen Freundinnen

Luise von L., Tochter eines bei Wagram gefallenen Offiziers, hatte die besondere Protektion Napoleons genossen. Sie verließ das Pensionat von Écouen, um den sehr reichen Baron von V. zu heiraten.

Luise war achtzehn Jahre alt und der Baron vierzig. Sie hatte ein recht gewöhnliches Gesicht und ihre Hautfarbe konnte nicht als ein Muster von Weiße angeführt werden, aber sie hatte eine reizende Figur, schöne Augen, einen kleinen Fuß, eine schöne Hand, einen natürlichen Geschmack und viel Geist. Der Baron, der durch die Strapazen des Kriegs und noch mehr durch die Ausschweifungen einer stürmischen Jugend stark mitgenommen war, hatte eines jener Gesichter, auf denen die Republik, das Direktorium, das Konsulat und das Kaiserreich ihre Ideen zurückgelassen zu haben schienen.

Er wurde in seine Frau so verliebt, daß er den Kaiser um eine Stellung in Paris bat, um seinen Schatz über-

wachen zu können. Dieser Wunsch wurde ihm gewährt. Er war eifersüchtig wie der Graf Almaviva, und zwar noch mehr aus Eitelkeit als aus Liebe. Die junge Waise, die ihren Gatten unter dem Zwang der Notwendigkeit geheiratet hatte, hatte sich geschmeichelt, sie würde eine gewisse Herrschaft über einen viel ältern Mann ausüben, und erwartete von ihm Rücksichten und Aufmerksamkeiten; aber ihr Zartgefühl wurde gleich in den ersten Tagen ihrer Ehe durch alle die Gewohnheiten und Ansichten eines Mannes verletzt, dessen Sitten noch nach der republikanischen Zügellosigkeit schmeckten. Er war ein Prädestinierter.

Ich weiß nicht genau, wie lange für den Baron der Honigmond dauerte, und auch nicht, wann in seiner Ehe der offene Krieg losbrach; aber man schrieb, glaube ich, das Jahr 1816, als auf einem sehr glänzenden Ball bei einem seiner Vorgesetzten der Baron, der inzwischen zum Militärintendanten befördert war, die schöne Frau B., die Frau eines Bankiers, bewunderte und sie viel verliebter ansah, als ein verheirateter Mann es sich hätte erlauben dürfen.

Gegen zwei Uhr morgens stellte es sich heraus, daß dem Bankier das Warten zu langweilig geworden und daß er nach Hause gefahren war, seine Frau allein auf dem Ball lassend.

„Nun, da werden wir dich nach Hause bringen," sagte die Baronin zu Frau B. „Herr von V., bieten Sie doch Emilie den Arm!"

Und da saß der Intendant in seinem Wagen neben einer Frau, die den ganzen Abend über von tausend Huldigungen umschwärmt gewesen war, die tausend Huldigungen zurückgewiesen hatte, und von der er, jedoch vergeblich, einen einzigen Blick erhofft hatte. Da saß sie, glänzend von Jugend und Schönheit und ließ die weißesten Schultern, die entzückendsten Umrisse sehen. Ihr Antlitz, das

Ich wollte es vermeiden, ihn in ein Zimmer zu führen, das ich nicht kannte; aber der Zufall übernahm es, uns hinzubringen. Eine Tür stand offen, und man sah durch sie meinen Kammerdiener, der in einem Lehnstuhl schlief. Eine Kerze, die neben ihm stand, flackerte in den letzten Zügen. In seiner Verstörtheit hielt er dem Marquis meinen Schlafrock hin. Ich befand mich wie auf Dornen; aber der Marquis war dermaßen geneigt, sich selbst zu täuschen, daß er in meinem Diener nur einen verschlafenen Tölpel sah, über den er herzlich lachte. Wir begaben uns zu Herrn von T. Man kann sich denken, wie er mich empfing, und mit welchen Komplimenten und dringenden Einladungen er den Marquis überhäufte, der durchaus auf dem Schlosse bleiben sollte. Herr von T. wollte mit ihm durchaus zu seiner Frau gehen, in der Hoffnung, daß diese ihn zum Bleiben bestimmen würde. Mir dagegen wagte man nicht, den gleichen Vorschlag zu machen. Man wisse, meine Gesundheit sei sehr zart, die Gegend sei feucht, von Fiebern heimgesucht, und ich sehe so angegriffen aus, daß ganz offenbar ein Aufenthalt im Schloß für mich gefährlich sein müsse. Der Marquis bot mir seinen Wagen an; ich nahm ihn an. Der Ehemann schwebte vor Freude im siebenten Himmel, und wir alle waren zufrieden. Aber ich wollte mir doch nicht die Freude versagen, Frau von T. noch einmal zu sehen. Meine Ungeduld, vom Schlosse fortzukommen, machte einen ausgezeichneten Eindruck. Mein Freund konnte nicht begreifen, warum seine Geliebte so lange schlief.

„Ist es nicht wunderbar?“ sagte er, als wir Herrn von T. folgten; „wenn man ihm seine Antworten vorgesagt hätte — er hätte nicht besser sprechen können. Er ist ein Ehrenmann. Es tut mir keineswegs leid, daß er sich mit seiner Frau aussöhnt; sie werden zusammen ein gutes Haus machen, und du wirst zugeben, daß er als Dame des Hauses keine bessere finden kann als sie!“

„Ja, ganz gewiß!"

„Und so scherzhaft das Erlebnis auch ist," sagte er hierauf mit geheimnisvoller Miene; „— motus! Ich werde der Frau von T. beibringen, daß ihr Geheimnis in guten Händen ist."

„Glaube mir, lieber Freund — sie rechnet auf mich vielleicht zuverlässiger als auf dich; denn, wie du siehst, wird ihr Schlummer von keiner Furcht beunruhigt."

„Oh! Ich gebe zu: du hast nicht deinesgleichen, um eine Frau einzuschläfern."

„Und einen Ehemann noch obendrein, und nötigenfalls auch einen Liebhaber, mein Wertester."

Endlich erhielt Herr von T. Einlaß in die Gemächer der Gnädigen. Wir alle waren in unserer Rolle.

„Ich befürchtete," sagte Frau von T., „Sie wären vor meinem Erwachen abgereist, und ich weiß Ihnen Dank dafür, daß Sie gefühlt haben, welchen Kummer mir das bereitet haben würde!"

„Madame," sagte ich mit einer Stimme, aus der sie die tiefe Bewegung heraushörte; „empfangen Sie mein Lebewohl!"

Sie sah mich und den Marquis mit einer unruhigen Miene an; aber die spöttische Sicherheit ihres Liebhabers beruhigte sie. Sie lächelte mir verstohlen zu — mit einem Lächeln, das mich trösten konnte, ohne sie in meinen Augen zu erniedrigen.

„Er hat seine Rolle gut gespielt," sagte der Marquis leise zu ihr, indem er auf mich zeigte, „und meine Dankbarkeit . . ."

„Lassen wir das!" sagte Frau von T. zu ihm; „Sie können mir glauben, ich weiß vollkommen, was ich dem Herrn verdanke."

Herr von T. endlich verabschiedete mich mit einigen Bosheiten: mein Freund übertölpelte ihn und machte sich

sich aus deiner Tugend sehr wenig zu machen scheint; aber da es dir an Liebhabern in der Gesellschaft nicht fehlen wird, so bitte ich dich, mir meinen Mann zu lassen ... Er ist fortwährend bei dir, und er würde gewiß nicht hierher kommen, wenn du ihn nicht herzögest."

„Schau, du hast da ein ganz reizendes Halstuch!"

„Findest du? Meine Kammerzofe hat es mir arrangiert."

„Schön, ich werde meine Anastasie zu deiner Flora schicken, um sich das zeigen zu lassen."

„Also, meine Liebe, ich rechne auf deine Freundschaft — du wirst mir keinen häuslichen Kummer machen."

„Aber, mein armes Kind, ich weiß gar nicht, wie du auf den Gedanken kommen kannst, ich könnte deinen Mann lieben! Er ist dick und fett wie ein Zentrumsabgeordneter. Er ist klein und häßlich. Freigebig ist er allerdings, aber das ist auch alles, was er für sich hat, und das ist eine Eigenschaft, die höchstens einer Operntänzerin gefallen könnte. Also, du begreifst, meine Liebe, wenn ich mir einen Liebhaber zu suchen hätte, wie es dir anzunehmen beliebt, so würde ich nicht einen alten Herrn wählen wie deinen Baron. Wenn ich ihm einige Hoffnung gemacht, wenn ich ihn bei mir empfangen habe, so geschah dies ganz gewiß, um mir damit einen Spaß zu machen und um ihn dir vom Halse zu schaffen, denn ich habe geglaubt, du habest eine Schwäche für den jungen de Rostanges ..."

„Ich?" rief Luise. „Gott soll mich davor bewahren, meine Liebe! Das ist ja der unerträglichste Geck von der Welt! Nein, ich versichere dir, ich liebe meinen Mann! ... Du hast gut lachen, aber es ist so. Ich weiß wohl, ich mache mich damit lächerlich — aber urteile selber: er hat mein Glück gemacht, er ist nicht geizig, und er ist für mich alles und alles, da das Unglück gewollt hat, daß ich Waise werden sollte. Und selbst wenn ich ihn nicht liebte, so

müßte mir doch daran liegen, mir seine Achtung zu erhalten. Habe ich eine Familie, zu der ich eines Tages meine Zuflucht nehmen könnte?"

„Höre, mein Engel, sprechen wir nicht mehr von all diesen Geschichten," fiel Emilie ihrer Freundin ins Wort; „denn das ist ja gräßlich langweilig."

Nach einem Austausch von einigen gleichgültigen Bemerkungen ging die Baronin.

„Nun, mein Herr?" rief Frau B., indem sie die Tür zur Kammer öffnete, in der der Baron ganz frosterstarrt stand — denn der Vorfall spielte sich im Winter ab — „nun? Schämen Sie sich denn nicht, daß Sie eine so interessante kleine Frau nicht anbeten? Mein Herr, sprechen Sie mir nicht mehr von Liebe! Sie könnten mich eine Zeitlang ‚vergöttern', wie Sie es nennen — aber Sie würden mich niemals so lieben, wie Sie Luisen lieben. Ich fühle, ich werde niemals in Ihrem Herzen die Teilnahme aufwiegen, die eine tugendhafte Frau, Kinder, eine Familie einflößen müssen! Eines Tages stände ich schutzlos vor der ganzen Strenge Ihrer Ansichten. Sie würden kalt von mir sagen: ‚Diese Frau da habe ich mal gehabt!' — denn diese Redensart höre ich fortwährend von den Männern mit der beleidigendsten Gleichgültigkeit aussprechen. Sie sehen, mein Herr, ich erwäge die Gründe mit kaltem Blut, und ich liebe Sie nicht, weil Sie selbst mich nicht lieben können . . ."

„Aber was muß ich denn tun, um Sie von meiner Liebe zu überzeugen?" rief der Baron, indem er die junge Frau ansah.

Niemals war sie ihm so entzückend erschienen wie in diesem Augenblick, wo ihre neckische Stimme ihn mit Worten überschüttete, deren Härte durch die Anmut ihrer Gebärden, durch ihre Kopfbewegungen und durch ihre ganze kokette Haltung Lügen gestraft zu werden schien.

„Oh! Wenn ich einmal sehe, daß Luise einen Liebhaber hat," erwiderte sie; „wenn ich weiß, daß ich ihr nichts genommen habe und daß sie es nicht zu bedauern braucht, wenn sie Ihre Zuneigung verliert; wenn ich ganz sicher bin, daß Sie sie nicht mehr lieben, und wenn ich einen sichern Beweis Ihrer Gleichgültigkeit gegen sie erhalte... oh! dann... ja dann werde ich Sie anhören können! Diese Worte müssen Ihnen abscheulich erscheinen," fuhr sie mit einem tiefen Klang der Stimme fort; „sie sind es in der Tat, aber glauben Sie nicht, daß diese Worte von mir ausgesprochen seien! Ich bin der strenge Mathematiker, der aus einer Voraussetzung alle Folgerungen zieht. Sie sind verheiratet — und Sie lassen sich's einfallen, lieben zu wollen? Ich wäre wahnsinnig, wenn ich die geringste Hoffnung auf einen Mann setzen würde, der mir nicht ewig angehören kann!"

„Teufelin!" rief der Baron. „Ja, Sie sind eine Teufelin und keine Frau!"

„Aber Sie sind wirklich scherzhaft!" sagte die junge Dame, indem sie nach der Klingelschnur griff.

„O nein, Emilie!" rief mit ruhigerer Stimme der vierzigjährige Liebhaber. „Läuten Sie nicht, halten Sie ein! Verzeihen Sie mir! Ich werde Ihnen alles opfern!"

„Aber ich verspreche Ihnen nichts!" rief sie schnell und mit lautem Lachen.

„Gott! wie lassen Sie mich leiden!" rief er.

„Ei! Haben Sie nicht in Ihrem Leben mehr als ein Unglück angerichtet?" fragte sie. „Erinnern Sie sich aller der Tränen, die um Ihretwillen geflossen sind! Oh! Ihre Leidenschaft flößt mir nicht das geringste Mitleid ein! Wenn Sie wollen, daß ich nicht darüber lache, so bringen Sie mich dazu, sie zu teilen . . ."

„Adieu, Madame! In Ihrer Grausamkeit liegt noch eine gewisse Milde. Ich weiß die Lektion zu schätzen, die Sie mir geben. Ja, ich habe Verirrungen gutzumachen . . ."

„Schön, dann gehen Sie hin und tun Sie Buße!" sagte sie mit einem spöttischen Lächeln; „indem Sie Luisen glücklich machen, werden Sie die allerhärteste Buße tun."

Er ging.

Aber die Liebe des Barons war zu heftig, als daß die harten Worte Frau B.'s nicht ihren Zweck erreicht hätten, nämlich, die beiden Gatten auseinanderzubringen.

Einige Monate darauf lebten der Baron von V. und seine Frau in demselben Hause, aber getrennt. Man beklagte allgemein die Baronin, die vor der Welt stets die Partei ihres Mannes nahm und deren Entsagung als eine Musterleistung angesehen wurde. Die sittenstrengste Frau der Gesellschaft fand nichts an der Freundschaft auszusetzen, die Luisen mit dem jungen Herrn de Rostanges verband, und alles wurde auf Rechnung einer verrückten Laune des Herrn von V. geschrieben.

Als dieser der Frau B. alle Opfer gebracht hatte, die ein Mann nur bringen kann, reiste seine hinterlistige Geliebte unter dem Vorwande, ihre Gesundheit wiederherstellen zu wollen, nach den Bädern von Mont Dore, nach der Schweiz und weiter nach Italien.

Der Intendant starb an einem Leberleiden, von seiner Gemahlin mit der rührendsten Sorgfalt gepflegt; und da er sein aufrichtiges Bedauern aussprach, daß er sie verlassen habe, so scheint er niemals geahnt zu haben, daß seine Frau an dem ihm gespielten Streich beteiligt war.

Diese Anekdote, die wir aus tausend ähnlichen ausgewählt haben, ist vorbildlich für die Dienste, die zwei Frauen einander leisten können.

Von dem Worte an: ‚Tu mir den Gefallen und schaff mir meinen Mann vom Halse', bis zum Entwurf eines Dramas, dessen Lösung eine Leberentzündung war, ist weiblicher Lug und Trug immer das gleiche. Gewiß kommen allerlei Zufälle vor, die dem von uns angeführten

Musterbeispiel eine größere oder geringere Abweichung vom Typus geben, aber der Verlauf ist stets so ziemlich derselbe. Daher darf ein Ehemann keiner einzigen Freundin seiner Frau trauen. Die feinen Listen dieser lügenhaften Geschöpfe verfehlen selten ihre Wirkung, denn sie werden unterstützt von zwei Feinden, die den Mann überallhin begleiten: Eitelkeit und Begierde.

4. Die Verbündeten des Liebhabers

Derselbe Mensch, der sich beeilt, einen andern darauf aufmerksam zu machen, daß ein Tausendfrankenschein aus seiner Brieftasche gefallen ist, oder auch nur, daß er ein Taschentuch aus der Tasche verliert — er sieht es als eine Gemeinheit an, ihn davor zu warnen, daß man ihm seine Frau raubt. Gewiß liegt in dieser moralischen Inkonsequenz etwas Sonderbares; immerhin aber kann man sie sich erklären: da das Gesetz es sich versagt hat, in die gegenseitigen Rechte von Ehegatten einzugreifen, so haben die Bürger noch viel weniger als die Gesetze das Recht, eine Art Ehepolizei zu spielen; und wenn man dem Verlierer einen Tausendfrankenschein zurückgibt, so liegt darin eine Art Verpflichtung, die aus dem Grundsatz abgeleitet ist: ‚Handle gegen deinen Nächsten, wie du wünschest, daß dein Nächster gegen dich handelt.'

Aber durch welche Gründe will man es rechtfertigen, und wie soll man es bezeichnen, wenn ein Junggeselle sich niemals vergeblich um Hilfe umsieht, sondern stets den Beistand eines andern Junggesellen empfängt, um einen Ehemann zu hintergehen? Ein Mensch, der sich nicht dazu überwinden kann, einem Gendarmen bei der Nachsuchung nach einem Mörder zu helfen, macht sich durchaus kein Gewissen daraus, einen Ehemann ins Theater, ins Konzert oder gar in ein zweideutiges Haus mitzunehmen, um einem Kameraden, den er vielleicht am

nächsten Tage im Zweikampf töten wird, ein Stelldichein zu erleichtern, dessen Ergebnis es ist, entweder ein im Ehebruch erzeugtes Kind in eine Familie zu bringen und dadurch zwei Brüder um einen Teil ihres Vermögens zu berauben, indem sie einen Miterben erhalten, den sie sonst vielleicht nicht gehabt hätten — oder drei Menschen unglücklich zu machen. Man muß gestehen, Rechtschaffenheit ist eine sehr seltene Tugend, und der Mensch, der sie im höchsten Grade zu besitzen glaubt, hat sie oft am wenigsten. So mancher Haß hat eine Familie in zwei Parteien geteilt, so mancher Brudermord ist begangen worden, was niemals stattgefunden hätte, wenn ein Freund sich geweigert hätte, die Hand zu einer Schändlichkeit zu bieten, die man in der höhern Gesellschaft als einen bloßen Eulenspiegelstreich ansieht.

Irgend ein Steckenpferd hat unbedingt jeder Mensch; wir alle lieben entweder die Jagd oder das Angeln oder das Spiel oder die Musik oder das Geld oder die Tafelfreuden usw.; nun, deine Lieblingsleidenschaft wird stets eine Rolle dabei spielen, wenn dich ein Liebhaber in eine Falle lockt; seine Hand wird unsichtbar deine oder seine Freunde lenken; sie werden freiwillig oder unfreiwillig eine Rolle in der kleinen Szene spielen, die er ersinnt, um dich aus dem Hause zu bringen oder um ihm freie Hand bei deiner Frau zu lassen. Ein Liebhaber wird, wenn es nötig ist, zwei volle Monate darauf verwenden, um die Konstruktion der Mausefalle auszudenken.

Ich habe in solchem Kampfe den schlausten Menschen der ganzen Welt unterliegen sehen.

Dies war ein früherer Advokat in der Normandie. Er wohnte in der kleinen Stadt B., wo das Cantalsche Jägerregiment in Garnison lag. Ein eleganter Offizier liebte die Frau des Rechtsvertreters; das Regiment sollte aber abmarschieren, ohne daß es den beiden Liebenden möglich

gewesen wäre, auch nur den geringsten geheimen Verkehr miteinander zu haben. Der Offizier war der vierte Militär, über den der Advokat triumphierte. Eines Abends gegen 6 Uhr ging der Ehemann gleich nach Tisch auf einer Terrasse seines Gartens spazieren, von wo man eine Aussicht über die ganze Landschaft hatte. Plötzlich blitzt am Horizont die furchtbare Flamme einer Feuersbrunst auf. „O mein Gott! die Daudinière brennt!" ruft der Major. In diesem Augenblick kamen die Offiziere, um sich von ihm zu verabschieden. Der Major war ein alter Soldat, der von der Pike auf gedient hatte und keiner Arglist fähig war. Alles wirft sich auf die Pferde. Die junge Frau aber lächelt, als sie sich allein sieht, denn der in einem Gebüsch versteckte Liebhaber hatte ihr gesagt: „Es ist ein Strohfeuer!" Die Befestigungswerke des Ehemanns waren im Nu umgangen, und dies wurde dem Kapitän um so leichter, da ein ausgezeichneter Renner ihn erwartete; zudem wußte mit einem Zartgefühl, das sich bei der Kavallerie ziemlich selten findet, der Liebende einige Augenblicke des Glückes zu opfern, um der Kavalkade nachzureiten und in Gesellschaft des Ehegatten zurückzukehren!

Die Ehe ist ein richtiges Duell, wobei man keinen Augenblick unaufmerksam sein darf, wenn man über seinen Gegner triumphieren will; denn wenn du unglücklicherweise einen Augenblick den Kopf wegwendest, durchbohrt dich der Degen des Hagestolzen.

5. Die Kammerzofe

Die hübscheste Kammerzofe, die ich je gesehen habe, ist die der Frau V...y, die noch heute in Paris unter den ersten Modedamen eine sehr schöne Rolle spielt und im Rufe steht, mit ihrem Mann in sehr guter Ehe zu leben. Fräulein Celestine ist eine Person mit so zahlreichen Vollkommenheiten, daß man zu ihrer Beschreibung die dreißig

Verse übersetzen müßte, die, wie man sagt, im Serail des Großherrn angeschrieben stehen, und von denen ein jeder die genaue Beschreibung einer der dreißig Schönheiten der Frau enthält.

„Es ist eine recht große Eitelkeit, daß Sie bei sich ein so vollendetes Geschöpf behalten!" sagte eine Dame zur Herrin des Hauses.

„Ach, meine Teure, vielleicht werden Sie mich eines Tages noch um Celestine beneiden!"

„Dann muß sie also wohl recht seltene Vorzüge besitzen. Vielleicht ist sie sehr geschickt im Ankleiden?"

„Oh! Sehr ungeschickt."

„Näht sie gut?"

„Sie rührte niemals eine Nadel an."

„Ist sie treu?"

„Ihre Treue ist eine von jenen, die einem teurer zu stehen kommen als die verschmitzteste Unredlichkeit."

„Sie setzen mich in Erstaunen, meine Liebe. Dann ist sie wohl ihre Milchschwester?"

„Auch das nicht. Mit einem Wort: sie ist überhaupt zu gar nichts gut; trotzdem aber ist in meinem ganzen Hause keine Person, die mir nützlicher wäre. Ich habe ihr zwanzigtausend Franken versprochen, wenn sie zehn Jahre bei mir bleibt. Oh! Das Geld wird ehrlich verdient sein, und ich werde es nicht bedauern, ihr es auszuzahlen!" sagte die junge Frau, indem sie auf eine sehr bezeichnende Weise den Kopf hin und her wiegte.

Die junge Besucherin begann endlich zu begreifen.

Wenn eine Frau keine so intime Freundin hat, die ihr helfen kann, sich die ehemännliche Liebe vom Halse zu schaffen, dann ist die Zofe ein letztes Aushilfsmittel, das selten die erwartete Wirkung vermissen läßt.

Oh! Wenn man nach zehnjähriger Ehe unter seinem Dach ein junges Mädchen findet und täglich und stündlich

sieht — ein junges Mädchen von sechzehn bis achtzehn Jahren, frisch, kokett angezogen, deren reiche Schönheit dich herauszufordern scheint, deren unschuldige Miene eine unwiderstehliche Anziehungskraft übt, deren gesenkte Augen dich zu fürchten scheinen, deren schüchterner Blick dich in Versuchung führt, und für die das Ehebett keine Geheimnisse hat — ein Mädchen, jungfräulich und wissend zugleich: wie kann ein Mann kalt bleiben wie der heilige Antonius, wenn er es mit einer so starken Zauberkunst zu tun hat? Wie kann er den Mut haben, den guten Grundsätzen treu zu bleiben, deren Vertreterin eine hochmütige Frau mit strengem Antlitz, mit abweisenden Manieren ist — eine Frau, die sich meistens den Ansprüchen seiner Liebe versagt? Welcher Ehemann ist so stoisch, um so viel Feuer, so viel Eis widerstehen zu können?

Aber da, wo du eine neue Fülle von Freuden winken siehst, hat die junge Unschuld es nur auf Renten abgesehen und deine Frau auf ihre Freiheit. Das ist ein kleiner Familienvertrag, der durch gütliche Übereinkunft abgeschlossen wird.

In diesem Falle macht es deine Frau mit der Ehe, wie die jungen Lebemänner mit dem Vaterland. Wenn bei der Aushebung das Los sie trifft, kaufen sie sich einen Mann, um für sie das Gewehr zu tragen, um an ihrem Platz zu sterben und ihnen alle Unannehmlichkeiten des Militärdienstes zu ersparen.

Bei derartigen geschäftlichen Abmachungen, die im Eheleben vorkommen, weiß eine jede Frau ihren Mann ins Unrecht zu setzen. Ich habe bemerkt und sehe es als den Höhepunkt der Klugheit an, daß die meisten Frauen nicht immer ihre Zofe in die Geheimnisse einweihen, die sie ihnen zu spielen geben. Sie verlassen sich auf die Natur und bewahren dadurch eine kostbare Autorität über den verliebten Ehemann und über dessen Geliebte.

In diesen geheimen Tücken der Frauen liegt die Erklärung für einen großen Teil der ehelichen Sonderbarkeiten, denen man in der Gesellschaft begegnet; aber ich habe die Gespräche von Frauen mit angehört, die mit einem tiefen Verständnis über die Gefahren disputierten, die dieses furchtbare Angriffsmittel mit sich bringt: man muß sowohl seinen Ehemann wie auch das Geschöpf, dem man ihn preisgibt, ganz genau kennen, um sich die Anwendung dieses Mittels erlauben zu können. Mehr als eine Frau ist das Opfer ihrer eigenen Berechnungen geworden.

Daher wird eine Frau um so weniger diesen Notbehelf anzuwenden wagen, je stürmischer und leidenschaftlicher ihr Gatte sich gezeigt hat. Indessen wird ein Ehemann, der in diese Falle gegangen ist, seiner gestrengen Ehehälfte niemals widersprechen können, wenn sie ihre Zofe, nachdem sie deren Fehltritt bemerkt hat, mit einem Kinde und einer Abfindungssumme nach Hause schickt.

6. Der Arzt

Der Arzt ist einer der stärksten Verbündeten einer anständigen Frau, wenn sie auf gütlichem Wege eine Trennung von ihrem Ehemann durchsetzen will. Die Dienste, die ein Arzt, und zwar meistens unbewußt, einer Frau leistet, haben eine derartige Bedeutung, daß es in ganz Frankreich kein Haus gibt, dessen Arzt nicht von der Hausherrin ausgewählt ist.

Nun wissen alle Ärzte sehr wohl, welche Bedeutung für ihren Beruf die Frauen ausüben; daher trifft man auch wenig Ärzte, die nicht instinktmäßig den Frauen zu gefallen suchen. Wenn ein begabter Arzt einmal berühmt geworden ist, gibt er sich ohne Zweifel nicht mehr zu den boshaften Verschwörungen her, die die Frauen anzustiften wünschen — aber er nimmt ohne sein Wissen daran teil.

Nehmen wir an, ein Ehemann, der durch die Abenteuer seiner eigenen Jugend klug geworden ist, beschließe, gleich in den ersten Tagen seiner Ehe seiner Frau einen Arzt seiner Wahl zu geben. Solange seine Gegnerin noch nicht begriffen hat, wozu ihr dieser Verbündete nützlich sein kann, wird sie sich stillschweigend fügen; später aber, wenn alle ihre Verführungskünste an dem von ihrem Gatten ausgesuchten Arzt wirkungslos abprallen, wird sie den nächsten günstigen Augenblick ergreifen, um ihrem Mann das eigentümliche Geständnis zu machen:

„Die Art und Weise, wie der Doktor mich beklopft, ist mir unangenehm!“

Und damit ist die Verabschiedung des Doktors besiegelt.

Eine Frau wählt also entweder ihren Arzt selber, oder sie verführt den, den ihr Mann ins Haus gebracht hat, oder sie läßt ihm den Laufpaß geben.

Aber ein solcher Kampf kommt sehr selten vor, denn die meisten jungen Männer, die sich verheiraten, kennen nur ebenso junge Ärzte, und es liegt ihnen sehr wenig daran, einen solchen Freund zum Leibarzt ihrer Frau zu machen, und fast immer wird der Äskulap eines Hauses von der weiblichen Macht ausgewählt.

So kommt also eines schönen Morgens der Doktor aus dem Zimmer deiner Frau heraus, die sich seit vierzehn Tagen zu Bett gelegt hat, und sagt dir auf ihre Veranlassung:

„Ich finde zwar nicht, daß der Zustand der gnädigen Frau gerade zu ernsten Beunruhigungen Anlaß gibt; aber diese beständige Schlafsucht, dieser allgemeine Lebensüberdruß sind erste Anzeichen, die auf ein Rückenmarksleiden schließen lassen, und da muß sorgfältig aufgepaßt werden. Ihre Lymphe ist zu dick. Ihr täte eine Luftveränderung not; man sollte sie ins Bad schicken — nach Barèges oder nach Plombières.“

„Schön, Doktor."

Du läßt deine Frau nach Plombières gehen; aber sie geht dort hin, weil Hauptmann Charles in den Vogesen in Garnison liegt. Als sie wiederkommt, befindet sie sich ausgezeichnet, und die Bäder von Plombières haben bei ihr Wunder gewirkt. Sie hat dir jeden Tag geschrieben, hat dich aus der Ferne mit allen möglichen Liebkosungen überhäuft. Der erste Ansatz von Rückenmarksschwindsucht ist völlig verschwunden.

Es gibt ein kleines Pamphlet, das ohne Zweifel von einem Gefühl des Hasses eingegeben wurde — es ist in Holland gedruckt worden — das aber sehr interessante Einzelheiten darüber enthält, wie Frau von Maintenon sich mit Fagon zu verständigen wußte, um Ludwig den Vierzehnten zu beherrschen. Nun, auch dein Arzt wird eines Morgens — genau wie Fagon es mit seinem Herrn machte — dir mit einem Schlagfluß drohen, wenn du nicht strenge Diät hältst. Dieses ziemlich komische Scherzspiel, betitelt ‚Mademoiselle de Saint Tron' — ohne Zweifel das Werk eines Hofmanns — ist von dem modernen Theaterdichter geahnt worden, der den Einakter ‚Der junge Arzt' verfaßte. Aber sein köstliches Lustspiel ist dem andern, dessen Titel ich für Bücherliebhaber zitiert habe, weit überlegen, und wir wollen mit Vergnügen gestehen, daß das Werk unseres geistreichen Zeitgenossen und die Rücksicht auf den Ruhm des siebzehnten Jahrhunderts uns verhindert haben, die Bruchstücke des alten Pamphlets zu veröffentlichen.

Oft wird ein Doktor von den geschickten Manövern einer jungen Frau von zarter Gesundheit übertölpelt; da wird er zu dir kommen und dir im geheimen sagen:

„Mein Herr, ich möchte Ihre Frau Gemahlin nicht erschrecken, indem ich ihr die Wahrheit über ihren Zustand mitteile; aber ich empfehle Ihnen, wenn ihre Gesundheit

Ihnen lieb ist, so lassen Sie sie vollständig in Ruhe. Die Krankheit scheint sich in diesem Augenblick auf die Brust ziehen zu wollen, und wir werden ihrer Herr werden; aber sie braucht Ruhe, viel Ruhe; die geringste Aufregung könnte den Sitz der Krankheit verändern. In diesem Augenblick würde eine Schwangerschaft den Tod für sie bedeuten."

„Aber — Doktor . . .?"

„Oh! Oh, ich weiß schon!"

Er lacht und geht.

Wie Moses' Zauberstab schafft und zerstört die ärztliche Vorschrift. Ein Arzt setzt dich, wenn es sein muß, wieder in die Rechte des Ehebettes ein, und bringt dabei dieselben Gründe vor, mit denen er dich zuvor verjagt hatte. Er behandelt bei deiner Frau Krankheiten, die sie gar nicht hat, um sie von denen zu heilen, an denen sie wirklich leidet, und du wirst davon niemals etwas begreifen; denn das wissenschaftliche Kauderwelsch der Ärzte läßt sich den Oblaten vergleichen, in die sie ihre Pillen einwickeln.

Im Bunde mit ihrem Arzt ist eine anständige Frau in ihrer Kammer dasselbe, was in seiner Abgeordnetenkammer ein Minister ist, der seiner Mehrheit sicher ist; denn sie läßt sich Ruhe, Zerstreuung, Landleben oder Stadtleben, Bäder, Ausreiten, Spazierenfahren verordnen — ganz nach ihrer Laune oder wie es ihr für ihre Interessen angebracht erscheint. Ganz nach ihrem Belieben schickt sie dich fort oder erlaubt dir den Zutritt. Bald wird sie eine Krankheit vorschützen, damit ihr Schlafzimmer von dem deinigen getrennt werde; bald wird sie sich mit dem ganzen Apparat einer Krankenstube umgeben: ihre Garde wird eine alte Krankenwärterin sein, sie wird Regimenter von Salbentöpfen und Medizinflaschen aufmarschieren lassen und wird dich in ihren Verschanzungen durch ihr mattes Aussehen herausfordern.

Man wird dich so unbarmherzig von den Brustlatwergen unterhalten und von den Beruhigungstränklein, die sie eingenommen hat, von den Hustenanfällen, die sie gehabt hat, ihren Pflastern und Breiumschlägen, daß sie mit all diesen Krankheitsgeschichten schließlich deine Liebe totmacht, vorausgesetzt, daß diese geheuchelten Schmerzen nicht überhaupt nur Schlingen waren, die sie gelegt hatte, um jenen eigentümlichen abstrakten Begriff zu zerstören, den wir ‚deine Ehre' nennen.

So wird also deine Frau aus allen Berührungspunkten, die du mit der Welt, mit der Gesellschaft oder mit dem Leben hast, sich Stützpunkte ihres Widerstandes zu schaffen wissen. So wird also alles sich gegen dich bewaffnen, und inmitten so vieler Feinde wirst du allein stehen.

Aber nehmen wir an, dir sei der unerhörte Vorzug und das unglaubliche Glück zuteil geworden, eine nicht übermäßig fromme Frau zu besitzen, die Waise ist und keine intimen Freundinnen hat; du seiest so scharfsinnig, daß du alle Fallstricke ahnst, in die der Liebhaber deiner Frau dich zu locken versuchen wird; du liebst deine schöne Feindin noch mutig genug, um allen Kammerkätzchen der ganzen Welt Widerstand leisten zu können; und endlich, dein Arzt sei eine jener Berühmtheiten, die keine Zeit haben, auf die Koketterien der Frauen zu hören; oder — wenn euer Äskulap ein Getreuer deiner Frau ist, du verlangest jedesmal, wenn der Lieblingsdoktor eine beunruhigende Vorschrift erläßt, eine Konsultation, zu der du einen unbestechlichen andern Arzt hinzuziehst — nun, durch all dieses wird deine Lage auch nicht viel glänzender werden. Denn wenn du dem Angriff der Verbündeten noch nicht unterliegst, so bedenke, daß bis dahin dein Gegner sozusagen noch gar nicht zum entscheidenden Schlage ausgeholt hat. Wenn du dich wider Er-

warten noch länger hältst, so wird deine Frau, nachdem sie wie eine Spinne Faden um Faden ein unsichtbares Netz um dich gesponnen hat, jetzt von den Waffen Gebrauch machen, die die Natur ihr gegeben und die die Zivilisation vervollkommnet hat. Hiervon in der folgenden Betrachtung.

DIE VERSCHIEDENEN WAFFEN

EINE Waffe ist alles, womit man verwunden kann, und von diesem Standpunkt aus betrachtet sind die Gefühle vielleicht die grausamste Waffe, von der der Mensch Gebrauch machen kann, um seinesgleichen zu treffen. Der leuchtende und zugleich so weitumfassende Geist Schillers scheint ihm alle Phänomene der lebhaften und tiefgehenden Wirkung enthüllt zu haben, die von gewissen Ideen auf die menschliche Natur ausgeübt wird. Ein Gedanke kann einen Menschen töten. Das ist die Moral der ergreifenden Szenen der ‚Räuber', in denen der Dichter einen jungen Menschen zeigt, der mit Hilfe einiger Ideen dem Herzen eines Greises so tiefe Wunden schlägt, daß schließlich sein Leben entflieht. Vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo die Wissenschaft den sinnreichen Mechanismus unserer Gedanken beobachten und die Übertragung unserer Gefühle verstehen kann. Irgend jemand wird die geheimen Wissenschaften wieder aufnehmen und beweisen, daß die geistige Organisation gewissermaßen ein innerer Mensch ist, der sich nicht weniger kräftig äußert als der äußere Mensch, und daß der Kampf zwischen zwei solchen für unsere schwachen Augen unsichtbaren Mächten nicht weniger tödlich ist, als die Gefechte, in deren Gefahren wir uns mit unserer Hülle wagen. Aber diese Erwägungen gehören in das Gebiet anderer Studien, die wir ebenfalls noch veröffentlichen werden; einige von unsern Freunden kennen bereits eine der wichtigsten davon: ‚Die Pathologie des

sozialen Lebens — oder mathematische, physische, chemische und übersinnliche Betrachtungen über die Offenbarungen des Gedankens in allen durch den Zustand der Gesellschaft hervorgerufenen Formen: im Essen, Wohnen, Benehmen, Roßarztkunde einerseits, in Wort und Handlung andererseits usw.' Hierin sind alle diese großen Fragen ausführlich behandelt. Mit unserer kleinen metaphysischen Bemerkung bezwecken wir nichts weiter, als dich darauf aufmerksam zu machen, daß die höhern gesellschaftlichen Klassen viel zu vernünftig sind, um sich anders anzugreifen, als mit geistigen Waffen.

Wie man zarte und zärtliche Seelen in Körpern von einer mineralischen Härte vorfindet, so gibt es auch eherne Seelen in der Hülle geschmeidiger und kapriziöser Körper, deren Eleganz die Freundschaft anderer Menschen anlockt, deren Anmut zu Liebkosungen einladet; aber wenn du den äußern Menschen mit der Hand streichelst, so wird sofort der homo duplex, um uns eines Buffonschen Ausdrucks zu bedienen, sich zu regen beginnen, und du wirst dich an seinen scharfen Kanten und Spitzen verletzen.

Diese Beschreibung einer ganz eigentümlichen Art von Menschen, von denen du hoffentlich auf deinem Lebenswege keinem Exemplar begegnest, bietet dir ein Bild dessen, was deine Frau für dich sein wird. Ein jedes der süßesten Gefühle, die die Natur in unser Herz gelegt hat, wird bei ihr zu einem Dolch werden. Fortwährend von Stichen durchbohrt, mußt du unrettbar unterliegen, denn aus jeder Wunde wird deine Liebe entströmen.

Es ist der letzte Kampf, darum ist es aber auch für sie der Sieg.

Da wir geglaubt haben, drei Arten von Temperament zu unterscheiden, die gewissermaßen die Typen aller weiblichen Naturen sind, so wollen wir diese Betrachtung in drei Paragraphen teilen, die wir betiteln:

1. Die Migräne,
2. Die Nervosität,
3. Die Schamhaftigkeit in bezug auf die Ehe.

1. Die Migräne

Die Frauen sind beständig die Narren oder die Opfer ihrer übermäßigen Empfindlichkeit; aber wir haben nachgewiesen, daß bei den meisten von ihnen diese Zartheit der Seele — fast immer, ohne daß wir selber etwas davon merken — durch die Ehe verloren geht. (Vergleiche die Betrachtungen über: ‚Die Prädestinierten' und ‚Der Honigmond'). Die meisten Verteidigungsmittel, die von den Ehemännern instinktmäßig angewandt werden, sind ja auch nichts weiter als Fallstricke, die der Lebhaftigkeit der weiblichen Gefühle gelegt werden.

Es kommt nun in unserm häuslichen Krieg ein Augenblick, wo die Frau die ganze Geschichte ihres moralischen Lebens mit einem einzigen Gedanken überfliegt und sich über den ungeheuren Mißbrauch empört, den du mit ihrem gefühlvollen Herzen getrieben. Und da bleibt es selten aus, daß die Frauen entweder aus einem ihrem Wesen eigentümlichen Rachebedürfnis, über das sie sich selber niemals Rechenschaft geben, oder aus instinktmäßiger Herrschsucht in ihrer Kunst, dem Mann gegenüber von dieser Eigentümlichkeit ihres körperlichen Mechanismus Gebrauch zu machen, ein Mittel zum Siege entdecken.

Mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit spüren sie die Saiten aus, die im Herzen ihres Gatten bei der leisesten Berührung erklingen; sobald sie einmal dieses Geheimnis ausfindig gemacht haben, machen sie es sich eifrig zunutze. Wie ein Kind, dem man ein mechanisches Spielzeug gegeben hat, dessen Einrichtung seine Neugierde reizt — so spielen sie unaufhörlich auf diesen Saiten, ohne sich darum zu beunruhigen, ob das Instrument es aushalten

kann; ihnen kommt es nur darauf an, daß sie ihren Willen durchsetzen. Wenn sie dich töten, so beweinen sie dich auf die alleranmutigste Art als den tugendhaftesten, ausgezeichnetsten, gefühlvollsten aller Menschen.

Zuerst wird sich also deine Frau eine Waffe aus jenem edelmütigen Gefühl machen, das uns veranlaßt, gegen Leidende duldsam zu sein. Mag einer auch dazu aufgelegt sein, mit einer lebensvollen und gesunden Frau zu streiten — einer kränklichen und schwachen Frau gegenüber ist er energielos. Wenn deine Frau durch die verschiedenen bereits von uns beschriebenen Angriffssysteme das Ziel ihrer geheimen Absichten noch nicht erreicht hat, so wird sie gar schnell zu dieser unwiderstehlichen Waffe greifen.

Entsprechend diesem Grundsatz einer neuen Strategie wirst du das von Leben und Schönheit strotzende junge Mädchen, das du in seiner Blüte heimgeführt hast, sich in eine bleiche und kränkliche Frau verwandeln sehen.

Das Leiden, worin die Frauen unzählige Hilfsmittel finden, ist die Migräne. Diese Krankheit ist am leichtesten von allen zu spielen, und bei ihr gibt es keine äußern Symptome, und deine Frau braucht nur zu sagen: „Ich habe die Migräne." Wenn deine Frau sich über dich lustig machen möchte, so gibt es auf der ganzen Welt keinen Menschen, der ihren Schädel Lügen strafen könnte. Den undurchdringlichen Knochen ihrer Hirnschale gegenüber mußt du taktvoll sein, und alle deine Beobachtungen nützen dir zu nichts. Daher ist denn auch nach unserer Meinung die Migräne die Königin aller Krankheiten, die komischste und zugleich furchtbarste Waffe, die von den Frauen gegen ihre Gatten angewandt wird. Gewisse heftige und taktlose Männer, die während ihrer glücklichen Junggesellenzeit durch ihre Geliebten in die Weiberlisten eingeweiht sind, bilden sich ein, sie würden sich in dieser plumpen Falle nicht fangen lassen. Aber alle ihre Anschauungen, alle

ihre noch so vernünftigen Reden sind zuletzt ohnmächtig gegenüber den drei Zauberworten: „Ich habe Migräne!“ Wenn ein Ehemann sich beklagt, einen Vorwurf, eine Bemerkung zu äußern wagt, wenn er versucht, sich der Macht dieses ‚Il buon de cani‘ der Ehe zu widersetzen — so ist er verloren.

Stelle dir eine junge Frau vor, die auf einem Diwan ausgestreckt liegt; ihr Köpfchen ist leicht auf eines der Kissen aufgestützt, die eine Hand hängt herunter, ein Buch liegt zu ihren Füßen, und ihre Tasse mit Lindenblütentee steht auf einem kleinen Tischchen. Nun stelle einen derben Burschen von Ehemann ihr gegenüber. Er ist fünf- oder sechsmal im Zimmer auf und ab gegangen, und jedesmal, wo er sich auf dem Absatz herumgedreht hat, um diesen Spaziergang fortzusetzen, hat die kleine Kranke die Augenbrauen zusammengezogen, um ihm — allerdings vergeblich — damit bemerkbar zu machen, daß das leichteste Geräusch ihr lästig ist; kurz und gut, er nimmt seinen ganzen Mut zusammen und wagt einen Protest gegen die List mit der kühnen Frage:

„Aber hast du wirklich Migräne?“ Bei diesen Worten hebt die junge Frau ein wenig ihr leidendes Köpfchen, hebt einen Arm, der schwach wieder auf den Diwan zurückfällt, hebt ein paar erloschene Augen zur Zimmerdecke empor — mit einem Wort: hebt alles, was sie heben kann; hierauf wirft sie dir einen trüben Blick zu und sagt mit merkwürdig schwacher Stimme:

„Ach! Was sollte ich denn sonst haben? Oh! Beim Sterben braucht man nicht so zu leiden! Das ist also der ganze Trost, den Sie mir geben wollen! Ah! Man sieht wohl, ihr Herren, daß die Natur euch nicht das Amt gegeben hat, Kinder zur Welt zu bringen. Wie eigensüchtig seid ihr, wie ungerecht! Ihr nehmt uns in der ganzen Schönheit der Jugend, frisch, rosig, schlank gewachsen. Schön!

Wenn ihr euer Vergnügen gehabt und die blühenden Gaben zerstört habt, die wir von der Natur empfingen, dann verzeiht ihr uns nicht, daß wir sie um euretwillen verloren haben! Das ist ja auch ganz in der Ordnung! Ihr gönnt uns weder die Freuden noch die Leiden unseres Frauenberufs. Ihr brauchtet Kinder — wir haben unsere Nächte geopfert, sie zu pflegen; aber in den Kindbetten haben wir unsere Gesundheit verloren und haben dafür den Keim der schwersten Leiden empfangen ... (Ach! diese Schmerzen!) ... Es gibt wenig Frauen, die nicht an der Migräne leiden; aber Sie verlangen, daß Ihre Frau eine Ausnahme bilden soll. Sie lachen sogar über ihre Schmerzen; denn von Edelmut wissen Sie nichts ... (Um des Himmels willen, gehen Sie nicht fortwährend!) ... Das hätte ich von Ihnen nicht erwartet ... (Bitte, lassen Sie die Uhr stillstehen; mir ist, wie wenn das Pendel in meinem eigenen Kopfe ticke. Danke.) ... O, wie bin ich unglücklich! Haben Sie nicht eine Riechessenz bei sich. Ja. Ach! Um der Barmherzigkeit willen lassen Sie mich allein leiden und gehen Sie, denn dieser Geruch sprengt mir den Kopf!"

Was kannst du darauf antworten? Ruft dir nicht eine innere Stimme zu: „Aber wenn sie wirklich leidet ...?" Daher räumen denn auch fast alle Ehemänner ganz sachte das Schlachtfeld, und aus den Augenecken sehen ihre Frauen ihnen nach, wie sie auf den Fußspitzen hinausschleichen und leise die Tür ihres Zimmers zumachen, das von nun an ein geheiligter Ort ist.

So ist also die Migräne, mag sie wahr oder falsch sein, bei dir eingebürgert. Von nun an beginnt die Migräne in deiner Ehe ihre Rolle zu spielen. Dieses Thema weiß eine Frau mit wunderbaren Variationen zu versehen; sie spielt es in allen Tonarten. Die Migräne allein genügt einer Frau, um ihren Gatten zur Verzweiflung zu bringen. Die Migräne befällt eine Frau, wann sie will, wo sie will, so lange sie will.

Es gibt Migränen von fünf Tagen und von zehn Minuten, es gibt chronische oder intermittierende.

Manchmal findest du deine Frau im Bett, leidend, hinfällig — und die Fensterläden ihres Zimmers sind geschlossen. Die Migräne hat eine Totenstille hervorgezaubert, vom Hausmeisterstübchen an, wo Holz gespalten wurde, bis zur Dachluke, aus der dein Stallknecht unschuldige Strohbündel auf den Hof geworfen hatte. Von der Echtheit dieser Migräne überzeugt, gehst du aus; aber bei deiner Rückkehr erfährst du, die gnädige Frau habe das Haus verlassen! Bald darauf kehrt sie frisch und rosig zurück und sagt:

„Der Doktor ist dagewesen; er hat mir körperliche Bewegung angeraten, und der Spaziergang, den ich machte, hat mir außerordentlich gut getan!"

Ein anderes Mal willst du bei deiner Frau eintreten.

„O, mein Herr," antwortet dir die Kammerzofe mit allen Anzeichen tiefsten Erstaunens, „die gnädige Frau hat ihre Migräne, niemals habe ich sie so leidend gesehen! Gerade eben ist zum Herrn Doktor geschickt worden. ——"

„Bist du glücklich," sagte Marschall Augereau zum General R., „eine hübsche Frau zu haben!"

„Haben!" erwiderte der andere. — „Ich habe meine Frau höchstens zehn Tage im Jahr. Diese verd . . . . . Frauen haben stets entweder die Migräne oder — sonst was!"

Die Migräne vertritt in Frankreich die Stelle der Sandalen, die in Spanien der Beichtvater vor der Tür des Zimmers läßt, worin er sich mit seinem Beichtkind befindet.

Wenn deine Frau, im Vorgefühl feindlicher Absichten von deiner Seite, sich so unverletzlich machen will wie die Charte, so beginnt sie ein richtiges kleines Migränekonzert aufzuführen. Sie legt sich mit den fürchterlichsten

Schmerzen von der Welt zu Bett. Sie stößt leise Schreie aus, die einem in die Seele schneiden. Sie vollführt mit Anmut alle möglichen Körperbewegungen mit einer Geschicklichkeit, daß man glauben könnte, sie habe keine Knochen im Leibe. Welcher Mann wäre da wohl so taktlos, um einer an derartigen Schmerzen leidenden Frau von Wünschen zu sprechen, die bei ihm ein Anzeichen der vollkommensten Gesundheit sind? Die bloße Höflichkeit erheischt gebieterisch, daß er schweigt. Von nun an weiß eine Frau, daß sie mit Hilfe ihrer allmächtigen Migräne nach Belieben über dem Ehebett gewissermaßen einen Anschlagzettel anbringen kann, wie jenen, der die durch eine Ankündigung der Comédie-Française angelockten Theaterliebhaber zu schneller Umkehr veranlaßt, wenn sie auf dem übergeklebten Streifen lesen: ‚Wegen plötzlichen Unwohlseins der Mademoiselle Mars — keine Vorstellung.'

O Migräne, Beschützerin der unerlaubten Liebesverhältnisse — Steuer, die jeder Ehemann bezahlen muß — Schild, auf dem alle Wünsche des Gatten sich zum Sterben ausstrecken müssen! O gewaltige Migräne! Ist es wirklich möglich, daß die Liebenden dich noch nicht verherrlicht, angebetet, wie eine Gottheit verehrt haben? O Migräne, Meisterin der Gaukelei! O Migräne, Meisterin der Verstellung! Gebenedeiet sei das Hirn, das dich zuerst ersann! Schande dem Arzt, der ein Mittel gegen dich erfinden würde! Ja, du bist das einzige Leiden, das die Frauen segnen, ohne Zweifel aus Dankbarkeit für die Wohltaten, die du ihnen erweisest — o Migräne, Meisterin der Verstellung! O Migräne, Meisterin der Gaukelei!

2. Die Nervosität

Es gibt aber eine Macht, die selbst der Migräne noch überlegen ist; und zu Frankreichs Ruhm müssen wir gestehen, daß diese Macht eine der neuesten Errungen-

schaften des Pariser Geistes ist. Wie bei allen wichtigsten Entdeckungen auf den Gebieten der Künste und der Wissenschaften weiß man auch bei dieser nicht, welchem Genie wir sie verdanken. Nur so viel ist gewiß, daß gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts die ‚Vapeurs' zum erstenmal in Frankreich auftraten. Während also Papin die Kraft vaporisierten Wassers auf Probleme der Mechanik anwandte, vollbrachte eine leider unbekannte Französin die ruhmvolle Tat und beschenkte ihre Geschlechtsgenossinnen mit der Fähigkeit, ihre Fluida vaporisieren zu können. Die wunderbaren Wirkungen, die man dank den Vapeurs erzielte, lenkten die Aufmerksamkeit auf die Nerven; und so entstand, von Fiber zu Fiber, die Neurologie. Diese wunderbare Wissenschaft hat bereits Philipps und andere geschickte Physiologen auf die Entdeckung des Nervenfluidums und seines Umlaufs gebracht; vielleicht stehen sie unmittelbar vor der Entdeckung seiner Organe, seines bis jetzt noch unbekannten Entstehens und seiner Verflüchtigung. Und so werden wir, dank einigen Mätzchen unserer Damen, eines Tages dahin gelangen, in die Geheimnisse jener unbekannten Macht einzudringen, die wir in diesem Buche schon mehr als einmal als ‚Willen' bezeichnet haben. Aber wir wollen uns nicht auf das verbotene Gebiet der medizinischen Philosophie begeben, sondern die Nerven und die Vapeurs nur in ihren Beziehungen zur Ehe betrachten.

Bei der Nervosität — unter dieser pathologischen Bezeichnung begreift man alle Leiden des Nervensystems — sind hinsichtlich des Gebrauchs, den die verheirateten Frauen davon machen, zwei Arten zu unterscheiden; denn gegen medizinische Klassifikationen empfindet unsere Physiologie den stolzesten Abscheu. Für uns gibt es also nur:

1. Die klassische Nervosität,
2. Die romantische Nervosität.

Den Anfällen der klassischen Nervosität ist etwas Kriegerisches und Lebhaftes eigen. Die Frauen, bei denen diese klassischen Anfälle auftreten, sind heftig wie Wahrsagerinnen, zügellos wie Mänaden, aufgeregt wie Bacchantinnen — es ist reines klassisches Altertum.

Die Frauen mit romantischen Anfällen sind sanft und klagend wie Balladen, die in schottischen Nebeln gesungen werden. Sie sind bleich wie junge Mädchen, die durch den Tanz oder durch die Liebe ins Grab gebracht werden. Sie sind im reinsten Sinne des Wortes elegisch — in ihnen verkörpert sich die ganze Schwermut des Nordens.

Jene Frau da mit den schwarzen Haaren, mit dem durchdringenden Blick, mit der kräftigen Hautfarbe, mit den trockenen Lippen, mit der kräftigen Hand — sie muß heiß und konvulsivisch sein, in ihr verkörpert sich der Geist der klassischen Nervosität; eine junge Blonde dagegen mit weißer Haut ist die Verkörperung der romantischen Nervosität. Der einen gehört das Reich der Nerven, der andern das Reich des Vapeurs.

Oft findet ein Gatte beim Nachhausekommen seine Frau in Tränen.

„Was hast du, mein lieber Engel?"

„Ich — ich habe nichts."

„Aber du weinst ja!"

„Ich weine, ich weiß selber nicht warum. Ich bin so traurig! Ich habe Gesichter in den Wolken gesehen, und diese Gesichter erscheinen mir stets nur, wenn irgend ein Unglück unmittelbar bevorsteht; ich werde wohl sterben . . ."

Hierauf spricht sie mit leiser Stimme von ihrem verstorbenen Vater, von ihrem verstorbenen Onkel, von ihrem verstorbenen Großvater und von ihrem verstorbenen Vetter. Sie ruft alle diese beklagenswerten Schatten an, sie macht in Gedanken deren Krankheiten durch, sie wird von allen Leiden angegriffen, an denen diese gelitten haben, sie

fühlt ihr Herz zu stark schlagen oder ihre Milz anschwellen ... Du sagst zu dir selber und machst ein selbstzufriedenes Gesicht dazu:

„Ich weiß wohl, woher das kommt!"

Nun versuchst du, sie zu trösten; aber da hast du eine Frau vor dir, die wie ein offener Koffer gähnt, die sich über die Brust beklagt, wieder zu weinen anfängt, dich anfleht, du mögest sie mit ihren trübseligen Erinnerungen allein lassen. Sie spricht mit dir von ihrem letzten Willen, geht im Gefolge ihres eigenen Leichenbegängnisses, begräbt sich, pflanzt auf ihrem Grabe eine nickende grüne Trauerweide auf. Wo du ein fröhliches Hochzeitsgedicht vortragen wolltest, da findest du eine schwarze Grabschrift. Deine Anwandlung, sie trösten zu wollen, löst sich in Ixions Wolke auf.

Es gibt höchst ehrenwerte Frauen, die auf diese Weise ihren gefühlvollen Ehemännern Kaschmirschals, Diamanten, die Bezahlung ihrer Schulden oder das Geld für eine Loge in der Komischen Oper entlocken; aber fast immer werden die Vapeurs als Waffen im Entscheidungskampf des häuslichen Kriegs benutzt.

Auf ihre Rückenmarksschwindsucht und ihre angegriffene Brust sich berufend, sucht eine Frau Zerstreuungen; sie kleidet sich übertrieben warm, und du bemerkst in ihrer Toilette alle Anzeichen des Spleens; sie geht nur noch aus, wenn eine intime Freundin, ihre Mutter oder ihre Schwester sie von dem Diwan herunterholen, der ihr Leben verzehrt und auf dem sie ihre ganze Zeit damit hinbringt, Elegien zu dichten. Die gnädige Frau wird vierzehn Tage auf dem Lande verbringen, weil der Doktor dies anordnet, kurzum, sie geht, wohin sie will, und tut, was sie will. Würde jemals ein Mann so brutal sein, sich derartigen Wünschen zu widersetzen, eine Frau daran zu hindern, Heilung von so grausamen Leiden zu suchen?

Denn das ist durch lange wissenschaftliche Debatten festgestellt worden, daß die Nerven fürchterliche Schmerzen verursachen.

Besonders aber im Bett spielen die Vapeurs ihre Rolle. Wenn eine Frau keine Migräne hat, so hat sie ihre Vapeurs; wenn sie weder Vapeurs noch Migräne hat, so steht sie unter dem Schutze des Venusgürtels, der, wie du weißt, eine Mythe ist.

Unter den Frauen, die mit Vapeurs gegen dich in die Schlacht ziehen, gibt es einige, die blonder, zarter, gefühlvoller sind als die andern und die Gottesgabe der Tränen empfangen haben, sie wissen so wunderbar zu weinen! Sie weinen, wann sie wollen, wie sie wollen und so lange sie wollen. Sie richten ein vollständiges Angriffssystem ein, das in einer erhabenen Resignation besteht, und die Siege, die sie erfechten, sind um so glänzender, weil sie dabei in guter Gesundheit bleiben.

Läßt nun ein Ehemann im höchsten Zorn sich hinreißen, seinen bestimmten Willen auszusprechen — dann sehen sie ihn mit unterwürfiger Miene an, neigen das Haupt und schweigen. Diese Pantomimik bringt fast immer einen Ehemann außer sich. Bei derartigen ehelichen Kämpfen hat ein Mann es lieber, wenn eine Frau spricht und sich verteidigt; denn dabei regt man sich auf, ärgert sich. Aber bei diesen Frauen gibt es so etwas nicht. Ihr Stillschweigen beunruhigt dich, und du empfindest eine Art von Gewissensbissen, wie der Mörder, der bei seinem Opfer keinen Widerstand gefunden hat, von einer doppelten Furcht befallen wird. Er hätte lieber in der Notwehr morden mögen. Du kehrst wieder zu ihr zurück. Als deine Schritte sich nähern, trocknet deine Frau ihre Tränen und verbirgt ihr Taschentuch — aber so, daß du sehen mußt, daß sie geweint hat. Du bist gerührt. Du flehst deine Karoline an, sie möchte doch sprechen; in der Bewegung deines gefühl-

vollen Herzens vergißt du alles; da schluchzt sie sprechend und spricht schluchzend — mit einer mühlradartigen Beredsamkeit; sie macht dich ganz betäubt mit ihren Tränen, mit ihren verworrenen Gedanken, mit ihren abgebrochenen Sätzen: es braust über dich her wie ein Mühlradgeklapper, wie ein Wasserfall.

Die Französinnen, und besonders die Pariserinnen, verstehen sich wunderbar auf derartige Szenen, denen ihre ganze Naturanlage, ihr Geschlecht, ihre Toilette und ihre ganze Sprechweise ungeahnte Reize verleihen. Wie oft ist nicht auf dem kapriziösen Antlitz einer solchen anbetungswürdigen Komödiantin ein boshaftes Lächeln an die Stelle der Tränen getreten, wenn sie sieht, wie ihr Ehemann eilfertig bemüht ist, das schwache Seidenband zu zerreißen, das ihr Mieder zusammenhält, oder den Kamm wieder festzustecken, der ihre Haare zusammenhielt, die stets in Tausenden von goldenen Locken sich auflösen möchten!

Aber alle diese Listen der Neuzeit sind nichts gegen den Geist des Altertums, gegen die unwiderstehlichen Nervenanfälle, den Waffentanz der Ehe!

Oh! Welche Wonnen versprechen einem Liebhaber die Lebhaftigkeit dieser zuckenden Bewegungen, das Feuer dieser Blicke, die Kraft dieser Glieder, die selbst in solchem Anfall noch anmutig bleiben! In solchen Krisen wälzt sich eine Frau auf der Erde mit der Unwiderstehlichkeit eines Sturmwindes, lodert empor wie die Flammen einer Feuersbrunst, wird sanft wie eine Welle, die über weiße Kiesel dahingleitet — sie unterliegt einem Übermaß von Liebe, sie sieht die Zukunft, sie prophezeit. Vor allem aber sieht sie die Gegenwart, sie streckt einen Ehemann besiegt zu Boden und flößt ihm eine Art von panischem Schrecken ein.

Oft braucht ein Mann nur ein einziges Mal seine Frau gesehen zu haben, wie sie drei oder vier kräftige Männer beiseite schob, wie wenn es Federn gewesen wären. Er

wird niemals wieder versuchen, sie zu verführen. Er wird sein wie ein Kind, das einmal an einer Kurbel einer gefährlichen Maschine gedreht hat, so daß diese sich in Bewegung setzte, und das seitdem einen unglaublichen Respekt vor der alltäglichsten mechanischen Vorrichtung hat. Ich kannte einen Ehemann, einen sanften und friedfertigen Herrn, der mit seinen Augen beständig an den Augen seiner Frau hing — gerade wie wenn man ihn in einen Löwenkäfig gesteckt und ihm gesagt hätte, wenn er die Bestie nicht reize, so würde er mit dem Leben davonkommen.

Die Nervenanfälle sind aber sehr anstrengend und werden von Tag zu Tag seltener; die romantische Nervosität wiegt vor.

Es hat zwar einige phlegmatische Ehemänner gegeben, die zu jenen Männern gehören, die lange lieben, weil sie mit ihren Gefühlen haushälterisch umgehen; diese haben über Migräne und Nervosität zu triumphieren gewußt; aber derartige erhabene Menschen sind selten. Als getreue Schüler des braven Sankt Thomas, der den Finger in Christi Wunde legen wollte, besitzen sie die Ungläubigkeit eines Atheisten. Unerschütterlich inmitten aller Tücken der Migräne und aller Fallen der Nervosität jeder Art, konzentrieren sie ihre Aufmerksamkeit auf die Szene, die ihnen vorgespielt wird; sie prüfen die Schauspielerin, sie suchen eine der Triebfedern ihrer Handlungsweise zu entdecken; und wenn sie den Mechanismus der Kulissenschieberei herausgefunden haben, machen sie sich den Spaß, irgend einem Gegengewicht einen leichten Druck zu geben, wodurch sie sich sehr leicht davon überzeugen, ob die Krankheiten echt sind oder ob nur eine Ehestandskomödie gespielt wird.

Sollte aber durch eine Anspannung seiner Aufmerksamkeit, die vielleicht über menschliche Kräfte hinausgeht, ein Ehemann allen diesen Ränken entgehen, die eine

unzähmbare Liebe den Frauen eingibt, so muß er doch durch den Gebrauch einer furchtbaren Waffe besiegt werden — der letzten Waffe allerdings, zu der eine Frau greift, denn sie wird stets nur mit einem gewissen Widerstreben ihre Herrschaft über den Gatten selber zerstören; aber es ist eine vergiftete Waffe, die so tödlich ist wie das verhängnisvolle Fallbeil des Scharfrichters. Hiermit gelangen wir zum letzten Paragraphen vorliegender Betrachtung.

3. Die Schamhaftigkeit in bezug auf die Ehe

Ehe wir uns mit der Schamhaftigkeit beschäftigen, wäre es vielleicht nötig, festzustellen, ob sie überhaupt existiert. Ist sie nicht etwa bei der Frau nur eine geschickt angewandte Koketterie? Sollte es nicht etwa nur das Gefühl sein, daß sie die freie Verfügung über ihren Körper hat? Man bedenke, daß die Hälfte aller Frauen auf der Erde beinahe nackt gehen. Sollte sie etwa nur eine soziale Schimäre sein? Dies behauptete Diderot, indem er den Einwand erhob, daß dies Gefühl vor der Krankheit und dem Elend nicht standhalte.

Auf alle diese Fragen läßt sich wohl eine Antwort geben.

Ein nachdenklicher Schriftsteller hat kürzlich behauptet, die Männer besäßen viel mehr Schamhaftigkeit als die Frauen. Er hat zur Unterstützung dieser Behauptung eine große Anzahl chirurgischer Beobachtungen mitgeteilt; sollten aber seine Schlußfolgerungen unsere Aufmerksamkeit verdienen, so müßten eine gewisse Zeit hindurch die Männer von Chirurginnen behandelt werden.

Die von Diderot ausgesprochene Meinung fällt noch weniger ins Gewicht.

Wenn man das Vorhandensein der Scham leugnet, weil diese in Krisen verschwindet, in denen fast alle menschlichen Gefühle untergehen, so ist das dasselbe, wie wenn

man behaupten wollte, es gäbe kein Leben, weil auf jedes Leben der Tod folgt.

Wir wollen annehmen, daß das eine Geschlecht so viel Schamhaftigkeit besitzt wie das andere, und wollen untersuchen, worin diese besteht.

Nach Rousseau entsteht die Schamhaftigkeit aus den Koketterien, die alle Weibchen anwenden müssen, um das Männchen an sich zu ziehen. Auch diese Meinung scheint uns ein Irrtum zu sein.

Die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts haben der menschlichen Gesellschaft ohne Zweifel unermeßliche Dienste erwiesen; aber ihre auf dem Sensualismus beruhende Philosophie ist nicht einmal unter die menschliche Haut eingedrungen. Sie haben nur die äußere Welt in Betracht gezogen; und schon hierdurch verzögerten sie für einen gewissen Zeitraum die sittliche Entwicklung des Menschen und die Fortschritte einer Wissenschaft, die ihre Urelemente stets dem Evangelium entnehmen wird, das die eifrigen Jünger des Menschensohnes in Zukunft besser begreifen werden.

Das Studium der Geheimnisse des Denkens, die Entdeckung der Organe der menschlichen ‚Seele', die Ausmessung ihrer Kräfte, die Erkenntnis der Eigenschaften ihrer Kraft, das Eindringen in ihre scheinbare Fähigkeit, sich unabhängig vom Leibe zu bewegen, sich überall hinzubegeben, wohin sie will, und ohne Hilfe der körperlichen Organe zu sehen, endlich die Bestimmung ihrer dynamischen Gesetze und ihres physischen Einflusses — dies alles bildet den glorreichen Anteil des nächsten Jahrhunderts am Schatze der menschlichen Wissenschaften. Und unsere augenblickliche Beschäftigung besteht vielleicht nur darin, die riesigen Blöcke zuzuhauen, die später irgend einem gewaltigen Genius dazu dienen werden, ein glorreiches Gebäude aufzuführen.

So ist Rousseaus Irrtum der Irrtum seines Jahrhunderts gewesen. Er erklärt die Schamhaftigkeit aus den Beziehungen der Menschen untereinander, statt sie aus den sittlichen Beziehungen zu erklären, die der Mensch zu seinem eigenen Wesen hat. Die Schamhaftigkeit läßt sich ebensowenig analysieren wie das Gewissen; vielleicht aber liegt ein instinktmäßiges Verständnis darin, wenn man sie das Gewissen des Leibes genannt hat; denn das Gewissen lenkt unsere Gefühle und die geringsten Verrichtungen unseres Denkens dem Guten zu, wie die Schamhaftigkeit über den äußerlichen Bewegungen waltet. Handlungen, die unsern Interessen zu nahe treten und gleichzeitig gegen die Gesetze des Gewissens verstoßen, verletzen uns tiefer als alle andern; und werden sie wiederholt, so entspringt aus ihnen ein Gefühl des Hasses. Ebenso verhält es sich in bezug auf die Liebe — die nichts weiter ist als der Ausdruck unserer ganzen Sinnlichkeit — mit allen Handlungen, die der Scham zuwiderlaufen. Wenn eine hochgesteigerte Schamhaftigkeit eine der Lebensbedingungen der Ehe ist — wie wir im ‚Ehestandskatechismus', Betrachtung IV, zu beweisen versucht haben — so leuchtet es ein, daß Zuchtlosigkeit die Ehe zersetzen wird. Aber dieser Grundsatz, zu dessen Erklärung der Physiologe langer Erörterungen bedarf, wird von der Frau fast stets mechanisch angewandt; denn die Gesellschaft, die im Interesse des äußern Menschen alles übertreibt, entwickelt in der Frau schon von Kindesbeinen an dieses Gefühl, das den Mittelpunkt für fast alle andern bildet. In dem Augenblick, wo dieser unermeßliche Schleier fällt, der der kleinsten Bewegung ihre natürliche Brutalität nimmt, verschwindet daher die Frau. Seele, Herz, Geist, Liebe, Anmut — alles stürzt zusammen. In einer Lage, in der die jungfräuliche Unschuld eines Mädchens von Otahiti erglänzt, wird die Europäerin greulich. Und dies

ist die letzte Waffe, die eine Ehefrau ergreift, um sich vom Zwange des Gefühls zu befreien, das ihr Gatte ihr noch entgegenbringt. Ihre Häßlichkeit ist ihre Stärke; und dieselbe Frau, die es als das größte Unglück betrachten würde, wenn ihr Liebhaber auch nur das unbedeutendste Geheimnis ihrer Toilette sähe — sie wird sich ein Vergnügen daraus machen, sich ihrem Gatten in der unvorteilhaftesten Situation zu zeigen, die sie nur ersinnen kann.

Mit einer rücksichtslosen Anwendung dieses Systems wird sie versuchen, dich aus dem Ehebett zu vertreiben. Frau Shandy fragte Tristrams Vater in aller Unschuld, ob er auch nicht vergessen hätte, die Uhr aufzuziehen; deine Frau dagegen wird sich ein Vergnügen daraus machen, dich durch die unzweideutigsten Fragen zu unterbrechen. Wo bisher Bewegung und Leben war, ist jetzt Ruhe und Tod. Eine Liebesszene wird zu einem Geschäftsabschluß, bei dem es lange Debatten gibt, über den sozusagen eine notarielle Urkunde aufgenommen wird. Aber wir haben an andern Stellen hinreichend bewiesen, daß wir uns gegen die komische Seite gewisser ehelicher Krisen nicht verschließen; darum sei uns hier gestattet, auf die komischen Wirkungen zu verzichten, die die Muse eines Verville und Martial in der Heimtücke weiblicher Manöver finden könnten, in der beleidigenden Kühnheit der Worte, im Zynismus mancher Situationen. Die Sache ist zu traurig, um darüber zu lachen, und zu komisch, um sich darüber zu betrüben. Wenn eine Frau bei solchen äußersten Mitteln angelangt ist, liegen Welten zwischen ihr und ihrem Gatten. Trotzdem gibt es gewisse Frauen, denen der Himmel die Gabe verliehen hat, allem einen lieblichen Anstrich zu geben, die in diese Dinge eine gewisse geistreiche und komische Anmut hineinzubringen wissen, und die, wie Sully sich ausdrückte, einen so hübschen spitzen Schnabel haben, daß ihnen ihre Launen und Unarten ver-

ziehen werden und sie trotz allem sich nicht das Herz ihres Gatten entfremden.

Welche Seele ist so kräftig, welcher Mann ist so stark in seiner Liebe, um nach einer zehnjährigen Ehe noch in seiner Leidenschaft zu verharren, eine Frau zu lieben, die ihn nicht mehr liebt, die ihm dies zu jeder Stunde beweist, die ihn zurückstößt, die absichtlich ärgerlich, boshaft, krank, launenhaft ist, die sogar auf Eleganz und Sauberkeit verzichtet, damit nur ja ihr Mann von ihr abläßt, die sogar auf den Abscheu rechnet, den die Schamlosigkeit einflößt?

Dies alles, mein werter Herr, ist aber noch viel fürchterlicher, denn:

XCI. Liebende wissen nichts von Schamhaftigkeit.

Und nun sind wir beim letzten Höllenkreise der göttlichen Komödie der Ehe angelangt; wir sind in der tiefsten Hölle.

Es liegt etwas unerklärbar Schreckliches in der Lage, in die eine verheiratete Frau gerät, wenn eine unerlaubte Liebe sie ihren Pflichten als Mutter und Gattin entzieht. Nach Diderots sehr treffendem Ausdruck ist die Untreue bei einer Frau wie der Unglaube bei einem Priester der höchste Grad menschlicher Pflichtvergessenheit; es ist das größte soziale Verbrechen, das die Frau begehen kann. Denn es schließt für sie alle andern ein. Denn entweder entweiht die Frau ihre Liebe, indem sie fortfährt, ihrem Ehemann anzugehören, oder sie zerreißt alle Bande, die sie an ihre Familie knüpfen, indem sie sich ganz und gar ihrem Liebhaber hingibt. Zwischen diesen beiden Möglichkeiten muß sie wählen, denn ihre einzige Entschuldigung ist das Übermaß ihrer Liebe.

Sie lebt also zwischen zwei Missetaten: entweder macht sie ihren Liebhaber unglücklich, wenn seine Leidenschaft

aufrichtig ist, oder sie macht ihren Mann unglücklich, wenn sie noch von ihm geliebt wird.

Aus diesem furchtbaren Zwiespalt des weiblichen Lebens ergeben sich alle Bizarrerien in dem Verhalten der Frauen. Aus diesem Zwiespalt entspringen ihre Lügen, ihre Tücken, hierin liegt die Erklärung aller ihrer Geheimnisse. Dieser Gedanke kann einen schaudern machen. Daher hat, soweit nur die Verhältnisse des Daseins in Betracht kommen, ohne Zweifel eine Frau hundertmal recht, wenn sie das Unglück der Tugend erwählt und die Glückseligkeiten des Verbrechens verschmäht. Fast allen wiegt jedoch die Ekstase einer halben Stunde alle Leiden der Zukunft und endlose Ängste auf. Wenn der lebenerhaltende Trieb, der alle Kreatur beseelt — die Todesfurcht — sie nicht zurückhält: was soll man dann von Gesetzen erwarten, die sie auf zwei Jahre zu den Madelonnettes[1]) schicken? O großartige Ruchlosigkeit! Aber wenn man dann daran denkt, daß der Gegenstand dieser Opfer einer unserer Brüder ist, ein Herr, dem wir nicht unser Vermögen anvertrauen würden — wenn wir welches haben —; ein Mensch, der seinen Überrock zuknöpft wie wir alle: dann möchte man ein Gelächter anschlagen, das vom Luxembourg in ganz Paris zu hören wäre und sogar noch auf Montmartre einen Esel erschreckte, der friedlich auf seiner Weide ginge.

Man wird es vielleicht sehr sonderbar finden, daß wir in diesem Buch über die Ehe so viele fremde Gegenstände gestreift haben; aber die Ehe ist nicht nur das ganze menschliche Leben — sie bedeutet zwei Menschenleben. Und wie von der Lotterie für die Hinzufügung einer einzigen Zahl im Gewinnfall das Hundertfache ausgezahlt wird, so werden auch die ohnehin schon so mannigfaltigen Zufälle des menschlichen Lebens in einer erschreckenden Progression vervielfältigt, wenn mit einem Leben ein anderes Leben vereinigt wird.

[1]) Pariser Besserungshaus für gefallene Frauenzimmer.

DIE LETZTEN SYMPTOME

DER Verfasser dieses Buches ist in der Welt so vielen Leuten begegnet, die von einer Art Fanatismus für richtige Zeit, für mittlere Zeit, für Sekundenuhren und für Pünktlichkeit in ihrem ganzen Dasein besessen waren, daß nach seiner Meinung diese Betrachtung für die Ruhe einer großen Zahl von Ehemännern zu notwendig ist, um sie auslassen zu können. Es wäre grausam gewesen, Menschen, die durchaus alles genau auf die Stunde wissen müssen, einen Kompaß vorzuenthalten, nachdem sie die letzten Abweichungen vom ehelichen Zodiakus beurteilen und genau den Augenblick bestimmen können, in dem das Zeichen des Minotauros am Horizont erscheint.

Die ‚Bestimmung des Ehebettes' erforderte vielleicht eigentlich ein Buch ganz für sich, so genau und sorgfältig müssen die Beobachtungen gemacht werden. Der Magister gesteht, daß er in seinen jungen Jahren bisher nur sehr wenig Symptome hat sammeln können; aber er empfindet einen gerechten Stolz, daß er hier, wo er beim Schluß seiner schwierigen Unternehmung anlangt, darauf aufmerksam machen kann, daß er seinen Nachfolgern einen neuen Gegenstand der Untersuchung hinterläßt und daß bei einem dem Anschein nach so abgenutzten Stoff nicht nur lange nicht alles gesagt war, sondern daß noch sehr viele Umstände aufzuklären bleiben. Er überliefert also hier, ohne Ordnung und ohne verknüpfendes Band, die unförmlichen Elemente, die er bis zum heutigen Tage hat sammeln können; doch hofft er, er werde Muße finden, sie später zu ordnen und zu einem vollständigen System auszuarbeiten. Sollte er zugunsten dieses im besten Sinne nationalen Unternehmens voreingenommen sein, so glaubt er doch — ohne befürchten zu müssen, dieserhalb der Eitelkeit geziehen zu werden — an dieser Stelle auf die

natürliche Einteilung dieser Beobachtungen hinweisen zu müssen. Sie scheiden sich notwendigerweise in zwei Arten: die einhörnigen und die zweihörnigen. Der einhörnige Minotauros ist der weniger bösartige: die beiden Schuldigen halten sich an die platonische Liebe, oder zum mindesten hinterläßt ihre Leidenschaft keine Spuren, die noch in der Nachwelt sichtbar sind; der zweihörnige Minotauros dagegen ist das Unglück mit allen seinen bösen Früchten.

Wir haben die Symptome, die uns diese letztgenannte Art zu betreffen scheinen, durch ein Sternchen bezeichnet.

Minotaurische Beobachtungen

* I. Wenn eine Frau ihrem Ehemann, nachdem sie lange Zeit von ihm getrennt gewesen war, gar zu auffällig entgegenkommt, um ihn zur Liebe zu verlocken, so handelt sie nach dem Grundsatz des Seerechts: die Flagge deckt die Ware.

II. Eine Frau ist auf dem Ball; eine ihrer Freundinnen kommt nach ihr und sagt zu ihr:

„Ihr Mann hat recht viel Geist."

„Finden Sie? ..."

III. Deine Frau findet, es sei an der Zeit, euer Kind, von dem sie sich bis dahin niemals trennen wollte, in Pension zu geben.

* IV. In dem Scheidungsprozeß des Lord Abergaveny sagte der Kammerdiener aus: „Die Frau Viscounteß hatte einen solchen Widerwillen gegen alles, was Mylord gehörte, daß ich sehr oft sah, wie sie sogar Papierschnitzel verbrannte, die er in ihrem Zimmer angerührt hatte."

V. Ein entscheidendes Symptom ist es, wenn eine bequeme Frau plötzlich Tatkraft entwickelt, wenn eine Frau, die Abscheu vor dem Lernen hatte, sich mit einer fremden Sprache beschäftigt, und überhaupt, wenn in ihrem Charakter eine vollständige Wandlung eintritt.

vollen Herzens vergißt du alles; da schluchzt sie sprechend und spricht schluchzend — mit einer mühlradartigen Beredsamkeit; sie macht dich ganz betäubt mit ihren Tränen, mit ihren verworrenen Gedanken, mit ihren abgebrochenen Sätzen: es braust über dich her wie ein Mühlradgeklapper, wie ein Wasserfall.

Die Französinnen, und besonders die Pariserinnen, verstehen sich wunderbar auf derartige Szenen, denen ihre ganze Naturanlage, ihr Geschlecht, ihre Toilette und ihre ganze Sprechweise ungeahnte Reize verleihen. Wie oft ist nicht auf dem kapriziösen Antlitz einer solchen anbetungswürdigen Komödiantin ein boshaftes Lächeln an die Stelle der Tränen getreten, wenn sie sieht, wie ihr Ehemann eilfertig bemüht ist, das schwache Seidenband zu zerreißen, das ihr Mieder zusammenhält, oder den Kamm wieder festzustecken, der ihre Haare zusammenhielt, die stets in Tausenden von goldenen Locken sich auflösen möchten!

Aber alle diese Listen der Neuzeit sind nichts gegen den Geist des Altertums, gegen die unwiderstehlichen Nervenanfälle, den Waffentanz der Ehe!

Oh! Welche Wonnen versprechen einem Liebhaber die Lebhaftigkeit dieser zuckenden Bewegungen, das Feuer dieser Blicke, die Kraft dieser Glieder, die selbst in solchem Anfall noch anmutig bleiben! In solchen Krisen wälzt sich eine Frau auf der Erde mit der Unwiderstehlichkeit eines Sturmwindes, lodert empor wie die Flammen einer Feuersbrunst, wird sanft wie eine Welle, die über weiße Kiesel dahingleitet — sie unterliegt einem Übermaß von Liebe, sie sieht die Zukunft, sie prophezeit. Vor allem aber sieht sie die Gegenwart, sie streckt einen Ehemann besiegt zu Boden und flößt ihm eine Art von panischem Schrecken ein.

Oft braucht ein Mann nur ein einziges Mal seine Frau gesehen zu haben, wie sie drei oder vier kräftige Männer beiseite schob, wie wenn es Federn gewesen wären. Er

wird niemals wieder versuchen, sie zu verführen. Er wird sein wie ein Kind, das einmal an einer Kurbel einer gefährlichen Maschine gedreht hat, so daß diese sich in Bewegung setzte, und das seitdem einen unglaublichen Respekt vor der alltäglichsten mechanischen Vorrichtung hat. Ich kannte einen Ehemann, einen sanften und friedfertigen Herrn, der mit seinen Augen beständig an den Augen seiner Frau hing — gerade wie wenn man ihn in einen Löwenkäfig gesteckt und ihm gesagt hätte, wenn er die Bestie nicht reize, so würde er mit dem Leben davonkommen.

Die Nervenanfälle sind aber sehr anstrengend und werden von Tag zu Tag seltener; die romantische Nervosität wiegt vor.

Es hat zwar einige phlegmatische Ehemänner gegeben, die zu jenen Männern gehören, die lange lieben, weil sie mit ihren Gefühlen haushälterisch umgehen; diese haben über Migräne und Nervosität zu triumphieren gewußt; aber derartige erhabene Menschen sind selten. Als getreue Schüler des braven Sankt Thomas, der den Finger in Christi Wunde legen wollte, besitzen sie die Ungläubigkeit eines Atheisten. Unerschütterlich inmitten aller Tücken der Migräne und aller Fallen der Nervosität jeder Art, konzentrieren sie ihre Aufmerksamkeit auf die Szene, die ihnen vorgespielt wird; sie prüfen die Schauspielerin, sie suchen eine der Triebfedern ihrer Handlungsweise zu entdecken; und wenn sie den Mechanismus der Kulissenschieberei herausgefunden haben, machen sie sich den Spaß, irgend einem Gegengewicht einen leichten Druck zu geben, wodurch sie sich sehr leicht davon überzeugen, ob die Krankheiten echt sind oder ob nur eine Ehestandskomödie gespielt wird.

Sollte aber durch eine Anspannung seiner Aufmerksamkeit, die vielleicht über menschliche Kräfte hinausgeht, ein Ehemann allen diesen Ränken entgehen, die eine

unzähmbare Liebe den Frauen eingibt, so muß er doch durch den Gebrauch einer furchtbaren Waffe besiegt werden — der letzten Waffe allerdings, zu der eine Frau greift, denn sie wird stets nur mit einem gewissen Widerstreben ihre Herrschaft über den Gatten selber zerstören; aber es ist eine vergiftete Waffe, die so tödlich ist wie das verhängnisvolle Fallbeil des Scharfrichters. Hiermit gelangen wir zum letzten Paragraphen vorliegender Betrachtung.

3. Die Schamhaftigkeit in bezug auf die Ehe

Ehe wir uns mit der Schamhaftigkeit beschäftigen, wäre es vielleicht nötig, festzustellen, ob sie überhaupt existiert. Ist sie nicht etwa bei der Frau nur eine geschickt angewandte Koketterie? Sollte es nicht etwa nur das Gefühl sein, daß sie die freie Verfügung über ihren Körper hat? Man bedenke, daß die Hälfte aller Frauen auf der Erde beinahe nackt gehen. Sollte sie etwa nur eine soziale Schimäre sein? Dies behauptete Diderot, indem er den Einwand erhob, daß dies Gefühl vor der Krankheit und dem Elend nicht standhalte.

Auf alle diese Fragen läßt sich wohl eine Antwort geben.

Ein nachdenklicher Schriftsteller hat kürzlich behauptet, die Männer besäßen viel mehr Schamhaftigkeit als die Frauen. Er hat zur Unterstützung dieser Behauptung eine große Anzahl chirurgischer Beobachtungen mitgeteilt; sollten aber seine Schlußfolgerungen unsere Aufmerksamkeit verdienen, so müßten eine gewisse Zeit hindurch die Männer von Chirurginnen behandelt werden.

Die von Diderot ausgesprochene Meinung fällt noch weniger ins Gewicht.

Wenn man das Vorhandensein der Scham leugnet, weil diese in Krisen verschwindet, in denen fast alle menschlichen Gefühle untergehen, so ist das dasselbe, wie wenn

man behaupten wollte, es gäbe kein Leben, weil auf jedes Leben der Tod folgt.

Wir wollen annehmen, daß das eine Geschlecht so viel Schamhaftigkeit besitzt wie das andere, und wollen untersuchen, worin diese besteht.

Nach Rousseau entsteht die Schamhaftigkeit aus den Koketterien, die alle Weibchen anwenden müssen, um das Männchen an sich zu ziehen. Auch diese Meinung scheint uns ein Irrtum zu sein.

Die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts haben der menschlichen Gesellschaft ohne Zweifel unermeßliche Dienste erwiesen; aber ihre auf dem Sensualismus beruhende Philosophie ist nicht einmal unter die menschliche Haut eingedrungen. Sie haben nur die äußere Welt in Betracht gezogen; und schon hierdurch verzögerten sie für einen gewissen Zeitraum die sittliche Entwicklung des Menschen und die Fortschritte einer Wissenschaft, die ihre Urelemente stets dem Evangelium entnehmen wird, das die eifrigen Jünger des Menschensohnes in Zukunft besser begreifen werden.

Das Studium der Geheimnisse des Denkens, die Entdeckung der Organe der menschlichen ‚Seele', die Ausmessung ihrer Kräfte, die Erkenntnis der Eigenschaften ihrer Kraft, das Eindringen in ihre scheinbare Fähigkeit, sich unabhängig vom Leibe zu bewegen, sich überall hinzubegeben, wohin sie will, und ohne Hilfe der körperlichen Organe zu sehen, endlich die Bestimmung ihrer dynamischen Gesetze und ihres physischen Einflusses — dies alles bildet den glorreichen Anteil des nächsten Jahrhunderts am Schatze der menschlichen Wissenschaften. Und unsere augenblickliche Beschäftigung besteht vielleicht nur darin, die riesigen Blöcke zuzuhauen, die später irgend einem gewaltigen Genius dazu dienen werden, ein glorreiches Gebäude aufzuführen.

So ist Rousseaus Irrtum der Irrtum seines Jahrhunderts gewesen. Er erklärt die Schamhaftigkeit aus den Beziehungen der Menschen untereinander, statt sie aus den sittlichen Beziehungen zu erklären, die der Mensch zu seinem eigenen Wesen hat. Die Schamhaftigkeit läßt sich ebensowenig analysieren wie das Gewissen; vielleicht aber liegt ein instinktmäßiges Verständnis darin, wenn man sie das Gewissen des Leibes genannt hat; denn das Gewissen lenkt unsere Gefühle und die geringsten Verrichtungen unseres Denkens dem Guten zu, wie die Schamhaftigkeit über den äußerlichen Bewegungen waltet. Handlungen, die unsern Interessen zu nahe treten und gleichzeitig gegen die Gesetze des Gewissens verstoßen, verletzen uns tiefer als alle andern; und werden sie wiederholt, so entspringt aus ihnen ein Gefühl des Hasses. Ebenso verhält es sich in bezug auf die Liebe — die nichts weiter ist als der Ausdruck unserer ganzen Sinnlichkeit — mit allen Handlungen, die der Scham zuwiderlaufen. Wenn eine hochgesteigerte Schamhaftigkeit eine der Lebensbedingungen der Ehe ist — wie wir im ‚Ehestandskatechismus', Betrachtung IV, zu beweisen versucht haben — so leuchtet es ein, daß Zuchtlosigkeit die Ehe zersetzen wird. Aber dieser Grundsatz, zu dessen Erklärung der Physiologe langer Erörterungen bedarf, wird von der Frau fast stets mechanisch angewandt; denn die Gesellschaft, die im Interesse des äußern Menschen alles übertreibt, entwickelt in der Frau schon von Kindesbeinen an dieses Gefühl, das den Mittelpunkt für fast alle andern bildet. In dem Augenblick, wo dieser unermeßliche Schleier fällt, der der kleinsten Bewegung ihre natürliche Brutalität nimmt, verschwindet daher die Frau. Seele, Herz, Geist, Liebe, Anmut — alles stürzt zusammen. In einer Lage, in der die jungfräuliche Unschuld eines Mädchens von Otahiti erglänzt, wird die Europäerin greulich. Und dies

ist die letzte Waffe, die eine Ehefrau ergreift, um sich vom Zwange des Gefühls zu befreien, das ihr Gatte ihr noch entgegenbringt. Ihre Häßlichkeit ist ihre Stärke; und dieselbe Frau, die es als das größte Unglück betrachten würde, wenn ihr Liebhaber auch nur das unbedeutendste Geheimnis ihrer Toilette sähe — sie wird sich ein Vergnügen daraus machen, sich ihrem Gatten in der unvorteilhaftesten Situation zu zeigen, die sie nur ersinnen kann.

Mit einer rücksichtslosen Anwendung dieses Systems wird sie versuchen, dich aus dem Ehebett zu vertreiben. Frau Shandy fragte Tristrams Vater in aller Unschuld, ob er auch nicht vergessen hätte, die Uhr aufzuziehen; deine Frau dagegen wird sich ein Vergnügen daraus machen, dich durch die unzweideutigsten Fragen zu unterbrechen. Wo bisher Bewegung und Leben war, ist jetzt Ruhe und Tod. Eine Liebesszene wird zu einem Geschäftsabschluß, bei dem es lange Debatten gibt, über den sozusagen eine notarielle Urkunde aufgenommen wird. Aber wir haben an andern Stellen hinreichend bewiesen, daß wir uns gegen die komische Seite gewisser ehelicher Krisen nicht verschließen; darum sei uns hier gestattet, auf die komischen Wirkungen zu verzichten, die die Muse eines Verville und Martial in der Heimtücke weiblicher Manöver finden könnten, in der beleidigenden Kühnheit der Worte, im Zynismus mancher Situationen. Die Sache ist zu traurig, um darüber zu lachen, und zu komisch, um sich darüber zu betrüben. Wenn eine Frau bei solchen äußersten Mitteln angelangt ist, liegen Welten zwischen ihr und ihrem Gatten. Trotzdem gibt es gewisse Frauen, denen der Himmel die Gabe verliehen hat, allem einen lieblichen Anstrich zu geben, die in diese Dinge eine gewisse geistreiche und komische Anmut hineinzubringen wissen, und die, wie Sully sich ausdrückte, einen so hübschen spitzen Schnabel haben, daß ihnen ihre Launen und Unarten ver-

ziehen werden und sie trotz allem sich nicht das Herz ihrer Gatten entfremden.

Welche Seele ist so kräftig, welcher Mann ist so stark in seiner Liebe, um nach einer zehnjährigen Ehe noch in seiner Leidenschaft zu verharren, eine Frau zu lieben, die ihn nicht mehr liebt, die ihm dies zu jeder Stunde beweist, die ihn zurückstößt, die absichtlich ärgerlich, boshaft, krank, launenhaft ist, die sogar auf Eleganz und Sauberkeit verzichtet, damit nur ja ihr Mann von ihr abläßt, die sogar auf den Abscheu rechnet, den die Schamlosigkeit einflößt?

Dies alles, mein werter Herr, ist aber noch viel fürchterlicher, denn:

XCI. Liebende wissen nichts von Schamhaftigkeit.

Und nun sind wir beim letzten Höllenkreise der göttlichen Komödie der Ehe angelangt; wir sind in der tiefsten Hölle.

Es liegt etwas unerklärbar Schreckliches in der Lage, in die eine verheiratete Frau gerät, wenn eine unerlaubte Liebe sie ihren Pflichten als Mutter und Gattin entzieht. Nach Diderots sehr treffendem Ausdruck ist die Untreue bei einer Frau wie der Unglaube bei einem Priester der höchste Grad menschlicher Pflichtvergessenheit; es ist das größte soziale Verbrechen, das die Frau begehen kann. Denn es schließt für sie alle andern ein. Denn entweder entweiht die Frau ihre Liebe, indem sie fortfährt, ihrem Ehemann anzugehören, oder sie zerreißt alle Bande, die sie an ihre Familie knüpfen, indem sie sich ganz und gar ihrem Liebhaber hingibt. Zwischen diesen beiden Möglichkeiten muß sie wählen, denn ihre einzige Entschuldigung ist das Übermaß ihrer Liebe.

Sie lebt also zwischen zwei Missetaten: entweder macht sie ihren Liebhaber unglücklich, wenn seine Leidenschaft

aufrichtig ist, oder sie macht ihren Mann unglücklich, wenn sie noch von ihm geliebt wird.

Aus diesem furchtbaren Zwiespalt des weiblichen Lebens ergeben sich alle Bizarrerien in dem Verhalten der Frauen. Aus diesem Zwiespalt entspringen ihre Lügen, ihre Tücken, hierin liegt die Erklärung aller ihrer Geheimnisse. Dieser Gedanke kann einen schaudern machen. Daher hat, soweit nur die Verhältnisse des Daseins in Betracht kommen, ohne Zweifel eine Frau hundertmal recht, wenn sie das Unglück der Tugend erwählt und die Glückseligkeiten des Verbrechens verschmäht. Fast allen wiegt jedoch die Ekstase einer halben Stunde alle Leiden der Zukunft und endlose Ängste auf. Wenn der lebenerhaltende Trieb, der alle Kreatur beseelt — die Todesfurcht — sie nicht zurückhält: was soll man dann von Gesetzen erwarten, die sie auf zwei Jahre zu den Madelonnettes[1]) schicken? O großartige Ruchlosigkeit! Aber wenn man dann daran denkt, daß der Gegenstand dieser Opfer einer unserer Brüder ist, ein Herr, dem wir nicht unser Vermögen anvertrauen würden — wenn wir welches haben —; ein Mensch, der seinen Überrock zuknöpft wie wir alle: dann möchte man ein Gelächter anschlagen, das vom Luxembourg in ganz Paris zu hören wäre und sogar noch auf Montmartre einen Esel erschreckte, der friedlich auf seiner Weide ginge.

Man wird es vielleicht sehr sonderbar finden, daß wir in diesem Buch über die Ehe so viele fremde Gegenstände gestreift haben; aber die Ehe ist nicht nur das ganze menschliche Leben – sie bedeutet zwei Menschenleben. Und wie von der Lotterie für die Hinzufügung einer einzigen Zahl im Gewinnfall das Hundertfache ausgezahlt wird, so werden auch die ohnehin schon so mannigfaltigen Zufälle des menschlichen Lebens in einer erschreckenden Progression vervielfältigt, wenn mit einem Leben ein anderes Leben vereinigt wird.

[1]) Pariser Besserungshaus für gefallene Frauenzimmer.

DIE LETZTEN SYMPTOME

DER Verfasser dieses Buches ist in der Welt so vielen Leuten begegnet, die von einer Art Fanatismus für richtige Zeit, für mittlere Zeit, für Sekundenuhren und für Pünktlichkeit in ihrem ganzen Dasein besessen waren, daß nach seiner Meinung diese Betrachtung für die Ruhe einer großen Zahl von Ehemännern zu notwendig ist, um sie auslassen zu können. Es wäre grausam gewesen, Menschen, die durchaus alles genau auf die Stunde wissen müssen, einen Kompaß vorzuenthalten, nachdem sie die letzten Abweichungen vom ehelichen Zodiakus beurteilen und genau den Augenblick bestimmen können, in dem das Zeichen des Minotauros am Horizont erscheint.

Die ‚Bestimmung des Ehebettes' erforderte vielleicht eigentlich ein Buch ganz für sich, so genau und sorgfältig müssen die Beobachtungen gemacht werden. Der Magister gesteht, daß er in seinen jungen Jahren bisher nur sehr wenig Symptome hat sammeln können; aber er empfindet einen gerechten Stolz, daß er hier, wo er beim Schluß seiner schwierigen Unternehmung anlangt, darauf aufmerksam machen kann, daß er seinen Nachfolgern einen neuen Gegenstand der Untersuchung hinterläßt und daß bei einem dem Anschein nach so abgenutzten Stoff nicht nur lange nicht alles gesagt war, sondern daß noch sehr viele Umstände aufzuklären bleiben. Er überliefert also hier, ohne Ordnung und ohne verknüpfendes Band, die unförmlichen Elemente, die er bis zum heutigen Tage hat sammeln können; doch hofft er, er werde Muße finden, sie später zu ordnen und zu einem vollständigen System auszuarbeiten. Sollte er zugunsten dieses im besten Sinne nationalen Unternehmens voreingenommen sein, so glaubt er doch — ohne befürchten zu müssen, dieserhalb der Eitelkeit geziehen zu werden — an dieser Stelle auf die

natürliche Einteilung dieser Beobachtungen hinweisen zu müssen. Sie scheiden sich notwendigerweise in zwei Arten: die einhörnigen und die zweihörnigen. Der einhörnige Minotauros ist der weniger bösartige: die beiden Schuldigen halten sich an die platonische Liebe, oder zum mindesten hinterläßt ihre Leidenschaft keine Spuren, die noch in der Nachwelt sichtbar sind; der zweihörnige Minotauros dagegen ist das Unglück mit allen seinen bösen Früchten.

Wir haben die Symptome, die uns diese letztgenannte Art zu betreffen scheinen, durch ein Sternchen bezeichnet.

Minotaurische Beobachtungen

* I. Wenn eine Frau ihrem Ehemann, nachdem sie lange Zeit von ihm getrennt gewesen war, gar zu auffällig entgegenkommt, um ihn zur Liebe zu verlocken, so handelt sie nach dem Grundsatz des Seerechts: die Flagge deckt die Ware.

II. Eine Frau ist auf dem Ball; eine ihrer Freundinnen kommt nach ihr und sagt zu ihr:

„Ihr Mann hat recht viel Geist."

„Finden Sie? ..."

III. Deine Frau findet, es sei an der Zeit, euer Kind, von dem sie sich bis dahin niemals trennen wollte, in Pension zu geben.

* IV. In dem Scheidungsprozeß des Lord Abergaveny sagte der Kammerdiener aus: „Die Frau Viscounteß hatte einen solchen Widerwillen gegen alles, was Mylord gehörte, daß ich sehr oft sah, wie sie sogar Papierschnitzel verbrannte, die er in ihrem Zimmer angerührt hatte."

V. Ein entscheidendes Symptom ist es, wenn eine bequeme Frau plötzlich Tatkraft entwickelt, wenn eine Frau, die Abscheu vor dem Lernen hatte, sich mit einer fremden Sprache beschäftigt, und überhaupt, wenn in ihrem Charakter eine vollständige Wandlung eintritt.

VI. Eine Frau, die von Herzen sehr glücklich ist, geht nicht mehr in Gesellschaft.

VII. Eine Frau, die einen Liebhaber hat, wird sehr nachsichtig.

* VIII. Ein Ehemann gibt seiner Frau monatlich hundert Taler für ihre Toilette; alles gut gerechnet, gibt sie mindestens fünfhundert Franken aus, ohne einen Sou Schulden zu machen; der Ehemann wird bestohlen; der Dieb kommt nächtlicherweile, führt Waffen bei sich, steigt ein — aber erbrochen wird nichts.

* IX. Zwei Ehegatten schliefen im selben Bett; die Frau war beständig krank; sie schlafen getrennt — sie hat keine Migräne mehr, und ihre Gesundheit ist glänzender denn je: erschreckendes Symptom.

X. Eine Frau, die sehr wenig auf sich hielt, entfaltet plötzlich einen ausgesuchten Luxus in ihrer Toilette. Da ist Minotauros in der Nähe!

XI. „Ach, meine Liebe, ich kenne keine größere Qual, als nicht verstanden zu werden."

„Ja, meine Liebe — aber wenn man verstanden wird!"

„Oh! das kommt fast niemals vor."

„Ich gebe zu, so etwas ist sehr selten. Ach! Das ist ein gar großes Glück. Aber es gibt keine zwei Menschen auf der Welt, die eine Frau wie mich zu begreifen wissen."

* XII. An dem Tage, wo eine Frau gegen ihren Mann rücksichtsvoll wird ... ist alles gesagt.

XIII. Ich frage sie:

„Woher kommst du, Jeanne?"

„Ich komme von deinem Paten, um das Tafelgeschirr abzuholen, das du dagelassen hattest."

„Holla", dachte ich; „noch ist alles mein!"

Im nächsten Jahre wiederhole ich dieselbe Frage bei derselben Gelegenheit.

„Ich habe unser Tafelgeschirr abholen lassen."

„Aha!" denke ich; „wir haben noch einen Anteil daran."

Aber wenn ich sie später frage, so wird sie mir in ganz anderm Tone antworten:

„Sie wünschen alles zu wissen, wie die großen Herrschaften, und dabei haben Sie keine drei Hemden. Ich habe mein Tafelgeschirr von meinem Paten abholen lassen, wo ich gespeist habe."

„Hm!" denke ich; „dieser Punkt ist jetzt klargestellt!"

XIV. Hüte dich vor einer Frau, die von ihrer Tugend spricht.

XV. Man sagte der Herzogin von Chaulnes, deren Zustand zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß gab:

„Der Herr Herzog von Chaulnes möchte Sie gern wiedersehen."

„Ist er da?"

„Ja."

„Er soll warten! Er kann zusammen mit den Sakramenten hineinkommen."

Diese minotaurische Anekdote ist von Chamfort bereits mitgeteilt worden; aber sie mußte hier eingeführt werden, da sie mustergültig ist.

* XVI. Es gibt Frauen, die ihrem Gatten einzureden versuchen, er habe gewissen Personen gegenüber Verpflichtungen zu erfüllen.

„Ich versichere Ihnen, Sie müssen Herrn Soundso einen Besuch machen." — „Wir können nicht umhin, Herrn Dingsda zum Essen einzuladen . . ."

XVII. „Höre mal, mein Sohn, halt dich doch hübsch gerade; versuche doch, gute Manieren anzunehmen! Sieh doch nur auf Herrn Soundso! Sieh, wie er geht! Schau dir seinen Anzug an!"

XVIII. Wenn eine Frau den Namen eines Mannes nur zweimal täglich ausspricht, so kann vielleicht Ungewißheit

darüber obwalten, was für Gefühle sie ihm entgegenbringt; aber dreimal? . . . Oh! Oh!

XIX. Wenn eine Frau einem Mann, der weder Advokat noch Minister ist, bis an die Tür ihrer Wohnung das Geleite gibt, so ist sie sehr unvorsichtig.

XX. Es ist für einen Ehemann ein schrecklicher Tag, wenn er für eine Handlung seiner Frau keine Erklärung zu finden weiß.

* XXI. Die Frau, die sich ertappen läßt, verdient ihr Schicksal.

Wie muß sich nun ein Ehemann verhalten, wenn er ein ‚letztes Symptom' bemerkt, das ihm keinen Zweifel mehr über die Untreue seiner Frau läßt? Diese Frage ist leicht zu beantworten. Es bleibt ihm nur die Wahl zwischen zwei Entschlüssen: entweder Resignation oder Rache; ein Mittelding zwischen diesen beiden Extremen gibt es nicht. Entscheidet man sich für die Rache, so muß diese vollständig sein. Der Ehemann, der sich nicht für immer von seiner Frau trennt, ist einfach ein Tölpel. Wenn dagegen ein Ehemann und eine Ehefrau sich noch für würdig halten, in einer Freundschaft verbunden zu leben, wie sie zwei Menschen aneinanderknüpft — so liegt etwas Widerwärtiges darin, wenn ein Mann seine Frau fühlen läßt, daß er imstande wäre, von einem Vorteil gegen sie Gebrauch zu machen.

Im folgenden teile ich einige Anekdoten mit, von denen mehrere noch unveröffentlicht sind und aus denen sich meiner Meinung nach die verschiedenen Möglichkeiten des Verhaltens, das ein Ehemann in ähnlichem Falle beobachten muß, ziemlich gut ersehen lassen.

Herr de Roquemont schlief jeden Monat einmal im Zimmer seiner Frau, und wenn er ging, sagte er:

„Ich bin meins los; jetzt kann pflanzen, wer will!"

Das ist Verderbtheit und zugleich doch eigentlich ein ziemlich hoher Begriff von Ehepolitik.

Ein Diplomat sah den Liebhaber seiner Frau kommen, verließ sein Arbeitszimmer, betrat das Zimmer seiner Frau und sagte zu den beiden:

„Schlagen Sie sich doch wenigstens nicht!"

Das ist Gutmütigkeit.

Man fragte Herrn von Boufflers, was er tun würde, wenn er nach einer sehr langen Abwesenheit zurückkehrte und seine Frau schwanger fände?

„Ich würde meinen Schlafrock und meine Pantoffeln zu ihr bringen lassen."

Das ist Seelengröße.

„Madame, dieser Mensch mag Sie schlecht behandeln, wenn Sie mit ihm allein sind — daran sind Sie selber schuld; aber ich werde es nicht dulden, daß er sich in meiner Gegenwart schlecht gegen Sie benimmt — denn das ist eine Ungezogenheit gegen mich."

Das ist Vornehmheit.

Erhaben aber ist jener Richter, der, während die beiden Schuldigen schlafen, sein viereckiges Barett auf das Fußende des Bettes legt.

Es gibt recht schöne Beispiele derartiger Rache. Mirabeau hat in einem der Bücher, die er schrieb, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, mit bewunderungswürdiger Kunst die düstere Resignation jener Italienerin geschildert, die von ihrem Gatten dazu verurteilt wurde, mit ihm in den Maremmen umzukommen.

Letzte Merksprüche

XCII. Seine Frau mit ihrem Liebhaber zu überraschen und sie zu töten, während sie einander in den Armen liegen, das ist keine Rache — das ist der allergrößte Dienst, den man ihnen erweisen kann.

XCIII. Niemals wird ein Ehemann eine so vollkommene Rache finden, wie durch den Liebhaber seiner Frau.

ENTSCHÄDIGUNGEN

DIE Ehekatastrophe, die eine gewisse Anzahl von Ehemännern nicht vermeiden kann, führt fast immer einen Umschwung herbei. Alles um dich herum wird ruhig. Deine Resignation — vorausgesetzt, daß du dich in Resignation schickst — erweckt starke Gewissensbisse in der Seele deiner Frau und ihres Liebhabers. Denn gerade ihr Glück zeigt ihnen die ganze Größe des Schadens, den sie dir zufügen. Du bist, ohne eine Ahnung davon zu haben, bei allen ihren Liebesfreuden als dritte Person anwesend. Das Wohlwollen und die Güte, die auf dem Grunde des menschlichen Herzens liegen, lassen sich nicht so leicht ersticken, wie man glaubt; daher meinen es gerade die beiden Menschenseelen am besten mit dir, die dich am meisten quälen.

In jenen durch ihre Vertraulichkeit so lieblichen Plaudereien, die das verknüpfende Band der Liebesfreuden bilden und gewissermaßen die Liebkosungen unserer Gedanken sind, sagt oft deine Frau zu deinem Doppelgänger:

„Weißt du, August, ich kann dir versichern, ich möchte jetzt wirklich, daß mein armer Mann glücklich wäre, denn im Grunde ist er gut: wäre er nicht mein Mann, wäre er mein Bruder, so könnte ich gar vieles ihm zu Gefallen tun! Er liebt mich, und — seine Freundschaft ist mir unbequem."

„Ja, er ist ein braver Mann!"

Von nun an behandelt dich dieser Junggeselle mit größter Achtung; er möchte dich für das Unrecht, das er dir antut, in jeder ihm möglichen Weise entschädigen, aber ihn hält der verächtliche Stolz zurück, der sich in

jedem deiner Worte und in jeder deiner Bewegungen kundgibt.

In den ersten Augenblicken der Ankunft des Minotauros gleicht nämlich ein Mann einem Schauspieler, der auf einer ihm ungewohnten Bühne in Verlegenheit gerät. Es ist sehr schwer, das Los des dummen Ehemanns mit Würde zu ertragen; indessen sind doch die edlen Charaktere noch nicht so selten, daß man nicht unter ihnen einen Mustergatten finden könnte.

Unmerklich gewinnen dich die anmutigen Aufmerksamkeiten, mit denen dich deine Frau umgibt. Sie behandelt dich mit einem freundschaftlichen Ton, den sie von nun an niemals mehr verleugnen wird. Ein angenehmes häusliches Leben ist eine der ersten Entschädigungen, die einem Ehemann den Minotauros weniger verhaßt machen. Und da es in der Natur des Menschen liegt, sich auch an die härtesten Lebensbedingungen zu gewöhnen, so bringt dich, trotz einer unerschütterlichen vornehmen Denkungsart, die unaufhörlich wirkende Zaubermacht dahin, schließlich auch die kleinen Annehmlichkeiten deiner Lage dir nicht zu versagen.

Nehmen wir an, das eheliche Unglück habe einen Mann betroffen, dem sein Magen das Höchste ist. Natürlich sucht er seinen Trost in der Befriedigung seines Geschmacks.

Eines Tags gehst du aus deinem Bureau im Ministerium nach Hause; du stehst lange Zeit bewundernd vor Chevets reicher und leckerer Pastetenbibliothek und wägst eine Summe von hundert Franken, die du ausgeben müßtest, gegen die Genüsse ab, die dir eine Straßburger Gänseleberpastete verspricht. Als du nach Hause kommst, siehst du zu deiner Verblüffung die Pastete protzig auf dem Anrichteschrank deines Eßzimmers stehen. Kann dies eine Art gastronomischer Luftspieglung sein? In dieser Ungewißheit gehst du festen Schrittes auf sie los — eine

XCIII. Niemals wird ein Ehemann eine so vollkommene Rache finden, wie durch den Liebhaber seiner Frau.

ENTSCHÄDIGUNGEN

DIE Ehekatastrophe, die eine gewisse Anzahl von Ehemännern nicht vermeiden kann, führt fast immer einen Umschwung herbei. Alles um dich herum wird ruhig. Deine Resignation — vorausgesetzt, daß du dich in Resignation schickst — erweckt starke Gewissensbisse in der Seele deiner Frau und ihres Liebhabers. Denn gerade ihr Glück zeigt ihnen die ganze Größe des Schadens, den sie dir zufügen. Du bist, ohne eine Ahnung davon zu haben, bei allen ihren Liebesfreuden als dritte Person anwesend. Das Wohlwollen und die Güte, die auf dem Grunde des menschlichen Herzens liegen, lassen sich nicht so leicht ersticken, wie man glaubt; daher meinen es gerade die beiden Menschenseelen am besten mit dir, die dich am meisten quälen.

In jenen durch ihre Vertraulichkeit so lieblichen Plaudereien, die das verknüpfende Band der Liebesfreuden bilden und gewissermaßen die Liebkosungen unserer Gedanken sind, sagt oft deine Frau zu deinem Doppelgänger:

„Weißt du, August, ich kann dir versichern, ich möchte jetzt wirklich, daß mein armer Mann glücklich wäre, denn im Grunde ist er gut: wäre er nicht mein Mann, wäre er mein Bruder, so könnte ich gar vieles ihm zu Gefallen tun! Er liebt mich, und — seine Freundschaft ist mir unbequem."

„Ja, er ist ein braver Mann!"

Von nun an behandelt dich dieser Junggeselle mit größter Achtung; er möchte dich für das Unrecht, das er dir antut, in jeder ihm möglichen Weise entschädigen, aber ihn hält der verächtliche Stolz zurück, der sich in

jedem deiner Worte und in jeder deiner Bewegungen kundgibt.

In den ersten Augenblicken der Ankunft des Minotauros gleicht nämlich ein Mann einem Schauspieler, der auf einer ihm ungewohnten Bühne in Verlegenheit gerät. Es ist sehr schwer, das Los des dummen Ehemanns mit Würde zu ertragen; indessen sind doch die edlen Charaktere noch nicht so selten, daß man nicht unter ihnen einen Mustergatten finden könnte.

Unmerklich gewinnen dich die anmutigen Aufmerksamkeiten, mit denen dich deine Frau umgibt. Sie behandelt dich mit einem freundschaftlichen Ton, den sie von nun an niemals mehr verleugnen wird. Ein angenehmes häusliches Leben ist eine der ersten Entschädigungen, die einem Ehemann den Minotauros weniger verhaßt machen. Und da es in der Natur des Menschen liegt, sich auch an die härtesten Lebensbedingungen zu gewöhnen, so bringt dich, trotz einer unerschütterlichen vornehmen Denkungsart, die unaufhörlich wirkende Zaubermacht dahin, schließlich auch die kleinen Annehmlichkeiten deiner Lage dir nicht zu versagen.

Nehmen wir an, das eheliche Unglück habe einen Mann betroffen, dem sein Magen das Höchste ist. Natürlich sucht er seinen Trost in der Befriedigung seines Geschmacks.

Eines Tags gehst du aus deinem Bureau im Ministerium nach Hause; du stehst lange Zeit bewundernd vor Chevets reicher und leckerer Pastetenbibliothek und wägst eine Summe von hundert Franken, die du ausgeben müßtest, gegen die Genüsse ab, die dir eine Straßburger Gänseleberpastete verspricht. Als du nach Hause kommst, siehst du zu deiner Verblüffung die Pastete protzig auf dem Anrichteschrank deines Eßzimmers stehen. Kann dies eine Art gastronomischer Luftspieglung sein? In dieser Ungewißheit gehst du festen Schrittes auf sie los — eine

Pastete ist ein beseeltes Geschöpf — du wieherst sozusagen, als du die Trüffeln witterst, deren Duft durch die kunstvoll bereitete goldige Pastetenwand dringt; zweimal neigst du dich über sie; jede einzelne der Geschmackswärzchen deines Gaumens hat eine Seele; du durchkostest die Wonnen eines wirklichen Festes, und in diesem Zustande der Verzückung — dabei aber von einem Gewissensbiß verfolgt — kommst du zu deiner Frau.

„Aber wirklich, liebe Freundin, wir haben kein solches Vermögen, daß wir uns erlauben können, Pasteten zu kaufen."

„Aber sie kostet uns nichts!"

„Oho!"

„Ja, der Bruder des Herrn Achille hat sie ihm geschickt."

Du bemerkst Herrn Achille in einer Ecke. Der Junggeselle macht dir eine Verbeugung, er scheint glücklich darüber zu sein, daß du die Pastete annimmst. Du siehst deine Frau an — sie wird rot; du fährst dir mit der Hand über den Bart und streichelst dir mehrere Male das Kinn; und da du nicht einmal ‚danke' sagst, so erraten die beiden Liebenden, daß du mit der Entschädigung einverstanden bist.

Das Ministerium ist plötzlich verabschiedet worden. Ein Ehemann und Staatsrat fürchtet, von der Beförderungsliste gestrichen zu werden, während er am Tage vorher noch auf die Stellung eines Generaldirektors gehofft hatte; alle neuen Minister sind ihm feindlich gesinnt; infolgedessen gedenkt er zur konstitutionellen Partei überzuschwenken. Seine Ungnade voraussehend, ist er nach Auteuil gegangen und hat bei einem alten Freunde Trost gesucht, der mit ihm von Horaz und Tibulle gesprochen hat. Als er nach Hause kommt, sieht er eine gedeckte Tafel, wie wenn die einflußreichsten Persönlichkeiten der ganzen Sippe eingeladen wären.

„Aber wirklich, Frau Gräfin," sagt er verdrießlich, indem er ihr Zimmer betritt, wo sie eben die letzte Hand an ihre Toilette legt; „ich erkenne heute Ihren sonstigen Takt nicht wieder! Sie suchen sich eine recht passende Zeit aus, um Diners zu geben . . . zwanzig Personen werden erfahren . . ."

„Daß Sie Generaldirektor sind!" ruft sie, indem sie ihm ein königliches Dekret zeigt.

Er ist verblüfft. Er nimmt den Brief, dreht ihn hin und her, erbricht das Siegel. Er setzt sich, faltet das Schreiben auseinander und sagt:

„Ich wußte wohl, daß man mir Gerechtigkeit würde widerfahren lassen — mag das Ministerium sein, wie es will."

„Ja, mein Lieber! Aber Herr von Villeplaine hat für Sie, wie er's nur für sich selber könnte, Seiner Eminenz dem Kardinal X. gegenüber gebürgt; er ist dessen . . ."

„Herr von Villeplaine?"

Dies ist eine so opulente Entschädigung, daß der Ehemann mit einem Generaldirektorstitel hinzusetzt:

„Alle Wetter, meine Liebe! Aber das haben Sie fertig gebracht!"

„Ach! Messen Sie mir kein Verdienst daran bei! Adolphe hat es aus reinem Instinkt und aus Anhänglichkeit an Sie besorgt!"

Eines Abends muß ein armer Ehemann wegen eines strömenden Regens zu Hause bleiben, vielleicht ist er es auch müde, seine Abende fortwährend im Spiel, im Café, in Gesellschaft zu verbringen, wo ihn alles langweilt. Genug, er sieht sich genötigt, nach dem Essen seiner Frau in das eheliche Schlafgemach zu folgen. Er versenkt sich in die Polster eines Lehnsessels und wartet mit der Miene eines Sultans auf seinen Kaffee; es ist, als ob er zu sich selber sagte:

„Schließlich ist sie doch meine Frau!"

Die Sirene bereitet eigenhändig und mit besonderer Sorgfalt sein Lieblingsgetränk, tut den Zucker hinein, kostet es und reicht es ihm dar. Und lächelnd, wie eine unterwürfige Odaliske, wagt sie einen Spaß, um die Stirn ihres Herrn und Gebieters zu entrunzeln. Bis dahin hatte er geglaubt, seine Frau sei dumm; als er aber ein feines Scherzwort hört — nehmen Sie an, Madame, es sei so fein wie eins, womit Sie ihn necken würden — da hebt er den Kopf auf jene eigentümliche Art eines Jagdhundes, der einen Hasen aufstöbert.

„Wo, zum Teufel, hat sie das her? Oder sollte es ein Zufall sein?" sagt er bei sich selber.

Von seiner erhabenen Höhe herab antwortet er mit einer pikanten Bemerkung. Seine Frau gibt ihm darauf eine schlagfertige Erwiderung, das Gespräch wird ebenso lebhaft wie interessant, und der Ehemann, ein ziemlich bedeutender Mensch, ist ganz erstaunt, den Geist seiner Frau mit den mannigfachsten Kenntnissen geschmückt zu finden; mit wunderbarer Leichtigkeit weiß sie stets das richtige Wort anzubringen; taktvoll und zartfühlend findet sie Bemerkungen von einer anmutigen Originalität. Sie ist nicht mehr dieselbe Frau. Sie bemerkt die Wirkung, die sie auf ihren Mann hervorbringt; und teils um sich für seine Vernachlässigung zu rächen, teils ihn den Liebhaber bewundern zu lassen, von dem sozusagen die Schätze ihres Geistes stammen, wird sie immer lebhafter, wird sie blendend. Der Ehemann, der mehr als irgend ein anderer imstande ist, eine Entschädigung zu würdigen, die einigen Einfluß auf seine Zukunft üben muß, denkt bei sich selber: die Liebesverhältnisse einer Frau sind vielleicht eine Art von notwendiger Kultur.

Von dem Augenblick, wo die letzten Symptome auftreten, bis zur Epoche des ehelichen Friedens, mit dem wir

uns sogleich beschäftigen wollen, verstreichen ungefähr zehn Jahre . . . Während dieses Zeitraumes nun, ehe die beiden Gatten den Friedensvertrag unterzeichnen, der zwischen dem weiblichen Volk und seinem rechtmäßigen Herrn eine aufrichtige Aussöhnung zustande bringt und ihrer kleinen häuslichen Restauration die Weihe gibt, mit einem Wort: ehe sich, wie Ludwig der Achtzehnte es ausdrückte, der Abgrund der Revolution schließt — kommt es selten vor, daß eine anständige Frau nur einen einzigen Liebhaber gehabt hat. Die Zeit der Anarchie hat ihre unvermeidlichen verschiedenen Phasen. An Stelle der stürmischen Herrschaft der Tribunen tritt eine Herrschaft des Säbels oder der Feder — denn man trifft selten Liebhaber, deren Beständigkeit ein Jahrzehnt dauert. Da ferner unsere Berechnungen nachweisen, daß eine anständige Frau ihre physiologischen oder diabolischen Steuern nur gerade eben pünktlich entrichtet hat, wenn sie nur drei Liebhaber glücklich macht — so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie fast mehr als eine Provinz der Liebe betreten hat. Wenn nun einmal ein Interregnum der Liebe ein wenig lange gedauert hat, daß eine Frau, entweder aus Laune oder einem Gelüste unterliegend oder wegen des Reizes der Neuheit, den Versuch unternimmt, ihren Mann zu verführen.

Stelle dir die reizende Frau von T. vor, die Heldin unserer Betrachtung über die Strategie, wie sie auf einmal mit einem entzückend schlauen Gesicht sagt: „Aber ich habe Sie ja niemals so liebenswürdig gesehen!"

Deine Frau kost und schmeichelt, sie bringt dich in Versuchung, stachelt die Neugier, scherzt, nährt in dir den leisesten Wunsch, bemächtigt sich desselben und macht dich stolz auf dich selber. Und nun kommt für einen Ehemann die Nacht der Entschädigungen. Die Frau verblüfft die Phantasie ihres Gatten. Wie gewisse Erdball-

bummler erzählt sie Wunderdinge von den Ländern, die sie durcheilt hat. Sie mischt in ihre Erzählungen Wörter aus mehrern fremden Sprachen. Die leidenschaftliche Bildersprache des Morgenlands mischt sich in die kräftige Beweglichkeit der spanischen Ausdrucksweise. Deine Frau zeigt dir die Schätze ihres Albums mit der ganzen Geheimnistuerei der Koketterie; sie ist entzückend; du hast sie nie gekannt. Mit der den Frauen eigentümlichen Kunst, sich alles anzueignen, was man ihnen lehrt, hat sie die verschiedenen Nuancen so zu verschmelzen gewußt, daß daraus eine nur ihr eigentümliche Art entstand. Du hattest aus Hymens Hand eine linkische und naive Frau empfangen, der freigebige Liebhaber schenkt dir dafür zehn Frauen in einer. Freudig entzückt sieht plötzlich der Gatte sein Lager von der ausgelassenen Schar neckischer Kurtisanen überfallen, von denen wir in der Betrachtung über: ‚Die ersten Symptome' gesprochen haben. Diese Göttinnen bilden Gruppen unter den zarten Musselinvorhängen des Ehebetts, lachen und schäkern. Die Phönizierin wirft dir ihre Kränze zu und wiegt sich üppig in den Hüften, die Chalkidierin überrascht dich durch die Wunder ihrer weißen, zarten Füße, die Unelmanie erscheint, die Mundart des schönen Ioniens sprechend, und enthüllt dir, indem sie dich in die tiefsten Tiefen einer einzigen Sinnenfreude einweiht, unbekannte Schätze von Glück.

Aufrichtig betrübt, weil er solche Reize verschmäht, oftmals auch ermüdet durch die Treulosigkeiten, die er bei der Venuspriesterin nicht weniger zahlreich angetroffen hat, als bei den anständigen Frauen, beschleunigt ein Ehemann zuweilen durch seine Galanterie den Augenblick der Versöhnung, nach der gebildete Leute ja stets streben. Diese Nachlese von Glück wird vielleicht mit noch größerer Lust eingeerntet als die erste Ernte. Der Minotauros hatte dir Geld genommen — er gibt dir dafür

Diamanten zurück. Hier ist es vielleicht angebracht, eine Tatsache von der höchsten Bedeutung hervorzuheben. Man kann eine Frau haben, ohne sie zu besitzen. Wie die meisten Ehemänner, hattest du von der deinigen vielleicht noch gar nichts empfangen, und um euren Bund vollkommen zu machen, bedurfte es der Mitwirkung der gewaltigen Junggesellenschaft. Wie sollen wir dieses Wunder bezeichnen — das einzige, das sich an einem Patienten in seiner Abwesenheit vollzieht? Ach, Brüder — wir haben die Natur nicht gemacht!

Aber durch wie viele andere, nicht weniger kostbare Kompensationen weiß nicht zuweilen ein edler und hochherziger junger Liebhaber sich Verzeihung zu erwirken! Ich erinnere mich, einer der wundervollsten Genugtuungen beigewohnt zu haben, die ein Liebhaber dem von ihm minotaurisierten Ehemann gewähren kann.

An einem heißen Sommerabend des Jahres 1817 sah ich in einem der tortonischen Säle einen der zweihundert jungen Leute erscheinen, die wir mit so viel Zuversicht unsere ‚Freunde' nennen. Er prangte im ganzen Glanze seiner Bescheidenheit, als er in eines der damals so beliebten schmucken tortonischen Boudoirs eine wunderschöne und mit auserlesenem Geschmack gekleidete Frau einführte. Sie war einer eleganten Kalesche entstiegen, die auf dem Boulevard mit aristokratischer Rücksichtslosigkeit sich einen Platz auf dem eigentlich nur für Fußgänger bestimmten Trottoir angemaßt hatte. Mein junger Liebhaber führte seine junge Königin, hinter ihnen ging der Ehemann, der zwei engelschöne Kinderchen an der Hand hielt. Die beiden Liebenden gingen schneller als der Familienvater und betraten vor ihm das vom Aufwärter ihnen angewiesene Kabinett. Im vordersten Saal stieß der Ehemann gegen irgend einen Dandy an, der ihn darüber zur Rede stellte. Es entstand ein Streit, der so-

fort bedenklich ernsthaft wurde, da von beiden Seiten heftige Worte gebraucht wurden. Der Stutzer erlaubte sich sogar eine Handbewegung zu machen, die eines Mannes, der etwas auf sich hält, unwürdig ist. In diesem Augenblick kam der Liebhaber dazwischen und fiel dem Dandy in den Arm. Der Stutzer war überrascht, verblüfft — der Liebhaber war prachtvoll! Er sagte zum Angreifer nur:

„Mein Herr?!"

Dieses: ‚Mein Herr?!' ist eine der schönsten Reden, die ich je gehört habe. Der junge Liebhaber scheint damit zu sagen: „Dieser Familienvater gehört zu mir; da ich mich seiner Ehre bemächtigt habe, so ist es an mir, ihn zu verteidigen. Ich kenne meine Pflicht, ich bin sein Stellvertreter und werde mich für ihn schlagen." Die junge Frau war großartig! Bleich, aufgeregt hatte sie den Arm ihres immerzu sprechenden Gatten ergriffen, und ohne ein Wort zu sprechen, zog sie ihn und ihre Kinder mit sich fort zu ihrem Wagen. Sie war eine von jenen Frauen der großen Welt, die stets die Heftigkeit ihrer Gefühle mit dem guten Ton in Einklang zu bringen wissen.

„Oh, Herr Adolphe!" rief die junge Dame, als sie ihren Freund mit heiterer Miene wieder in die Kalesche einsteigen sah.

„'s ist nichts, Madame. Der Herr ist einer meiner Freunde. Wir haben uns umarmt."

Am nächsten Morgen empfing jedoch der mutige Junggeselle einen Degenstich, der sein Leben in Gefahr brachte. Er mußte sechs Monate hindurch das Bett hüten, die beiden Gatten pflegten ihn mit der rührendsten Sorgfalt. Welche Belohnungen!

Einige Jahre nach diesem Vorfall versuchte ein alter Onkel des Gatten, den jungen Liebhaber aus dem Hause zu bringen. Seine Ansichten stimmten nicht mit denen des Hausfreundes überein, und er hatte sich bei einer Unter-

haltung über politische Angelegenheiten noch besonders über ihn geärgert. Der alte Herr ging so weit, seinem Neffen zu sagen, er müsse ihn vor die Wahl stellen, entweder sein Erbe zu bleiben oder den ungezogenen jungen Mann fortzuschicken. Da sagte der ehrenwerte Geschäftsmann — der Gatte war nämlich Börsenagent — zu seinem Onkel:

„Ah! niemals werden Sie, lieber Onkel, mich dahin bringen, gegen die Pflichten der Dankbarkeit zu verstoßen! Der junge Mann würde sich ja für Sie totschlagen lassen, wenn ich es ihm sagte! Er hat mir meinen Kredit gerettet, er würde für mich durchs Feuer gehen, er nimmt mir alle Unbequemlichkeiten ab, die mir meine Frau machen könnte, er führt mir Kunden zu, er hat mir beinahe den ganzen Gewinn verschafft, den ich bei der Villèleschen Anleihe gemacht habe ... er hat mir das Leben gerettet ... er ist der Vater meiner Kinder ... so etwas läßt sich nicht vergessen!"

Alle von uns bisher aufgeführten Entschädigungen können für vollständig gelten. Leider gibt es aber Entschädigungen aller Art: negative, trügerische und endlich auch solche, die negativ und trügerisch zugleich sind.

Ich kenne einen alten Ehemann, der vom Spielteufel besessen ist. Fast jeden Abend kommt der Liebhaber seiner Frau und spielt mit ihm. Der Junggeselle gönnt ihm verschwenderisch alle Genüsse, die die Ungewißheiten und Wechselfälle des Spieles dem Spieler verschaffen, und weiß regelmäßig jeden Monat etwa hundert Franken zu verlieren. Aber Madame gibt sie ihm. Diese Entschädigung ist trügerisch.

Du bist Pair von Frankreich und hast immer nur Mädchen bekommen. Deine Frau bringt einen Jungen zur Welt! Diese Entschädigung ist negativ.

Das Kind, das deinen Namen vor der Vergessenheit bewahrt, sieht der Mutter ähnlich. Die Frau Herzogin redet

dir ein, das Kind sei von dir. Die negative Entschädigung wird zu einer trügerischen.

Eine der entzückendsten Entschädigungen, die bekannt geworden sind, ist die folgende:

Eines Morgens begegnet der Fürst von Ligne dem Liebhaber seiner Frau, eilt auf ihn zu, lacht wie ein Besessener und ruft:

„Mein Lieber, heute nacht habe ich dich zum Hahnrei gemacht!"

Wenn so viele Ehemänner ganz sachte, sachte zum ehelichen Frieden gelangen und so willig die imaginären Kennzeichen der weiblichen Oberherrschaft tragen, so bestärkt sie ohne Zweifel in ihrer Philosophie der ‚Komfortabilismus' gewisser Entschädigungen, von denen müßige Beobachter nichts ahnen können.

Einige Jahre verstreichen, und die beiden Gatten erreichen das letzte Stadium des unnatürlichen Daseins, zu welchem sie sich verdammt haben, als sie ihren Bund schlossen.

DER EHELICHE FRIEDE

MEIN Geist hat mit so brüderlichem Interesse die Ehe durch alle Wandlungen ihres phantastischen Lebens begleitet, daß ich mir vorkomme, als sei ich mit dem jungen Ehepaar, dem ich mich zu Beginn dieses Buches anschloß, zusammen alt geworden.

Nachdem ich in Gedanken den stürmischen Drang der ersten menschlichen Leidenschaften durchgemacht, nachdem ich die Hauptereignisse des Ehelebens in flüchtigen Umrissen und vielleicht mit unvollkommener Zeichenkunst hingeworfen, nachdem ich mich mit so vielen Frauen herumgeschlagen habe, die mir nicht angehörten, nachdem ich so viele Charaktere bekämpft, die ich aus dem

Nichts hervorrief, nachdem ich so viele Schlachten mitgemacht habe — empfinde ich eine geistige Mattigkeit, die wie ein dunkler Krepp alle Dinge des menschlichen Lebens bedeckt. Mir ist, als hätte ich einen Katarrh, als trüge ich eine grüne Brille, als zitterten meine Hände, als würde ich die zweite Hälfte meines Lebens und meines Buches damit ausfüllen, die Ausgelassenheiten der ersten Hälfte zu entschuldigen.

Ich sehe mich im Geiste von großen Kindern umgeben, die nicht die meinigen sind; ich sitze neben einer Frau, die ich nicht geheiratet habe. Ich fühle, daß meine Stirn dicht von Runzeln bedeckt ist. Ich sitze vor einem Kamin, dessen Feuer Funken sprüht, wie wenn es mich ärgern wollte — und doch sitze ich in einem altmodischen Zimmer. — Und als ich meine Hand auf mein Herz lege, da durchfährt mich ein Gefühl des Erschreckens; denn ich frage mich: „Ist's denn wirklich verwelkt?"

Wie wenn ich ein alter Sachwalter wäre, macht kein Gefühl mehr Eindruck auf mich, und eine Tatsache erkenne ich nur an, wenn sie, wie es in Lord Byrons Vers heißt, von zwei guten falschen Zeugen bestätigt ist. Kein Gesicht vermag mich zu täuschen. Ich bin düster und trübsinnig. Ich kenne die Welt, und sie hat keine Illusionen mehr für mich. Meine heiligsten Freundschaftsgefühle sind verraten worden, ich wechsle mit meiner Frau einen unergründlich tiefen Blick, und unser unbedeutendes Wort ist ein Dolch, der unser Leben durchbohrt. Mich beherrscht eine entsetzliche Ruhe. Das also ist der Friede des Alters! Der Greis besitzt also zum voraus schon in seinem Innern den Friedhof, der gar bald ihn besitzen wird. Er gewöhnt sich an die Kälte. Der Mensch stirbt stückweis, wie uns die Philosophen sagen; und dabei führt er fast immer den Tod an; denn ist es wirklich immer Leben, was dieser mit seiner Knochenhand ergreift?

Oh! Jung und in der Lebensfülle sterben! Beneidenswürdiges Geschick! Heißt dies nicht, wie ein wundervoller Dichter sagte ‚alle seine Illusionen mit sich nehmen, wie ein König des Morgenlandes mit all seinen Edelsteinen und Schätzen, mit allem Menschenglück ins Grab steigen?' Wie sehr müssen wir nicht dem sanften, wohltätigen Geiste dankbar sein, der jedes Ding hienieden beseelt! Mit mütterlicher Sorgfalt zieht die Natur Stück für Stück uns unsere Kleider ab, entkleidet uns die Seele, indem sie allmählich unser Gehör, unser Gesicht, unsern Tastsinn schwächt, indem sie den Kreislauf unseres Bluts verlangsamt, indem sie unsere Säfte gerinnen läßt, um uns gegen den Angriff des Todes ebenso unempfindlich zu machen, wie wir es gegen die Angriffe des Lebens waren — und diese mütterliche Sorgfalt, mit der sie sich um unsere gebrechliche Hülle bekümmert, verwendet sie ebenfalls auf die Gefühle und auf jenes doppelte Dasein, das aus der ehelichen Liebe entsteht. Zuerst sendet sie uns das Vertrauen: es streckt uns die Hand hin und ruft uns offenherzig zu: „Sieh! ich bin auf ewig dein!" Ihm folgt lässigen Schrittes die Schlaffheit, ihren blonden Kopf abwendend, um zu gähnen, wie eine junge Witwe, die die Redensarten eines Ministers anhören muß, der eine Pensionsanweisung für sie unterzeichnen will. Dann kommt die Gleichgültigkeit: sie streckt sich auf einem Sofa aus und denkt nicht mehr daran, ihr Kleid zu ordnen, das früher von der Begierde mit so keuscher Lebhaftigkeit emporgestreift wurde. Sie wirft ohne Schamhaftigkeit, aber auch ohne Unbescheidenheit einen Blick auf das Ehebett; und wenn sie überhaupt noch etwas wünscht, so sind es herbe Früchte, um die Schmeckwärzchen ihres abgestumpften Gaumens zu kitzeln. Endlich erscheint mit sorgenvoller Stirn und verächtlicher Miene die philosophische Lebenserfahrung: sie weist mit dem Finger auf die Ergebnisse, nicht auf die Ursachen hin;

nicht der stürmische Kampf beruhigt, sondern nur der Sieg. Sie berechnet Zinsen mit den Steuerpächtern, sie bestimmt die Mitgift eines Kindes. Alles materialisiert sie. Durch einen Wink ihres Zauberstäbchens wird das Leben fest und verliert seine Elastizität: früher war alles im Fluß, jetzt ist alles zu Mineral erstarrt. Liebeswonne gibt es dann nicht mehr für unsere Herzen: sie ist gerichtet, sie war nur eine flüchtige Empfindung, eine vorübergehende Krisis. Wonach heute die Seele sich sehnt, das ist ein bestimmter Zustand, ein glücklicher Zustand, der von Dauer ist; und diese beruht nur in vollkommener Ruhe, in der Regelmäßigkeit der Mahlzeiten, des Schlafs und der Verrichtungen der schwerfällig gewordenen Organe.

„Das ist entsetzlich!" rief ich; „ich bin jung, lebenskräftig! Mögen lieber alle Bücher auf der ganzen Welt zugrunde gehen als meine Illusionen!"

Ich eilte aus meinem Arbeitszimmer heraus und stürzte mich in den Trubel von Paris. Und als ich die entzückendsten Gesichter an mir vorüberschweben sah, da bemerkte ich bald, daß ich nicht alt war. Die erste junge schöne und elegant gekleidete Frau, die mir begegnete, verjagt durch das Feuer ihres Blicks den ganzen Hexenspuk, dessen Opfer ich durch eigene Schuld war.

Ich hatte meine Schritte nach dem Tuileriengarten gelenkt, und kaum hatte ich ihn betreten, da bemerkte ich das Musterbild des Ehemanns, mit dem die Schlußkapitel dieses Buches sich beschäftigen. Hätte ich die Ehe, wie sie mir vorschwebt, charakterisieren, idealisieren oder personifizieren wollen, so wäre es der heiligen Dreifaltigkeit selber unmöglich gewesen, ein so vollkommenes Sinnbild derselben zu schaffen.

Der Leser stelle sich eine Frau von etwa fünfzig Jahren vor: sie trägt einen Überrock von braunrotem Merino; in ihrer linken Hand hält sie eine grüne Schnur, die an dem

Halsband eines hübschen kleinen englischen Pinschers befestigt ist; den rechten Arm reicht sie einem Herrn in Kniehosen und schwarzen Seidenstrümpfen, unter dessen Hut mit seltsam aufgekrempten Rändern eine schneeweise Taubenflügelfrisur sichtbar wurde. Ein Zöpfchen, von der Größe etwa einer Federpose, tanzte auf dem ziemlich fetten gelblichen Halse, den der zurückgeschlagene Kragen eines abgetragenen Rocks freiließ. Dieses Paar spazierte mit den würdevollen Schritten eines Botschafters; der Ehemann, der mindestens seine siebzig Jahre zählte, blieb freundlich stehen, so oft der Affenpinscher einen Einfall bekam. Ich beschleunigte meine Schritte, um dieses lebende Bild gegenwärtiger Betrachtung einzuholen, und war im höchsten Grade überrascht, als ich den Marquis von T. erkannte, den Freund des Grafen von Nocé, der mir seit langer Zeit das Ende der unterbrochenen Geschichte schuldig war, die ich in der siebzehnten Betrachtung bei der ‚Theorie des Bettes' mitgeteilt habe.

„Ich habe die Ehre," sagte er zu mir, „Ihnen Frau Marquise von T. vorzustellen."

Ich machte der Dame eine tiefe Verbeugung; ihr Gesicht war blaß und von Runzeln durchzogen; ihre Stirn schmückte ein Kranz von Löckchen, die aber nicht die geringste Illusion hervorriefen, sondern im Gegenteil nur zu gut zu all den Runzeln paßten, die diese Stirn durchzogen. Die Dame hatte ein bißchen Rot aufgelegt und sah ziemlich genau wie eine alte Provinzschauspielerin aus.

„Ich sehe nicht, was Sie gegen eine Ehe wie die unsrige sagen könnten!" sagte der alte Herr zu mir.

„Das ist auch durch die römischen Gesetze verboten!" antwortete ich lachend.

Die Marquise warf mir einen Blick zu, worin sich Unruhe und zugleich Mißbilligung aussprach; sie schien damit

sagen zu wollen: „Sollte ich etwa so alt geworden sein, um nichts weiter als eine Konkubine zu sein?“

Wir setzten uns auf eine Bank unter der schattigen Baumgruppe an der Ecke der hohen Terrasse, von der man die Place Louis quinze übersieht. Der Herbst entblätterte bereits die Bäume und streute vor uns die gelben Blätter seines Kranzes hin; aber die Sonne verbreitete immer noch eine sanfte Wärme.

„Nun, ist das Buch fertig?“ fragte mich der alte Herr in jenem salbungsvollen Tonfall, der den Mitgliedern der alten Aristokratie eigentümlich ist.

Er begleitete diese Worte mit einem sardonischen Lächeln, das deutlich genug war.

„So ziemlich,“ antwortete ich. „Ich stehe jetzt bei der philosophischen Situation, bei der, wie ich glauben möchte, Sie selber angelangt sind; aber ich gestehe Ihnen, ich . . .“

„Sie suchen Ideen?“ fiel er ein, indem er einen Satz beendigte, für den ich selber nicht die passenden Worte finden konnte. „Nun,“ fuhr er fort, „Sie können kühnlich die Behauptung aufstellen, ein Mensch — verstehen Sie mich recht, ich meine natürlich: ein denkender Mensch — spricht schließlich, wenn er im Winter seines Lebens steht, der Liebe geradezu die Existenz ab, die unsere aberwitzigen Illusionen ihr verliehen haben!“

„Wie? Sie wollten leugnen, daß es am Tage nach der Hochzeit Liebe gibt?“

„Am Tage nach der Hochzeit — hm. Das wäre allerdings ein Grund; aber meine Heirat ist eine Spekulation,“ fuhr er fort, indem er sich zu meinem Ohr neigte. „Ich habe mir die Pflege, die Aufmerksamkeiten, die Dienste gekauft, deren ich bedarf, und ich bin völlig sicher, daß gegen mich alle Rücksichten beobachtet werden, die mein Alter verlangt; denn ich habe in meinem Testament mein ganzes Vermögen meinem Neffen vermacht; da also meine

Frau nur so lange reich sein kann, als ich lebe, so begreifen Sie, daß . . .“

Ich sah den alten Herrn mit einem so durchbohrenden Blick an, daß er mir die Hand schüttelte und lachend zu mir sagte:

„Sie scheinen mir ein gutes Herz zu haben — nun, Sie können mir glauben, ich habe für Sie eine angenehme Überraschung in meinem Testament aufgehoben!“

„Kommen Sie doch, Joseph!“ rief die Marquise, indem sie einem Bedienten entgegenging, der einen Überrock mit wattiertem Seidenfutter auf dem Arm trug, „vielleicht ist es dem Herrn Marquis schon zu kalt gewesen.“

Der alte Marquis zog den Überzieher an, knöpfte ihn zu, nahm meinen Arm und ging mit mir nach dem Teil der Terrasse, der vom wärmsten Sonnenlicht überflutet wurde. Dort sagte er zu mir:

„In Ihrem Werke werden Sie ohne Zweifel vom Standpunkt des jungen Menschen über die Liebe gesprochen haben. Nun, wenn Sie aber Ihren Verpflichtungen gerecht werden wollen, die für Sie aus dem Wort ek . . . , elek . . .“

„Eklektische,“ sagte ich lächelnd zu ihm, denn dieser philosophische Ausdruck hatte ihm niemals in den Kopf gewollt.

„Ich kenne das Wort wohl!“ versetzte er; „wenn Sie also Ihrem Gelübde nachkommen und ‚eklektisch‘ sein wollen, so müssen Sie über die Liebe auch einige Gedanken gereifter Männer vorbringen; ich werde Ihnen diese mitteilen und werde Ihnen das Verdienst derselben — wenn überhaupt etwas Verdienstvolles daran ist — nicht streitig machen; denn ich will Ihnen etwas von meinem Eigentum vermachen — dies wird allerdings auch das einzige sein, was Sie davon bekommen!“

„Kein Vermögen an Geld kommt einem Vermögen an Ideen gleich — vorausgesetzt allerdings, daß die Ideen

gut seien! Ich werde also voller Dankbarkeit anhören, was Sie mir sagen wollen."

„Liebe gibt es nicht!" sprach der alte Herr, indem er mich ansah. „Es gibt mal ein Gefühl, es ist nur eine unglückliche Notwendigkeit, die zwischen den Bedürfnissen des Leibes und denen der Seele die Mitte hält. Wir wollen aber einmal für einen Augenblick auf Ihre jugendlichen Gedanken eingehen und das Wesen dieser sozialen Krankheit festzustellen versuchen. Ich glaube, Sie können die Liebe nur entweder als ein Bedürfnis oder als ein Gefühl auffassen."

Ich gab durch ein Zeichen meine Zustimmung zu erkennen.

„Fassen wir sie als ein Bedürfnis auf," fuhr der Marquis fort, „so macht die Liebe sich später als alle andern Bedürfnisse geltend und hört zuerst auf. Wir sind verliebt mit zwanzig Jahren — von den kleinen Abweichungen gestatten Sie mir wohl abzusehen — und wir sind nicht mehr verliebt mit fünfzig. Wie oft würde sich im Laufe dieser dreißig Jahre das Bedürfnis fühlbar machen, wenn wir nicht durch unsere die Sinnlichkeit reizenden Großstadtsitten dazu herausgefordert würden, ferner durch unsere Gewohnheit, im Verkehr nicht nur mit einer Frau, sondern mit Frauen zu leben? Was müssen wir für die Erhaltung unserer Rasse tun? Vielleicht so viele Kinder zeugen, wie wir Brüste haben — denn wenn das eine stirbt, so wird das andere leben. Wenn diese beiden Kinder stets programmgemäß einträfen, wohin würde es dann mit den Nationen kommen? Dreißig Millionen Menschen sind für Frankreich eine zu starke Bevölkerung, denn die Erträgnisse des Bodens reichen nicht dazu aus, mehr als zehn Millionen vor elendem Hunger zu bewahren. Denken Sie daran, daß die Chinesen bereits genötigt sind, ihre Kinder ins Wasser zu werfen; so berichten die Reisenden. Zwei Kinder zu

erzeugen — das also ist der ganze Zweck der Ehe. Die überflüssigen Liebesfreuden sind nicht nur Ausschweifung, sondern bedeuten sogar einen ungeheuren Verlust für den Menschen, wie ich Ihnen sofort nachweisen werde. Nun vergleichen Sie mit dieser armselig geringen Dauer und Betätigung der Liebe, was für Ansprüche die Befriedigung unserer übrigen Daseinsbedingungen tagaus, tagein und unser ganzes Leben lang an uns stellt! Die Natur macht uns stündlich auf unsere wirklichen Bedürfnisse aufmerksam; dagegen will sie durchaus nichts von den Ausschreitungen wissen, die unsere Phantasie zuweilen auf dem Gebiet der Liebe wünscht. Die Liebe ist also das allergeringste unserer Bedürfnisse, und das einzige, das wir vernachlässigen können, ohne daß dadurch den Funktionen unseres Körpers Abbruch geschieht. Die Liebe ist ein sozialer Luxus, wie Spitzen und Diamanten es sind. Betrachten wir die Liebe jetzt als Gefühl, so können wir dabei zwischen Vergnügen und Leidenschaft unterscheiden. Was ist das Wesen des Vergnügens? Die menschlichen Empfindungen beruhen auf zwei Grundgesetzen: Anziehung und Abneigung. Anziehung ist jene unbestimmte Vorliebe für alles, was unserm Selbsterhaltungstrieb schmeichelt; Abneigung geht aus demselben Instinkt hervor, indem er uns warnt, daß etwas ihm schädlich werden kann. Alles, was kräftig auf unsern Organismus wirkt, läßt uns unseres Daseins bewußt werden: und darin besteht eben das Vergnügen. Seine Einzelbestandteile sind der Wunsch und der Genuß, irgend etwas zu haben. Das Vergnügen ist ein in seiner Art einziges Element, und unsere Leidenschaften sind nur mehr oder minder ausdrucksvolle Abarten desselben; daher werden fast immer, wenn ein Vergnügen zur Gewohnheit wird, alle andern Vergnügungen dadurch ausgeschlossen. Nun aber hat die Liebe von allen unsern Freuden die geringste Stärke und die geringste

Dauer. Denn worin soll die Lust der Liebe bestehen? Etwa im Besitze eines schönen Leibes? Für Geld können Sie an einem einzigen Abend sich wunderschöne Odalisken verschaffen; aber einen Monat später werden sie vielleicht jegliches Gefühl in Ihnen auf ewig abgetötet haben. Oder sollte irgend ein anderer Grund vorliegen? Lieben Sie etwa eine Frau, weil sie gut gekleidet, elegant, reich ist? Weil sie in eigener Equipage fährt, weil sie Einfluß hat? Nennen Sie dies nicht Liebe — denn es ist nichts weiter als Eitelkeit, Habgier, Egoismus. Lieben Sie sie, weil sie geistreich ist? Dann geben Sie vielleicht einem literarischen Gefühl nach."

„Aber", rief ich, „die Liebe enthüllt ihre Wonnen nur denen, die in ihrem Denken und Fühlen, in ihrem Schicksal, ihrer Seele, ihrem Leben eins werden . . ."

„Oh! Oh! Oh!" rief der alte Herr spöttisch — „finden Sie mir in jeder Nation nur sieben Männer, die einer Frau, ich will nicht sagen: ihr Leben geopfert haben — denn das ist nichts von Bedeutung; der höchste Preis, der unter Napoleon für ein Menschenleben gezahlt wurde, stieg nicht über zwanzigtausend Franken; und es sind in Frankreich in diesem Augenblick zweihundertfünfzigtausend Tapfere, die das ihrige für zwei Zoll rotes Band dahingeben — nein, aber zeigen Sie mir sieben Männer, die einer Frau zehn Millionen geopfert haben, auf denen sie auch nur eine einzige Nacht allein geschlafen haben! Dubreuil und Phméja sind noch weniger selten, als die Liebe zwischen Fräulein Dupuis und Bolingbroke. Also entspringen diese Gefühle einer unbekannten Ursache. Aber Sie haben mich hiermit darauf gebracht, den letzten Satz unseres Themas in Angriff zu nehmen und die Liebe als eine Leidenschaft zu betrachten. Nun, ich sage Ihnen: sie ist die letzte und verächtlichste von allen. Sie verspricht alles und hält nichts. Wie als Bedürfnis kommt auch als Leidenschaft die Liebe zuletzt

und stirbt zuerst. Ah! Rache, Haß, Geiz, Spielsucht, Ehrgeiz, Fanatismus! In diesen Leidenschaften ist etwas Männliches; diese Gefühle sind unzerstörbar; sie veranlassen die von ihnen Beherrschten tagtäglich zu Opfern, die um der Liebe willen nur dann und wann einmal gebracht werden. — Aber, ich will Ihnen etwas sagen: schwören Sie jetzt der Liebe ganz und gar ab! Da haben Sie keine Scherereien, keine Sorgen, keine Unruhen mehr; da leiden Sie nicht mehr unter diesen kleinen Leidenschaften, durch die die menschlichen Kräfte vergeudet werden. Man lebt glücklich und ruhig; betrachtet man es vom sozialen Standpunkt, so kann man sagen: seine Macht ist unendlich viel größer und wirksamer. Dieses Lossagen von jenem eigentümlichen Etwas, Liebe genannt, ist die eigentliche Ursache der Macht aller Menschen, die auf Menschenmassen wirken. Aber das ist noch gar nichts! Oh, wenn Sie dann erst erkennen, mit welcher Zaubermacht ein solcher Mensch begabt ist, über welche Schätze geistiger Kraft er verfügt, welche körperliche Langlebigkeit er an sich selber entdeckt, wenn er jede Art menschlicher Leidenschaften von sich abgestreift hat und seine ganze Energie zugunsten seiner Seele aufwendet. Wenn Sie nur zwei Minuten lang die Reichtümer genießen könnten, die Gott den verständigen Menschen zuwendet, in deren Augen die Liebe ein flüchtiges Bedürfnis ist, dem man nur einmal sechs Monate lang nachgegeben zu haben braucht, als man zwanzig Jahre alt war; die er jenen Menschen zuwendet, die von den saftigen und unverdaulichen Beefsteaks der Normandie nichts wissen wollen, sondern sich von den reichlich sprossenden Wurzeln nähren und auf einer Streu von dürren Blättern schlafen, wie die Einsiedler der thebischen Wüste. Ah! nicht drei Sekunden lang würden Sie die Wolle der fünfzehn Merinos, die Ihre Hülle ist, auf Ihrem Leibe dulden! Sie würden Ihr Spazier-

stöckchen von sich werfen und würden von Stund an im Himmel wohnen. Da würden Sie die Liebe finden, die Sie im Erdenschlamm suchen; da würden Sie Konzerte von ganz anderm Wohllaut vernehmen, als die Rossinischen es sind, da würden Sie reinere Stimmen hören als die der Malebran . . . Aber ich spreche davon wie ein Blinder und nur vom Hörensagen: wäre ich nicht so um 1791 herum nach Deutschland gegangen, ich würde von alledem nichts wissen. Ja, der Mensch ist zum Unendlichen berufen! Es lebt in ihm ein Instinkt, der ihn zu Gott ruft. Gott ist alles, gibt alles, macht alles vergessen, und der Gedanke ist der Faden, den er uns gereicht hat, damit wir mit ihm in Verbindung seien!"

Plötzlich hielt er inne, das Auge zum Himmel aufgeschlagen.

„Der arme Kerl hat den Verstand verloren," dachte ich bei mir selber. Laut aber sagte ich: „Herr Marquis, es hieße die Vorliebe für eklektische Philosophie ein wenig zu weit treiben, wollte ich Ihre Ideen meinem Werke einverleiben — denn damit würde ich selber es zunichte machen. Es ist ganz und gar auf der Voraussetzung platonischer oder sinnlicher Liebe gegründet. Gott soll mich davor bewahren, mein Buch mit derartigen Lästerungen gegen alle gesellschaftlichen Einrichtungen zu beschließen. Lieber will ich versuchen, mit irgend einer pantagruelistisch verschmitzten Wendung zu meiner Herde von Junggesellen und anständigen Frauen zurückzukehren, will mir alle Mühe geben, für ihre Leidenschaften und Torheiten irgend einen gesellschaftlichen Nutzen oder Vernunftgrund als Vorwand ausfindig zu machen. Oh! oh! wenn der eheliche Friede uns zu derartigen Folgerungen führt, die unser Leben aller Illusionen entkleiden und allen Lichts — so kenne ich gar viele Ehemänner, die den Krieg vorziehen würden."

„Ah, junger Mann!“ rief der alte Marquis, „wenigstens brauche ich mir keine Vorwürfe zu machen, daß ich es unterlassen habe, einem verirrten Wanderer den rechten Weg zu zeigen.“

„Adieu, altes Gerippe!“ sagte ich bei mir selber, „adieu, wandelndes Eheglück! adieu, abgebranntes Feuerwerk! adieu, altes Bühnendekorationsstück! Zwar habe ich dir manchmal Züge von Leuten gegeben, die mir teuer gewesen sind, habe alte Familienbilder benutzt — aber fort mit dir in die Trödelbude des Bilderhändlers! geh zu Frau von T. und all den andern. Werdet alle miteinander Wirtshausschilder — ist mir ganz gleichgültig!“

SCHLUSS

EIN Einsiedler, der mit dem zweiten Gesicht begabt zu sein glaubt, hatte dem Volke Israels gesagt, es möge mit ihm auf einen Berg gehen, um dort die Offenbarung einiger Geheimnisse zu vernehmen; er sah sich von einer Schar begleitet, die eine so beträchtliche Strecke Weges bedeckte, daß seine Eitelkeit — obwohl er ein Prophet war — dadurch gekitzelt wurde.

Da aber sein Berg ziemlich weit entfernt war, so geschah es, daß bei der ersten Rast ein Handwerker sich erinnerte, daß er einem Herzog und Pair ein Paar Hausschuhe zu liefern habe; einer Frau fiel ein, daß der Brei für ihre Kinder auf dem Feuer stehe; und ein Zollpächter dachte daran, daß er Staatspapiere auf der Börse begeben müsse. Und sie gingen.

Ein bißchen weiterhin blieben unter den Ölbäumen Liebespaare zurück und vergaßen der Reden des Propheten; denn sie waren der Meinung, das gelobte Land sei da, wo sie weilten, und das göttliche Wort da, wo sie plauderten.

Fettleibige mit Sanchoschen Bäuchen, die seit einer Viertelstunde sich die Stirn mit ihren Taschentüchern abwischten, begannen Durst zu bekommen und blieben bei einer klaren Quelle zurück.

Einige frühere Soldaten klagten über Hühneraugen, die ihnen Nervenschmerzen machten, und sprachen von Austerlitz und engen Stiefeln.

An der zweiten Haltestelle flüsterten einige Angehörige der guten Gesellschaft sich ins Ohr:

„Aber dieser Prophet ist ja verrückt!"

„Haben Sie ihn reden hören?"

„Ich?! Ich bin nur aus Neugier gekommen."

„Und ich, weil ich sah, daß man ihm nachlief." (Dieser letztere war ein Fashionable.)

„Der Kerl ist ein Scharlatan."

Der Prophet ging rüstig weiter. Aber als er auf der Bergeshöhe angelangt war, von der man einen unermeßlichen Gesichtskreis überblickte, da wandte er sich um und sah bei sich nur einen einzigen armen Israeliten, zu dem er hätte sagen können, wie der Fürst von Ligne zu dem krummbeinigen kleinen Tambour, den er auf dem Platze fand, wo, wie er geglaubt hatte, die ganze Garnison ihn erwarten sollte:

„Nun, meine Herren Leser, wie es scheint, sind Sie nur einer?"

„Mann Gottes, der du mir bis hierher gefolgt bist! Ich hoffe, eine kurze Wiederholung der Hauptzüge wird dich nicht erschrecken; denn während dieser ganzen Reise bin ich überzeugt gewesen, daß du — genau wie ich selber — manchmal zu dir sagtest: ‚Zum Teufel auch, wohin geraten wir denn eigentlich?'"

Nun, mein ehrenwerter Leser, hier ist der rechte Ort, dich zu fragen, wie du über die Erneuerung des Tabakmonopols denkst, über die ungeheuerliche Besteuerung des

Weins, des Waffentragens, des Spiels, der Lotterie und der Spielkarten, des Branntweins, der Seife, der Baumwollen- und Seidenwaren usw."

„Ich meine: da diese Steuern ein volles Dritteil der ganzen Staatseinnahmen ausmachen, so wären wir in großer Verlegenheit, wenn ..."

„Jawohl, ein ausgezeichneter Musterehemann: wenn niemand sich betränke, spielte, rauchte und schnupfte, jagte — mit einem Wort: wenn wir in Frankreich keine Laster, keine Leidenschaften, keine Krankheiten hätten, dann stände der Staat zwei Fingerbreit vor einem Bankrott; denn wie es scheint, beruhen unsere Renten auf der hypothekarischen Grundlage der öffentlichen Verderbtheit, wie unser Handel nur vom Luxus lebt. Wenn man ein wenig genauer hinsehen will, beruhen alle Steuern auf der Ausnützung einer moralischen Krankheit, und um diese philosophische Untersuchung fortzusetzen — ich würde Gendarmen ohne Pferde und Lederhosen sehen, wenn jedermann sich ruhig verhielte, und wenn es weder Dummköpfe noch Faulenzer gäbe. Zwingen Sie also doch einmal die Menschen zur Tugend!.... Nun meine ich, es bestehen zwischen meinen anständigen Frauen und dem Staatshaushalt mehr Beziehungen, als man glaubt; und ich erbiete mich, Ihnen dies zu beweisen, wenn Sie mir erlauben wollen, mein Buch so zu beendigen, wie ich es angefangen habe: nämlich mit einem kleinen statistischen Aufsatz. Wollen Sie mir zugeben, daß ein Liebhaber öfter ein weißes Hemd anziehen muß, als ein Ehemann oder ein nicht mit einer Liebschaft beschäftigter Junggeselle es tut? Das scheint mir zweifellos zu sein. Den Unterschied, der zwischen einem Ehemann und einem Liebhaber besteht, erkennt man schon am Äußern ihres Anzugs. Der eine verschmäht künstliche Schönheitsmittel, sein Bart bleibt oftmals längere Zeit unbe-

schnitten — der andere dagegen läßt sich stets nur in Wehr und Rüstung sehen. Sterne hat sehr witzig gesagt, das Rechnungsbuch seiner Wäscherin habe von allen ihm bekannten Abhandlungen über seinem Tristram Shandy den größten historischen Wert; aus der Anzahl der von ihm verbrauchten Hemden könne man darauf schließen, welche Stellen seines Buches ihm beim Schreiben die größte Mühe gemacht hätten. So ist auch bei Liebenden die Wäscherechnung der getreueste und unparteiischste Geschichtsbericht über ihre Liebe. Eine Leidenschaft erfordert nämlich eine erstaunliche Menge von Kragen, Krawatten und Kleidern, um den Ansprüchen der Koketterie zu genügen; denn ein ungeheurer Nimbus umgibt die blendende Weiße des Strumpfs, den Glanz eines Halskragens oder eines Spencers, die künstlerisch gelegten Falten eines Herrenhemds, die Anmut einer Krawatte und einer Halsbinde. Dies erklärt die Stelle in meiner zweiten Betrachtung, wo ich von der anständigen Frau sagte: „Fortwährend hat sie damit zu tun, ihre Röcke stärken zu lassen.“ Ich habe mich bei einer Dame erkundigt, auf welche Summe diese von der Liebe auferlegte Brandschatzung beanschlagt werden könnte, und ich erinnere mich, daß sie diese für eine Frau auf hundert Franken jährlich festsetzte, dann aber mit einer gewissen Offenherzigkeit hinzufügte: „Aber das richtet sich ganz nach dem Charakter der Männer, denn es gibt unter ihnen manche, deren Ansprüche ganz unberechenbar sind.“ Indessen kamen wir nach einer sehr gründlichen Untersuchung, wobei ich die Partei der Junggesellen und die Dame die ihres Geschlechts vertrat, dahin überein: daß zwei Liebende der gesellschaftlichen Kreise, mit denen unser Buch sich beschäftigt hat, zusammen, und eins und das andere berechnet, jährlich hundertfünfzig Franken mehr ausgeben müssen als in Friedenszeiten. Durch ein

ähnliches freundschaftliches Übereinkommen stellten wir nach langem Hin- und Widerreden ferner fest, daß für alle andern Teile des Anzugs der Unterschied in der Ausrüstung auf Kriegsfuß und zu Friedenszeit zusammen etwa vierhundert Franken betrage. Diese Berechnung wurde sogar von allen männlichen und weiblichen kriegführenden Mächten, die wir befragten, für sehr knapp erachtet. Da uns mehrere Personen wichtige Aufklärungen über diesen heiklen Gegenstand gaben, so gerieten wir auf den Gedanken, einige kluge Köpfe bei einem Mahle zu vereinigen, damit wir bei diesen wichtigen Untersuchungen uns einer sachverständigen Führung erfreuen dürften. Glänzende Reden wurden improvisiert, und beim Gläserklang empfingen die nachstehenden Abschnitte des Staatshaushalts der Liebe eine Art gesetzgeberischer Weihe: eine Summe von hundert Franken wurde für Dienstmänner und Droschken zugebilligt. Fünfzig Taler schienen durchaus nicht übertrieben zu sein für die Pastetchen, die man auf Spaziergängen ißt, für Veilchensträuße und Theaterbesuche. Eine Summe von zweihundert Franken wurde als notwendig erachtet für die außerordentlichen Ansprüche des Gaumens und die Diners, die man in den Restaurationen einnimmt.

Sobald die Höhe der Ausgaben festgestellt war, mußte sie doch auch durch eine Einnahme gedeckt werden. Bei der Debatte darüber wurde ein junger Chevauleger — der König hatte damals, als diese Beratung stattfand, noch nicht seine roten Haustruppen aufgelöst — der durch den Champagnerwein ein bißchen ‚ebriolus' geworden war, zur Ordnung gerufen, weil er Liebesleute mit Destillierapparaten zu vergleichen wagte. Aber ein Kapitel, das die heftigsten Debatten hervorrief, das sogar mehrere Wochen hindurch vertagt wurde und die Ernennung eines eigenen Berichterstatters notwendig machte, war das Kapitel der

Geschenke. In der letzten Sitzung ergriff die zarte Frau von D. zuerst das Wort und suchte in einer anmutsvollen Rede, die für den Adel ihrer Gefühle ein schönes Zeugnis ablegte, nachzuweisen, daß den Geschenken der Liebe meistens ein innerer Wert nicht beikomme. Der Verfasser antwortete, es gebe keine Liebenden, die nicht ihr Bildnis anfertigen ließen. Eine Dame wandte dagegen ein, die Ausgabe für das Porträt sei nur eine einmalige Kapitalanlage, denn man versäume niemals, es zurückzufordern, um es von neuem in Kurs zu setzen. Plötzlich aber stand ein provenzalischer Edelmann auf, um eine Philippika gegen die Frauen zu halten. Er sprach von der die meisten verliebten Frauen verzehrenden unglaublich heißen Gier nach Pelzwerk, Seidenzeug, Stoffen, Schmucksachen und Möbeln; aber eine Dame unterbrach ihn mit der Frage, ob ihre intime Freundin, Frau von O...y, nicht bereits zweimal seine Schulden für ihn bezahlt hätte.

„Sie irren sich, meine Gnädige!" versetzte der Provenzale, „das war ihr Gatte."

„Der Redner wird zur Ordnung gerufen", rief der Präsident, „und wird dazu verurteilt, die ganze Versammlung zu bewirten, weil er das Wort ‚Gatte' gebraucht hat."

Der Provenzale wurde in allen Punkten widerlegt durch eine Dame, die den Nachweis zu führen suchte, daß die Frauen in der Liebe einer viel größern Hingebung fähig seien als die Männer; daß die Liebhaber sehr viel Geld kosteten und daß eine anständige Frau sich sehr glücklich schätzen würde, wenn sie jährlich auch nur mit einer Ausgabe von zweitausend Franken davonkäme. Die Debatte drohte in persönliche Bemerkungen auszuarten, als schließlich der Antrag auf Abstimmung gestellt wurde. Die Schlußfolgerungen der Kommission wurden von der Versammlung als richtig anerkannt. Sie gingen im wesentlichen dahin, daß die jährliche Ausgabe für gegenseitige

Geschenke zwischen Liebesleuten auf fünfhundert Franken zu veranschlagen seien; in dieser Zahl seien jedoch inbegriffen: 1. die Ausgaben für Landpartien; 2. die Kosten der Medizinen für die Erkältungen, die man sich holte, indem man abends in den zu feuchten Parkwegen spazieren ging, oder indem man spät nachts vom Theater nach Hause käme; diese Erkältungen seien nämlich als richtige Geschenke anzusehen; 3. Briefporto und Ausgaben für Schreibzeug; 4. Reisen und allgemeine Unkosten, die etwa sonst bei der Berechnung übersehen sein sollten. Unberücksichtigt blieben jedoch etwaige törichte Ausgaben von Verschwendern, sintemalen es nach den Untersuchungen der Kommission feststände, daß derartige Verschwendung meistens nicht für verheiratete Frauen, sondern nur für Operntänzerinnen betrieben würde. Das Ergebnis dieser pekuniären Liebesstatistik lautete, daß, eins ins andere gerechnet, eine Leidenschaft jährlich etwa fünfzehnhundert Franken kostete; diese Ausgabe verteile sich auf die beiden Liebenden oft in sehr ungleicher Art, ohne deren Verhältnis aber würde es nicht stattfinden. Einstimmig stellte die Versammlung fest, daß diese Zahl das Mindestmaß der Jahreskosten einer Liebesleidenschaft bezeichnete. Da wir nun, mein werter Herr, durch die Berechnungen unserer Ehestatistik in den Betrachtungen I bis III unwiderleglich nachgewiesen haben, daß in Frankreich eine Durchschnittszahl von mindestens fünfzehnhunderttausend illegitimen Liebesverhältnissen vorhanden ist, so folgt daraus:

Daß zu der großen Umlaufsbewegung des Geldes — dieses echten sozialen Blutes, für das das Staatsbudget die Stelle des Herzens vertritt — die unerlaubten Liebesverhältnisse des Drittels der französischen Bevölkerung eine Summe von ungefähr drei Milliarden beitragen;

daß die anständige Frau nicht nur den Kindern des Vaterlands, sondern auch dessen Kapitalien das Leben schenkt;

daß unsere gewerblichen Unternehmungen ihr Gedeihen nur diesem Umlauf verdanken;

daß die anständige Frau im wahren Sinne des Worts am Budget beteiligt und Konsumentin ist;

daß die geringste Baisse in der allgemeinen Liebe unberechenbares Unglück für den Fiskus und die Rentner nach sich ziehen würde;

daß mindestens der dritte Teil des Einkommens eines Ehemanns hypothekarisch auf die Unbeständigkeit seiner Frau sichergestellt ist — usw.

Ich weiß wohl, Sie öffnen bereits den Mund, um mir einen Vortrag über Sitten, über Politik, über Gut und Böse zu halten . . . Aber mein werter Minotaurisierter, ist nicht das Glück das Ziel, wonach alle gesellschaftlichen Einrichtungen streben müssen? Ist nicht dieser Grundsatz schuld daran, daß die armen Könige sich mit ihren Völkern so viele Mühe machen? Nun, die anständige Frau hat allerdings nicht wie jene Throne, Gendarmen, Gerichtshöfe — sie hat nur ein Bett darzubieten. Aber wenn unsere vierhunderttausend Frauen mit Hilfe dieser sinnreichen Maschine eine Million Junggesellen glücklich machen, und obendrei noch ihre vierhunderttausend Ehemänner — erreichen sie dadurch nicht auf eine geheimnisvolle Weise und ohne jedes Aufsehen dasselbe Ziel, das jede Regierung im Auge hat: nämlich der großen Menge eine möglichst große Summe von Glück zu geben?

„Ja, aber die Verdrießlichkeiten, die Kinder, all das Unglück . . ."

Ach, erlauben Sie mir nur, auf das tröstende Wort hinzuweisen, das einer unserer geistvollsten Karikaturenzeichner unter einen seiner bittern Angriffe schrieb: ‚Der Mensch ist nicht vollkommen!' Damit sie vollkommen seien, genügt es also, wenn bei unsern Einrichtungen die Unzuträglichkeiten nicht größer sind als die Vorteile; denn

vom sozialen Standpunkt aus betrachtet, befindet das Menschengeschlecht sich nicht zwischen dem Guten und dem Schlimmen, sondern zwischen dem Schlimmen und dem Schlimmeren. Wenn nun unser jetzt vollendetes Buch sich das Ziel gesetzt hat, die schlimmste aller Eheeinrichtungen etwas weniger schlimm zu machen, indem es die Irrtümer und Widersprüche enthüllt, an denen unsere Sitten und unsere Vorurteile schuld sind — so wird dies gewiß einer der schönsten Ruhmestitel sein, die ein Mensch vorweisen kann, um unter die ‚Wohltäter der Menschheit' gerechnet zu werden. Der Verfasser hat ja versucht, indem er den Ehemännern Waffen gab, dadurch die Frauen zu größerer Zurückhaltung zu bewegen — oder was dasselbe sagen will, die Leidenschaften heftiger zu machen, dem Fiskus mehr Geld, dem Handel und Ackerbau mehr Leben zuzuführen! Dank dieser letzten Betrachtung darf er sich schmeicheln, das Gelübde des Eklektizismus, womit er an dieses Buch herantrat, vollkommen erfüllt zu haben; er hofft wie ein Generalstaatsanwalt, alle für den Prozeß in Betracht kommenden Fragen klargelegt zu haben, ohne aber Schlußfolgerungen zu ziehen. Welchen Zweck hätte es denn auch für Sie, hier ein Axiom zu finden? Tronchet war gegen Ende seines Lebens der Meinung, die Gesetzgebung habe bei der Ehe viel weniger Rücksicht auf die Gatten als auf die Kinder genommen. Wünschen Sie in diesem Buch eine Verteidigung dieser Meinung zu sehen? Mir ist es recht. Oder wäre es Ihnen lieber, dieses Buch wäre eine Art Beweis für die Predigt jenes Kapuziners, der vor Anna von Österreich predigte; als er sah, daß die Königin und ihre Damen über seine allzu siegreichen Beweisgründe ihrer Schwachheit sehr aufgebracht waren, sagte er zu ihnen beim Herabsteigen von der Kanzel der Wahrheit: ‚Aber Sie alle sind anständige Frauen, und nur wir Männer sind leider Söhne von Samariterinnen.' Auch

dies ist mir recht. Es sei Ihnen erlaubt, jede Ihnen beliebige Schlußfolgerung aus meinem Buche zu ziehen; denn nach meiner Meinung ist es kaum möglich, daß zwei einander widersprechende Ideen über diesen Gegenstand trotz allen Widersprüchen nicht dennoch beide dieses oder jenes Richtige enthalten. Aber dies Buch ist nicht für oder gegen die Ehe geschrieben; es sollte Ihnen nur eine möglichst genaue Beschreibung derselben liefern. Wenn wir durch die Untersuchung der Maschine dahin gelangen können, einen ihrer Räderteile zu vervollkommnen, wenn wir durch die Reinigung eines verrosteten Bestandteils dem ganzen Mechanismus neue Triebkraft gegeben haben — so billigt dem Arbeiter einen Lohn zu. Wenn der Verfasser so unverschämt gewesen ist, allzu harte Wahrheiten zu sagen; wenn er zu oft Einzelfälle verallgemeinert hat; wenn er sich zu wenig um die Gemeinplätze bekümmert hat, deren man sich seit undenklichen Zeiten bedient, um den Frauen Weihrauch zu streuen — oh! so werde er gekreuzigt! Aber schreibt ihm keine feindseligen Absichten gegen die Einrichtung selbst zu: was er gesagt hat, richtet sich nur gegen die Frauen und gegen die Männer. Er weiß, daß die Ehe unangreifbar ist, solange sie nicht durch die Ehe selber umgestürzt ist. Und wenn so viele Klagen gegen diese Einrichtung laut werden, so geschieht dies im Grunde vielleicht nur deshalb, weil der Mensch nur für seine Leiden Gedächtnis hat, weil er seine Frau anklagt, wie er das Leben anklagt — denn die Ehe ist ein Leben im Leben. Indessen mag es Leute geben, die sich beim Lesen ihrer Zeitung selber ein Urteil zu bilden gewohnt sind, trotzdem aber über ein Buch herziehen, wenn es in der grundsätzlichen Durchführung des Eklektizismus zu weit gehen wollte. Wenn nun diese Leute durchaus etwas brauchen, was nach einem Schluß aussieht, so ist es nicht unmöglich, ihnen so einen zu finden. Und da dies Buch mit einigen

Worten Napoleons begann — warum sollte es nicht ebenso schließen?

In voller Sitzung des Staatsrats schleuderte der erste Konsul ein Donnerwort hervor, das ein Lobspruch und eine Satire auf die Ehe ist und zugleich den Inhalt unseres Buches wiedergibt:

‚Wenn der Mann nicht alt würde, so wollte ich nichts davon wissen, daß er eine Frau nähme!'

NACHSCHRIFT

„UND werden Sie sich verheiraten?" fragte die Herzogin, der der Verfasser soeben sein Manuskript vorgelesen hatte.

(Diese Herzogin war eine von den beiden Damen, deren scharfem Verstande der Verfasser bereits in der Einleitung seines Buchs seine Ehrerbietung bezeigt hat.)

„Gewiß, Madame," antwortete er. „Einer Frau zu begegnen, die kühn genug ist, von mir noch etwas wissen zu wollen, wird mir von jetzt an die teuerste Hoffnung sein."

„Ist das Resignation oder Geckenhaftigkeit?"

„Das ist mein Geheimnis."

„Nun, mein Herr Doktor der ehelichen Künste und Wissenschaften — erlauben Sie mir, Ihnen eine kleine morgenländische Fabel zu erzählen, die ich mal in irgend einer Sammlung gelesen habe, wie sie früher alljährlich in Almanachform erschienen. Im Anfang der Kaiserzeit brachten die Damen ein neues Spiel in Mode; es bestand darin, von der Person, die den Partner bei diesem Spiel machte, nichts anzunehmen, ohne das Wort ‚Diadeste' zu sagen. Eine Partie dauerte, wie Sie sich wohl denken können, wochenlang, und die Hauptfeinheit bestand darin, den Gegner zu überraschen, indem er irgend eine Kleinigkeit annahm, ohne das vorgeschriebene Wort auszusprechen."

„Galt dies auch für einen Kuß?“

„Oh! Auf diese Weise habe ich das ‚Diadeste‘ zwanzigmal gewonnen!“ sagte sie lachend. — „Es war, glaube ich, um jene Zeit, und weil gerade damals dieses Spiel von arabischem oder chinesischem Ursprung Mode wurde, daß meine Fabel der Ehre der Druckerschwärze gewürdigt wurde. — Aber wenn ich sie Ihnen erzähle,“ sagte sie — und dabei unterbrach sie sich, um mit dem Zeigefinger ihrer Rechten auf eine reizend kokette Art ihren einen Nasenflügel zu kratzen — „so erlauben Sie mir, Sie an das Ende Ihres Buches zu stellen.“

„Würde es nicht dadurch einen wahren Schatz erhalten? Ich habe gegen Sie bereits so viele Verpflichtungen, daß Sie es mir unmöglich gemacht haben, sie wieder wettzumachen. Ich bin also einverstanden.“

Sie lächelte boshaft und begann ihre Erzählung:

„Ein Philosoph hatte eine sehr umfangreiche Sammlung aller Streiche geschrieben, die unser Geschlecht den Männern spielen kann; und um sich gegen uns zu schützen, trug er dies Manuskript beständig bei sich. Eines Tages gelangte er auf einer Reise in die Nähe eines Araberlagers. Eine junge Frau, die im Schatten einer Palme saß, stand bei der Annäherung des Wanderers plötzlich auf und lud ihn so zuvorkommend ein, sich in ihrem Zelt auszuruhen, daß er nicht umhin konnte, die Einladung anzunehmen. Der Gemahl der Dame war augenblicklich abwesend. Kaum hatte der Philosoph sich auf einen weichen Teppich gesetzt, so bot seine anmutige Wirtin ihm frische Datteln und einen Krug von Milch; unwillkürlich bemerkte er die vollkommene Schönheit der Hände, die ihm das Getränk und die Früchte darreichten. Um sich aber den Empfindungen zu entziehen, die die Reize der jungen Araberin in ihm erregten, ergriff der weise Mann sein Buch und begann zu lesen. Etwas empfindlich über diese Mißachtung,

sagte das verführerische Weib mit der wohllautendsten Stimme zu ihm:

‚Das Buch muß sehr interessant sein, da es allein dir würdig erscheint, um deine Aufmerksamkeit zu fesseln. Ist es unbescheiden von mir, wenn ich dich frage, von welcher Wissenschaft es handelt?‘

Der Philosoph antwortete, ohne die Augen aufzuschlagen:

‚Der Gegenstand dieses Buches gehört nicht zum Bereiche der Frau.‘

Dieser abschlägige Bescheid des Philosophen erregte immer mehr die Neugierde der jungen Araberin. Sie streckte das hübscheste Füßchen vor, das jemals seine flüchtige Spur auf dem beweglichen Sande der Wüste zurückgelassen hatte. Der Philosoph wurde zerstreut; die Versuchung war für sein Auge zu groß, und bald wanderte es von diesen verheißungsreichen Füßen empor zu dem noch entzückendern Mieder; und nicht lange dauerte es, da verschmolz die Flamme seiner Bewunderung mit dem Feuer, das aus den glühenden schwarzen Augen der jungen Asiatin sprühte. Sie wiederholte ihre Frage nach dem Buche mit einer so lieblichen Stimme, daß der Philosoph entzückt antwortete:

‚Ich bin der Verfasser des Buches, aber der Inhalt ist nicht von mir: es enthält nämlich alle Listen, die von den Frauen erfunden worden sind.‘

‚Wie? alle ohne Ausnahme?‘ fragte die Tochter der Wüste.

‚Ja alle, und nur durch ein beständiges Studium der Frauen bin ich dahin gelangt, sie nicht mehr zu fürchten.‘

‚Ah!‘ sagte die junge Araberin und senkte die langen Wimpern ihrer weißen Augenlider.

Hierauf warf sie plötzlich dem hochweisen Herrn einen so lebhaften Blick zu, daß er bald sein Buch und alle darin

enthaltenen Streiche vergaß. Auf einmal ist mein Philosoph der allerverliebteste Mann. Da er im Benehmen der jungen Frau eine leichte Koketterie zu bemerken glaubte, so wagte der Fremde ein Geständnis. Wie hätte er auch widerstehen können? Der Himmel war blau, der Sand glänzte in der Ferne wie eine goldene Woge, der Wüstenwind brachte den Hauch der Liebe mit sich, und die Araberin schien alle Feuer zurückzustrahlen, von denen sie umgeben war. Die durchdringenden Augen des Philosophen wurden feucht; und mit einer Neigung des Kopfes, die diese lichterfüllte Atmosphäre in eine Wellenbewegung zu versetzen schienen, willigte die Araberin ein, die Liebesworte des Fremden anzuhören. Der Weise berauschte sich schon in den süßesten Hoffnungen, als plötzlich in der Ferne der Galopp eines anscheinend mit Flügeln begabten Pferdes sich hören ließ und die junge Frau ausrief:

‚Wir sind verloren! Mein Gatte wird uns überraschen. Er ist eifersüchtig wie ein Tiger und noch unbarmherziger. Im Namen des Propheten, und wenn dir dein Leben lieb ist, verstecke dich in dieser Truhe!‘

Der Buchschreiber bekam Angst; er sah keinen Ausweg aus dieser bösen Lage und kroch in die Truhe hinein; die Frau sperrte den Deckel zu und steckte den Schlüssel zu sich. Dann ging sie ihrem Gatten entgegen, und nachdem sie ihn mit einigen Liebkosungen begrüßt hatte, die ihn in gute Stimmung versetzten, sagte sie:

‚Ich muß dir ein recht seltsames Abenteuer erzählen.‘

Der Araber setzte sich auf einen Teppich, kreuzte nach morgenländischer Sitte die Beine und antwortete:

‚Ich höre, meine Gazelle.‘

‚Heute kam eine Art Philosoph. Er behauptet, in einem Buche alle Schelmenstreiche gesammelt zu haben, deren mein Geschlecht fähig ist, und dieser vorgebliche Weise hat mir von Liebe gesprochen.‘

‚So? und . . . ?‘ schrie der Araber.

‚Ich habe ihn angehört!‘ antwortete sie kaltblütig; ‚er ist jung, stürmisch und . . . du bist gerade zur rechten Zeit angekommen, um meiner wankenden Tugend beizustehen!‘

Der Araber machte einen Satz wie ein Löwe und riß brüllend seinen Handschar aus dem Gürtel. Der Philosoph, der in seiner Truhe jedes Wort hörte, wünschte sein Buch, die Weiber und alle Männer des steinigen Arabiens zu Ahriman.

‚Fatme!‘ rief der Gatte; ‚wenn dir etwas an deinem Leben liegt, so antworte! Wo ist der Schurke?‘

Erschreckt über das Gewitter, das sie zu ihrem Spaß heraufbeschworen hatte, warf sich Fatme ihrem Mann zu Füßen. Unter dem drohenden Stahl des Dolches zitternd, bezeichnete sie mit einem einzigen ebenso schnellen wie furchtsamen Blick die Truhe. Mit schamroten Wangen stand sie auf, nahm aus ihrem Gürtel den Schlüssel und reichte ihn dem Eifersüchtigen; aber im Augenblick, wo er die Truhe öffnen wollte, lachte die schlaue Araberin laut auf. Ganz verdutzt hielt Farun inne und sah seine Frau mit einer gewissen Unruhe an. Diese aber rief, vor Freude hüpfend:

‚Endlich bekomme ich meine schöne goldene Kette! Gib sie mir! Du hast das ‚Diadeste‘ verloren. Ein anderes Mal sei nicht so vergeßlich.‘

Verblüfft ließ der Gatte den Schlüssel fallen, überreichte auf seinen Knieen die wundervolle goldene Kette und versprach seiner geliebten Fatme, er wolle ihr alle Kleinode der im Laufe des Jahres vorüberziehenden Karawanen bringen, wenn sie in Zukunft nicht mehr so grausame Listen anwenden wolle, um das ‚Diadeste‘ zu gewinnen; und da er ein Araber war und nicht gerne eine goldene Kette verlor, wenn sie auch in den Besitz seiner Frau überging, so bestieg er flugs wieder seinen Renner und ritt

ab, um in der Wüste nach Belieben schimpfen zu können — denn er liebte Fatme zu sehr, um ihr ins Gesicht zu zeigen, daß ihm etwas an ihr nicht recht war. Die junge Frau aber zog jetzt den Philosophen aus der Truhe heraus, in der er mehr tot als lebendig lag, und sagte ernst zu ihm: ‚Herr Doktor, vergessen Sie in Ihrer Sammlung ja nicht diesen Streich.‘“

„Madame,“ sagte ich zur Herzogin, „ich verstehe! Wenn ich mich verheirate, muß ich irgend einer unbekannten Teufelei unterliegen; aber in diesem Falle — verlassen Sie sich darauf — werde ich meinen bewundernden Zeitgenossen den Anblick einer Musterehe darbieten.“

Paris, 1824—1829.

INHALT

EINLEITUNG 7

I. ALLGEMEINE BETRACHTUNGEN

Der Gegenstand 22
Ehestatistik 32
Die anständige Frau 44
Die tugendhafte Frau 53
Die Prädestinierten 70
Die Pensionate 94
Der Honigmond 107
Die ersten Symptome 126
Nachwort 141

II. VON DEN VERTEIDIGUNGSMITTELN IM INNERN UND NACH AUSSEN

Ehemannspolitik 156
Die Bildung in der Ehe 168
Hygiene der Ehe 177
Persönliche Mittel 187
Die Wohnung 199
Zollrevision 206
Konstitutionelle Eheregierung 215
Theorie des Bettes 228
Eherevolutionen 259
Der Liebhaber 267
Über die Polizei 271
Die Kunst des Nachhausekommens 297
Die Peripetien 305

III. DER HÄUSLICHE KRIEG

Die Manifeste 318
Strategische Grundsätze 324

Die Verbündeten der Frau 353
Die verschiedenen Waffen 376
Die letzten Symptome 396
Entschädigungen 402
Der eheliche Friede 412
Schluß 424
Nachschrift 434

DEUTSCHE ÜBERTRAGUNG VON HEINRICH CONRAD. DER DRUCK DER ZWEITEN AUFLAGE DIESES BUCHES ERFOLGTE IN DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI ZU LEIPZIG

Im Insel-Verlag zu Leipzig ist erschienen:

HONORÉ DE BALZACS MENSCHLICHE KOMÖDIE

Deutsche Ausgabe der Romane und Erzählungen Balzacs in vierzehn Bänden, bearbeitet von *Gisela Etzel, Felix P. Greve, Ernst Hardt, Heinrich Mann, René Schickele, Hedwig Lachmann;* mit einer Einleitung von *Hugo v. Hofmannsthal* und einer Wiedergabe von *Rodins* Balzac-Statue in Heliogravüre. Titel- und Einband-Zeichnungen von *Eric Gill.*

Die Bände werden enthalten:

I. Band. Einleitung von *Hugo von Hofmannsthal.* Balzacs Vorrede zur Menschlichen Komödie. Ein Junggesellenheim (La Rabouilleuse). Übertragen von *Felix Paul Greve.*

II. Band. Erzählungen aus der Napoleonischen Sphäre: Oberst Chabert; Eine Leidenschaft in der Wüste; Lebwohl; El Verdugo; Eine dunkle Begebenheit. Übertragen von *Felix P. Greve.*

III. Band. Eugenie Grandet; Der Ehevertrag. Übertragen von *Gisela Etzel.*

IV. Band. Die Lilie im Tal; Die verlassene Frau. Übertragen von *René Schickele.*

V. Band. Verlorene Illusionen. I. Teil: Die beiden Dichter; Ein großer Mann aus der Provinz in Paris; I. Teil. Übertragen von *Hedwig Lachmann.*

VI. Band. Verlorene Illusionen. II. Teil: Ein großer Mann aus der Provinz in Paris; II. Teil. Die Tragödie des Erfinders. Übertragen von *Hedwig Lachmann.*

VII. Band. Glanz und Elend der Kurtisanen. I. Teil: Von der Liebe der Dirnen; Was alte Herren sich die Liebe kosten lassen. Übertragen von *Felix Paul Greve.*

VIII. Band. Glanz und Elend der Kurtisanen. II. Teil: Der Weg des Bösen; Vautrins letzte Verkörperung. — Das unbekannte Meisterwerk. Übertragen von *Felix Paul Greve.*

IX. Band. Das Haus Nucingen; Vater Goriot. Übertragen von *Gisela Etzel.*

X. Band. Die Geschichte der Dreizehn: Ferragus; Die Herzogin von Langeais; Das Mädchen mit den Goldaugen. Übertragen v. *Ernst Hardt.*

XI. Band. Cousine Bette. Übertr. von *Heinr. Mann.*

XII. Band. Das Chagrinleder; Die Frau von dreißig Jahren. Übertragen von *René Schickele*

XIII. Band. Philosophische Erzählungen: Seraphita, Louis Lambert; Ein Drama am Meeresstrand; Das rote Gasthaus; Das Lebenselixier. Übertragen von *Gisela Etzel.*

XIV. Band. Kleinere Erzählungen: Das Antiquitätenkabinett; Die alte Jungfer; Sarrasine; Facino Cane. Übertragen v. *René Schickele.*

Änderungen im Programm, besonders die Umstellung einzelner Bände, behält der Verlag sich vor. Die Bände, durchschnittlich 450 Seiten stark, erscheinen in Zwischenräumen von anderthalb bis zwei Monaten und kosten geheftet M. 4.—, in Leinen M. 5.—, in Leder M. 7.—; Vorzugsausgabe auf Insel-Büttenpapier in Maroquin M. 15.—. *Einzelne* Bände der *Gesamt*-Ausgabe können *ausnahmslos* nicht abgegeben werden; die Abnahme des ersten Bandes verpflichtet zum Kauf aller übrigen.